

**Alltagskultur im Museum
Zwischen Anspruch und Realität**

Dissertation
zur Erlangung der Würde einer Doktorin der Philosophie

vorgelegt der Philosophisch-Historischen Fakultät
der Universität Basel

von
Anja Schöne
von Flensburg/Deutschland

Münster 1998
Waxmann Verlag

Inhalt

Seite

Vorwort	
1. Einleitung	15
1.1 Fragestellung, Forschungsziel und Untersuchungsablauf	25
2. Alltagsbegriff und Alltagsforschung	31
2.1 Zur Begriffsgeschichte von „Alltag“.....	31
2.2 Alltagstheorien in Philosophie und Soziologie	35
2.3 Alltagsgeschichtsforschung in Deutschland.....	45
2.4 Alltagskulturdiskussion in der deutschen Volkskunde	56
2.5 Alltagsforschung in der Schweiz.....	63
3. Alltagsgeschichte und -kultur in historischen und kulturhistorischen Museen	73
3.1 Alltagsgeschichte im Museum.....	74
3.2 Alltagskultur und Didaktik.....	76
3.3 Alltagskultur und Sammlungsstrategien	80
Exkurs: Das Schwedische SAMDOK-Programm.....	84
3.4 Alltagskultur und Inszenierung.....	86
3.5 Alltagskultur passé?.....	89
3.6 Entwicklungen der Alltagsforschung in Schweizer Museen	96
3.6.1 Das Schweizerische Museum für Volkskunde, Basel.....	96
3.6.2 Das Berner Historische Museum.....	98
3.6.3 Das Rätische Museum, Chur.....	99
3.6.4 Das Schweizerische Landesmuseum, Zürich.....	100

4.	Alltagskultur in Museen mit orts- und heimatkundlichen Sammlungen	105
4.1	Alltagskultur im Heimatmuseum.....	105
4.1.1	Existenzbedingungen von Orts- und Heimatmuseen	106
4.1.2	Die Rolle der Alltagskultur für die akademischen Ansprüche an Orts- und Heimatmuseen.....	109
4.2	Das „Heimatmuseum Chüechlihus“ in Langnau im Emmental	113
4.2.1	Einige Aspekte zur Geschichte des Emmentals.....	113
4.2.2	Das „Heimatmuseum Chüechlihus“ heute.....	116
4.2.3	Sammlungsgeschichte und Museumsentwicklung	117
4.2.4	Grundlagen der Ausstellungskonzeption.....	121
4.2.5	Die Ausstellungskonzeption.....	122
4.2.6	Das Verhältnis von Alltagsvorstellung und ihrer Umsetzung	128
4.2.7	Wertung der Museumsbesucher.....	128
4.2.8	Stellungnahme des Museumsträgers.....	130
4.2.9	Zusammenfassung.....	131
4.3	Alltagskultur im Stadtmuseum.....	135
4.3.1	Stadtkultur als Forschungs- und Ausstellungsthema	135
4.4	Das „Stadtmuseum Hornmoldhaus“, Bietigheim-Bissingen	140
4.4.1	Die Sammlungsentwicklung.....	141
4.4.2	Die Ausstellungskonzeption.....	142
4.4.3	Das Verhältnis von Alltagstheorie und ihrer Umsetzung	147
4.4.4	Wertung der Museumsbesucher.....	148
4.4.5	Stellungnahme des Museumsträgers.....	149
4.4.6	Zusammenfassung.....	150
4.5	Die Sonderausstellung „Alltag in Karlsruhe“.....	154
4.5.1	Stadtarchiv und städtische Sammlungen.....	154
4.5.2	Die Konzeption der Sonderausstellung.....	155
4.5.3	Das Verhältnis von Alltagstheorie und ihrer Umsetzung.....	158
4.5.4	Wertung der Ausstellungsbesucher.....	159
4.5.5	Zusammenfassung.....	161

4.6	Alltagspräsentationen auf lokaler Ebene (Zusammenfassung).....	163
5.	Musealisierung von Alltagskultur größerer geographischer Räume.....	167
5.1	Wohnen als Thema der Alltagskultur.....	168
5.2	Das „Museum für Volkskultur in Württemberg“, Waldenbuch	172
5.2.1	Sammlungsgeschichte und Museumsentwicklung	173
5.2.2	Die Ausstellungskonzeption.....	176
5.2.3	Präsentationen von Wohnkultur im Museum für Württembergische Volkskultur.....	177
5.2.4	Wissenschaftliche Grundlagen der Konzeption.....	182
5.2.5	Das Verhältnis von Alltagstheorie und ihrer Umsetzung.....	185
5.2.6	Wertung der Museumsbesucher.....	187
5.2.7	Zusammenfassung.....	188
5.3	Alltagskultur im Freilichtmuseum	191
5.3.1	Allgemeines zur Problematik der Präsentation von Alltagskultur in Freilichtmuseen.....	191
5.3.2	Privatisierungstendenzen in Freilichtmuseen	197
5.4	Das „Schweizerische Freilichtmuseum für ländliche Kultur“, Ballenberg.....	201
5.4.1	Historische Entwicklung des Museums.....	201
5.4.2	Organisationsstruktur des Museums.....	202
5.4.3	Museumskonzept und Sammlungsgeschichte.....	206
5.4.4	Die Darstellung von Wohnen im Freilichtmuseum Ballenberg	210
5.4.5	Das Verhältnis von Alltagstheorie und ihrer Umsetzung	215
5.4.6	Wertung der Museumsbesucher.....	216
5.4.7	Zusammenfassung.....	219
6.	Schlußbetrachtungen.....	222

7.	Quellen und Literaturverzeichnis.....	231
7.1	Mündliche Quellen.....	231
7.2	Schriftliche Quellen.....	231
7.3	Literaturverzeichnis.....	233
7.3.1	Literatur zur Methode.....	233
7.3.2	Sekundärliteratur.....	234
7.3.3	Periodika.....	269

Vorwort

Das Buch „Alltagskultur im Museum“ konnte entstehen, weil ich von vielen Seiten Unterstützung in Rat und Tat erhalten habe. Dafür möchte ich danken.

Mein besonderer Dank gilt Frau Prof. Dr. Christine Burckhardt-Seebass, die im Rahmen eines Promotionsstudiengangs am Seminar für Volkskunde in Basel die Arbeit als „Doktormutter“ sowohl mit kritischem Sachverstand als auch mit persönlicher Fürsorge begleitet hat. Bei Frau Prof. Dr. Silke Göttisch möchte ich mich für die Übernahme des Korreferats ebenfalls ganz herzlich bedanken.

Das Zustandekommen der Arbeit war ganz wesentlich von der Mithilfe und Unterstützung durch die Leiter der untersuchten Museen und Sammlungen, Dr. Edwin Huwyler, Dr. Hans-Ulrich Roller, Dr. Heinz Schmitt und Herrn Kurt Zutter sowie der Museumsleiterin Frau Dagmar Lutz abhängig. Für ihre Mühe und Bereitschaft, alle Fragen und Rückfragen zu beantworten, bin ich ihnen sehr verbunden. Im Schweizerischen Freilichtmuseum am Ballenberg hat mir außerdem Frau Christina Brunner wichtige Hinweise gegeben.

Spannende Diskussionen insbesondere mit Roland Inauen, Dr. Werner Bellwald, Markus Moehring, Dr. Jan Gerchow und besonders Dr. Gitta Böth, die das Korrekturlesen der Arbeit übernommen hat, konnten mir wichtige Anregungen geben.

Der „Stiftung für Volkskundeforschung in der Schweiz“ möchte ich für die Gewährung eines Reisekostenzuschusses meinen Dank aussprechen. Die Drucklegung der Arbeit wurde freundlicherweise durch den Dissertationenfonds der Universität Basel gefördert.

Neben der fachlichen und finanziellen hat auch die familiäre Unterstützung wesentlich dazu beigetragen, daß die Arbeit beendet werden konnte. Für sein Verständnis, sein Entgegenkommen und nicht zuletzt für seine technische Betreuung bedanke ich mich bei meinem Mann, Marcus Wegener-Schöne; ebenso bei meinen Kindern Rebecca und Jakob. Auch meine Großeltern haben durch ihre Unterstützung zum Zustandekommen der Arbeit beigetragen. Eine Dissertation mit/neben Kindern braucht die Mithilfe vieler. Ich möchte an dieser Stelle Roxolana Maziejewska, Sibylle Schäfer, Susanne Benda, Karin Merklin und Elisabeth Kaiser danken, die mir immer das Gefühl gegeben haben, daß meine Kinder liebevoll und gut betreut sind. Die innere Zerrissenheit bleibt jedoch Bestandteil des Lebens als Wissenschaftlerin und Mutter.

Das Manuskript wurde bereits im Sommer 1996 abgeschlossen, so daß nur die Sekundärliteratur berücksichtigt wurde, die bis dahin erschienen ist.

„Und so beginne ich mit neuer Dringlichkeit eine Reihe von Dingen zu begreifen, vor allem, daß der Mensch – ohne daß er sich das meist klarmacht oder weit eher, bevor er sich das klarmacht – mit allem, was er tut, sich auf etwas bezieht, auf etwas außerhalb seiner selbst, auf irgendeinen eigenen persönlichen, existentiellen Horizont. Er tut alles eigentlich auf dem Hintergrund dieses Horizontes, der sein Tun definiert und ihm Sinn gibt, etwa so, wie der Himmel die Sterne zu Sternen macht. Und auch Dinge, die scheinbar ganz nichtig und scheinbar bloß auf ganz persönliche Bedürfnisse hin orientiert sind, haben irgendwo in der Tiefe verborgen dieses ‚Sich-Beziehen‘.“¹

„Eine Gesellschaft entwickelt sich innerlich, bereichert und kultiviert sich vor allem dadurch, daß sie sich immer tiefer, umfangreicher und differenzierter ihrer selbst bewußt wird.

Das Hauptinstrument dieses Prozesses des *Sichselbstbewußtwerdens einer Gesellschaft* ist ihre *Kultur*. Ich meine die Kultur als konkretes Gebiet menschlicher Tätigkeit, die den allgemeinen Zustand des Geistes beeinflußt – wenn auch oft sehr indirekt – und zugleich von diesem Zustand ständig beeinflußt wird.“²

Václav Havel

¹ Václav Havel: Briefe an Olga. Betrachtungen aus dem Gefängnis, Reinbek 1989, S. 73.

² Ders.: Offener Brief an Gustáv Husák, in: Am Anfang war das Wort, Reinbek 1990, S. 53.

1. Einleitung

Alltagskultur im kulturhistorischen Museum ist Thema einer inzwischen fast 20 Jahre alten Auseinandersetzung, wenn man die von der Arbeitsgruppe Kulturgeschichtliche Museen veranstaltete Tagung zur „Alltagskultur der letzten 100 Jahre. Überlegungen zum Sammelkonzept kulturgeschichtlicher und volkskundlicher Museen“ in Berlin 1978 als ungefähren Beginn markiert.

Die Literatur zur Museumsentwicklung dieser Zeit im allgemeinen und zur musealen Umsetzung von Alltagskultur im speziellen ist fast unübersehbar geworden. Dabei erweist sich der Themenkomplex von Alltagskultur im Museum inzwischen als so umfassend, daß nicht alle Aspekte innerhalb einer Dissertation behandelt werden können; sie sollen jedoch kurz angerissen werden.

Aufbruch in neue Dimensionen

Die Diskussion zur Bedeutung von „Alltag“ in den verschiedenen Wissenschaften und das Bemühen um ein neues Museumsverständnis waren in ihrer Anfangsphase von einer Parallelentwicklung gekennzeichnet. Beide resultierten aus einer Krise, beide waren politisch motiviert und eher „links“ orientiert. Die Ziele waren auf der einen Seite ein neues (demokratischeres) Wissenschaftsverständnis, auf der anderen Seite das demokratische Museum.

Alltagskultur und gesellschaftspolitische Lage

Die oben erwähnte Entwicklung verlief in der Bundesrepublik Deutschland parallel zur gesellschaftspolitischen „Großwetterlage“ (sozialliberale Koalition von 1969-1982). So wollte Willy Brandt „mehr Demokratie wagen“, um die gesellschaftlichen Probleme zu überwinden. Eine Veränderung der politischen Konstellationen, die z.Zt. eher konservativ sind, und der wirtschaftlichen Bedingungen durch den Aufbau Ostdeutschlands seit 1989 wirkt sich zwangsläufig auch auf das Kulturverständnis und die Kulturförderung aus, welche das Museumswesen direkt betreffen. In welcher Form sich diese Veränderungen bereits in den kulturhistorischen Museen äußern, wird in verschiedenen Diskussionsbeiträgen der letzten Jahre in der Zeitschrift *Museumskunde*, dem Presseorgan des Deutschen Museumsbundes, deutlich.¹

In der Schweiz läßt sich die Alltagsforschung nicht in derselben Weise gesellschaftspolitisch verorten, da die politischen Verhältnisse in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts wesentlich konstanter geblieben sind. Auch das Ringen

¹ Beispielsweise in dem Band: *Museumskunde* 58 (1993), Heft 1 u. 2/3.

um demokratische Prinzipien gab es in der Schweiz nicht in der Form wie in Deutschland. Dies könnte dafür sprechen, daß die Auseinandersetzung weniger emotional geführt wurde und wird. Allerdings hat es auf anderen Ebenen gesellschaftspolitische Diskussionen gegeben, beispielsweise zum Frauenstimmrecht (Volksabstimmung 1971) und zur Gleichberechtigung von Mann und Frau (Volksabstimmung 1981), in denen sich ein gesellschaftlicher Wandel abzeichnet, der von der Alltagsforschung thematisch aufgegriffen wurde.

Ebenso wie in Deutschland wurde auch in der Schweiz das Thema Alltagskultur innerhalb der Kulturpolitik diskutiert. Paul Hugger betonte Ende der 80er Jahre, wie wichtig die Entfaltungsmöglichkeiten von Alltagskultur innerhalb der Gesellschaft seien, und forderte für eine bessere Anerkennung ihrer Werte, Aufgaben und Inhalte eine kulturpolitische Förderung von „Ausstellungen, Sammlungen [und] Museen [...], die sich mit Alltagskultur und deren Äußerungen beschäftigen.“²

An der geplanten Schließung des Museums für Gestaltung (in dem Alltagskultur eine besondere Rolle gespielt hat) und des Stadt- und Müntermuseums in Basel wird deutlich, wie auch in der Schweiz zunehmend Museen von der Sparpolitik auf dem Kultursektor betroffen sind.

Alltagskultur und Museumsentwicklung

Die Diskussion zur Alltagskultur und deren zunehmende Etablierung in Museen verlief und verläuft z.T. noch parallel zu einem allgemeinen „Historismustrend“ und einer „Musealisierung der Gesellschaft“.³

Die Alltagsdiskussion hat gleichzeitig diese Tendenzen durch die Forderung, Kulturgeschichte einer größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, begünstigt.⁴ Die Museen haben, wie sich am sogenannten Museumsboom zeigt, diese Entwicklung stark mitgetragen⁵, welche, wie auch die Rolle der Museen innerhalb dieses

² Paul Hugger: Alltagskultur und Kulturpolitik, in: Wolfgang Lipp (Hg.): Kulturpolitik. Standorte, Innensichten, Entwürfe. Berlin 1989, S. 170.

³ Vergleiche Peter Assion: Historismus, Traditionalismus, Folklorismus. Zur musealisierenden Tendenz der Gegenwartskultur, in: Utz Jeggle et al. (Hg.): Volkskultur in der Moderne, Reinbek 1986, S. 351-362.

⁴ Siehe Kapitel 2.3 und 4.1.

⁵ Der sogenannte Museumsboom zeigt sich in folgenden Zahlen: Von 1969 bis 1989 hat sich die Zahl der Museen in der Bundesrepublik Deutschland und West Berlin von 673 auf 2813 erhöht. 1989 kamen 751 Museen aus der ehemaligen DDR hinzu. 1996 wurden vom Institut für Museumskunde 5040 Museen angeschrieben (3994 in den alten, 1046 in den neuen Bundesländern).

In Baden-Württemberg, dem Bundesland mit der stärksten Museumsdichte, sind die Hälfte

„Trends“, inzwischen mehrfach kritisiert worden ist.⁶

Die Förderung von Museumskultur war (und ist) eine Reaktion auf die zunehmende Freizeit der Bürger, die nach Zeiten der „Bedürfnisbefriedigung“ wieder Zeit für Kultur haben. Die Museen sind daher zunehmend mit den Wünschen und Erwartungen der Freizeitgesellschaft konfrontiert.⁷

Die Besuchszahlen, in denen sich die Inanspruchnahme der Museen spiegelt, werden in Deutschland seit 1981 jährlich vom Institut für Museumskunde in Berlin ermittelt.⁸ Sie weisen seit 1993 einen Rückgang der absoluten Besuchszahlen auf. In der Differenzierung von alten und neuen Bundesländern nach 1990 zeigt sich ein Anstieg der Besuche in den neuen Bundesländern und ein noch stärkerer Rückgang der Besuche in den alten Bundesländern.

Die folgende Übersicht zeigt die Besuchszahlen aller erfaßter Museen (seit 1990 von alten und neuen Bundesländern gemeinsam) sowie die Besuche in den „Volkskunde- und Heimatkundemuseen“.⁹

der 920 amtlich registrierten Museen in den Jahren nach 1975 entstanden.

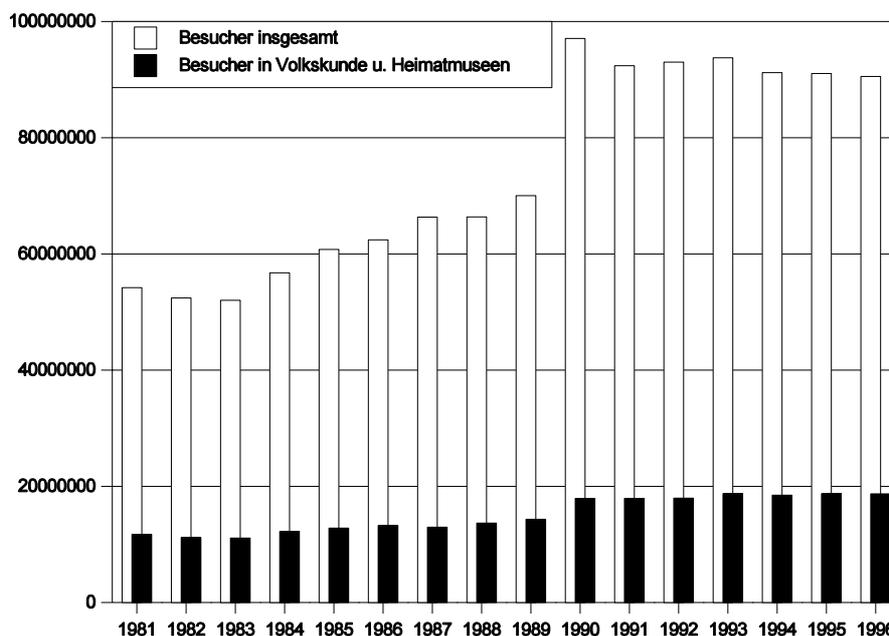
In der Schweiz ist diese Tendenz ebenfalls zu verzeichnen, im Verhältnis zur Einwohnerzahl ist die Museumsdichte sogar noch höher: 1960 waren in der Schweiz 313 Museen registriert. In den folgenden drei Jahrzehnten wuchs die Anzahl der erfaßten Museen um 92 zwischen 1960 und 1970 an, um 133 zwischen 1970 bis 1980 und um 166 zwischen 1980 und 1990 (Schweizer Museumsführer, Bern 1991, S.24). 1994 waren 831 Museen registriert. Allerdings werden jährlich – nach Aussage der Datenbank Schweizerischer Kulturgüter – auch immer einige Museen neu erfaßt, die bereits länger existieren, den entsprechenden Instituten jedoch nicht bekannt waren, so daß das Anwachsen der Museumszahlen nicht mit der Anzahl der Neugründungen übereinstimmt.

⁶ Hermann Lübke: *Zeit Verhältnisse. Zur Kulturphilosophie des Fortschritts*, Graz 1983, S. 16; Gottfried Korff: *Aporien der Musealisierung. Notizen zu einem Trend, der die Institution, nach der er benannt ist, hinter sich gelassen hat*, in: Wolfgang Zacharias (Hg.): *Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung*, Essen 1990, S. 62; Martin Scharfe: *Aufhellung und Eintrübung. Zu einem Paradigmen- und Funktionswandel im Museum 1970-1990*, in: Susanne Abel (Hg.): *Rekonstruktion von Wirklichkeit im Museum*, Hildesheim 1992, S. 53-65.

⁷ Vergleiche dazu Horst W. Opaschowski: *Das Jahrzehnt des Erlebniskonsumenten. Museen, Kultur, Konsum und Lebensstil im Zeitalter der Massenfreizeit und des Massentourismus*, in: *Museumskunde* 57 (1992), Heft 2/3, S. 81-87.

⁸ Hier sei ausdrücklich auf die differenzierten Erhebungen zu Besuchszahlen des Institutes verwiesen: Institut für Museumskunde (Hg.): *Erhebung der Besuchszahlen an den Museen der Bundesrepublik Deutschland (bis 1989 nur in den alten Bundesländern und West-Berlin) 1981ff*, Berlin 1982ff.

⁹ Diese bezeichnen eine von neun vom Institut für Museumskunde unterschiedenen Museumsarten. Zu diesen gehören Museen mit den Sammlungsschwerpunkten Volkskunde, Heimatkunde, Orts- und Regionalgeschichte sowie Bauernhausmuseen, Mühlenmuseen und land-



In der Schweiz werden die Besucherzahlen seit 1990 von der Datenbank Schweizerischer Kulturgüter (DSK) mit verwaltet. Eine Übersicht zu den letzten Jahren zeigt ebenfalls einen leichten Rückgang der Museumsbesuche trotz steigender Museumszahlen¹⁰:

	1990	1991	1992	1994
Besuchszahlen gesamt:	11.491.670	11.642.813	11.278.421	11.266.115
Ortsmus.:	1.201.092	nn	1.303.377	1.062.737
Volkskunde/Völkerk.:	833.904	nn	804.284	526.743

wirtschaftliche (Freilicht-)Museen. Auch die in dieser Arbeit untersuchten Museen: Das Stadtmuseum Bietigheim-Bissingen, die Städtischen Sammlungen Karlsruhe und das Museum für Württembergische Volkskultur in Waldenbuch werden in dieser Kategorie geführt. (Grafik erstellt nach den Zahlen des Instituts für Museumskunde)

¹⁰ Quelle: Datenbank Schweizerischer Kulturgüter, Stand Februar 1996. Seit 1994 wurden keine neuen Daten zu Besuchszahlen mehr erhoben. Die DSK mußte zum Dezember 1997 ihre Geschäftsstelle schließen; Informationen zum Museumswesen der Schweiz sind noch unter <http://www.museums.ch> abzurufen.

Schließlich sind die Museen, besonders natürlich die Kunstmuseen, mit städtebaulichen und stadtwirtschaftlichen Interessen verbunden.¹¹ Eine engere Verbindung von Museen (bzw. Kultur allgemein) und Wirtschaft ergibt sich durch die zunehmende Finanzknappheit der politischen Träger, an deren Stelle privatwirtschaftliches Kultursponsoring treten soll.¹² Als alternative Möglichkeit wird Museumsmanagement diskutiert.¹³

Mit den obigen Ausführungen sollte knapp skizziert werden, daß der Beginn der Alltagsdiskussion und Museumsentwicklung in bestimmte gesellschaftspolitische Verhältnisse eingebunden war, die sich in der Zwischenzeit stark gewandelt haben. Die quantitative Museumsentwicklung hat innerhalb des sogenannten Museumsbooms eine Eigendynamik erhalten, die durch die Sparpolitik wieder zum Stillstand gekommen ist. Die sich andeutende Krise der Kultur im allgemeinen und die Kritik an den Inhalten der Museen im speziellen erfordert ein deutliches Positionieren der Nützlichkeit von (Museums-)Kultur, eine neue Ethik des Museums, die sich gesamtgesellschaftlich auswirkt und legitimiert. Eine Wertung neuer Verantwortlichkeiten oder auch Abhängigkeiten ist vielleicht am Ende der Arbeit möglich.

Alltagskonzepte innerhalb der Fachwissenschaften Soziologie, Geschichte und Volkskunde

Die Alltagskonzepte werden innerhalb der einzelnen Fachwissenschaften noch immer kontrovers diskutiert, obwohl sich die Alltagsforschungen innerhalb der Fächer etabliert haben.

Dabei sind zwei Diskussionsebenen zu unterscheiden: Zum einen geht es um Beiträge, die sich auf einer theoretisch abstrakten Ebene mit den Begriffen und der Bedeutung der Erforschung von Alltag, Alltagsgeschichte oder Alltagskultur auseinandersetzen¹⁴, zum anderen um Beiträge, in denen als Folge der ersten Diskussion der Alltag in Beziehung zu einzelnen Fachgebieten diskutiert und angewendet wird, beispielsweise in der Volkskunde zur Kleiderforschung, Möbelforschung, Hausforschung etc., in der Geschichte zur Regionalgeschichte.

¹¹ Siehe Kapitel 4.4.

¹² Siehe Kapitel 5.3.2.

¹³ Vergleiche dazu Rolf Wiese, Matthias Dreyer u.a. (Hg.): Museumsmanagement. Eine Antwort auf schwindende Finanzmittel? Ehestorf 1994.

¹⁴ Siehe Kapitel 2.

Bereits die Entwicklung der theoretischen Auseinandersetzung in Philosophie und Soziologie und deren Rezeption in Psychologie, Geschichte und Volkskunde zeigen, wie groß das Spektrum der Alltagsforschung ist und wie wenig die einzelnen Fachbereiche voneinander zu trennen sind. In diesem interdisziplinären Ansatz liegt – wie Konrad Köstlin mit „Lust aufs Ganze“ umschrieben hat¹⁵ – die Problematik, aber auch die Chance, einzelne Themen komplex zu erforschen und neuen Fragestellungen nachzugehen.

Kulturhistorisches Museum und universitäre Fachwissenschaft

„Wollte man die Lage überdeutlich kennzeichnen, so müßte man feststellen, daß sich tatsächlich zwei Gruppen unterscheiden, wenn auch nicht scharf trennen lassen: die akademische und die museale Volkskunde“¹⁶, trug Ernst Schlee 1970 auf einer außerordentlichen Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (DGV) in Mainz vor. „Als höchst abwegig, ja als hybride muß man es bezeichnen, wenn die eine Art, Volkskunde zu betreiben, sich selbst für die eigentliche hält und die andere, nämlich die museale, in den niederen Bereich der Praxis verweist.“¹⁷

Die Mitgliederversammlung folgte einer Arbeitstagung in Detmold, auf der kontrovers und emotionsgeladen über die Wesensbestimmung des Faches Volkskunde¹⁸ und die Zukunft des volkskundlichen Museums diskutiert worden war. Auch in anderen Belegen der Museumsseite kommt zum Ausdruck, daß das Verhältnis von Universität und Museum oft nicht als ein (gleichwertiges) Miteinander gesehen wurde.¹⁹

¹⁵ Konrad Köstlin: Lust aufs Ganze. Die gedeutete Moderne oder die Moderne als Deutung – Volkskulturforschung in der Moderne, in: ÖZfV 98 (1995), S. 255-275.

¹⁶ Ernst Schlee: Das volkskundliche Museum als Herausforderung, in: ZfV 66 (1970), S. 65.

¹⁷ Ebd., S. 66. Dieses Verhältnis wurde vielleicht auch deshalb so empfunden, weil das Verhältnis von „geistiger und „materieller“ Volkskultur oft mit einem hierarchischen Gedanken verbunden war.

¹⁸ Vergleiche dazu Dieter Kramer: Wem nützt Volkskunde? in: ZfV 66 (1970), S. 1-16 (anschließend Diskussionsbeiträge).

¹⁹ Heinz Spielmann bemängelt, daß es für die Sammlung von Objekten der Alltagskultur keine allgemein akzeptierten Sammlungskriterien gibt, und kommt zu dem Schluß: „Das Universitäts-Institut vermag kaum zu helfen [...]. Deshalb werden Volkskunde-Museen zukünftig noch weniger als bisher mit Universitäts-Instituten parallel nebeneinander oder strukturell zueinander arbeiten können [...]. Um arbeitsfähig bleiben zu können, wird die Volkskunde an Museen sich vermutlich stärker als bisher von der Forschung der Universität separieren müssen.“ Heinz Spielmann: Auswahl-Kriterien zukünftiger Volkskunde-Museen.

Auf der anderen Seite finden sich auch immer wieder Plädoyers für eine Zusammenarbeit, so von Hans-Ulrich Roller: „Zunächst wäre es aber vordringlich, den Prozeß im eigenen Hause zwischen Museum und Universität zu intensivieren.“²⁰

Die Schwierigkeit der Beziehung zeigt sich erneut an der Debatte zwischen Carola Lipp als Universitätsvertreterin²¹ und den Museumswissenschaftlern Helmut Ottenjann und Uwe Meiners²². Hier stellt sich die Frage, wodurch dieses vermeintlich hierarchische Verhältnis produziert wird bzw. wer es vermittelt, aber auch, wie dem entgegen getreten werden kann. Diese Hierarchie soll nicht überbewertet werden, aber sie macht deutlich, daß hier noch Vermittlungsbedarf besteht.

Zu den Ursachen des Spannungsverhältnisses, zu den Aufgaben der beiden Institutionen und zu den Möglichkeiten einer Zusammenarbeit gibt es bisher kaum einen Diskurs. Die Vorträge von Silke Göttisch und Christine Burckhardt-Seebass bilden eher die Ausnahme und haben, soweit dies zu beurteilen ist, kaum eine Diskussion in Gang gebracht. Silke Göttisch argumentiert aus der Gemeinsamkeit des Faches heraus: Die Museen würden das an die Öffentlichkeit vermitteln, was dort die Vorstellung vom Fach Volkskunde prägt. Sie verweist auf die Möglichkeit, mit den Objekten als eigener Quellengattung zu argumentieren, ohne daß diese durch andere (schriftliche) Quellen bestätigt werden müßten.²³ Allerdings wird von den Universitäten insgesamt immer weniger Sachkulturforschung in diesem Sinne betrieben, so daß sie Konrad Köstlin bestätigt, der feststellte: „Die Emanzipation der Universitätsvolkskunde vom Museum ist auch eine Emanzipation vom Gegenstand geworden.“²⁴ Christine Burckhardt-Seebass betont eher die Unterschiede der

Zur Diskussion eines aktuellen Problems, in: Kieler Blätter zur Volkskunde 20 (1988), S. 334.

²⁰ Hans-Ulrich Roller: Aspekte des Leitthemas, in: Wolfgang Brückner (Hg.): Volkskunde im Museum, Würzburg 1976, S. 21.

²¹ Carola Lipp: Zum Verhältnis von Alltags- und Sachkulturforschung. Eine Antwort auf die kritischen Kommentare der Museologen Helmut Ottenjann und Uwe Meiners, in: Volkskunde in Niedersachsen 2 (1994), S. 85-93.

²² Helmut Ottenjann: Alltagskultur und Alltagsgeschichte im Museum. Das Museum als Stätte der Realien-Wissenschaft und der Realien-Präsentation, in: Volkskunde in Niedersachsen 2 (1994), S. 72-79; Uwe Meiners: Alltagskulturforschung im Museum und an der Universität. Überlegungen zum Standort der Sachvolkskunde, in: s.o., S. 80-84; Bernward Deneke: Museum und Alltagskultur in subjektzentrierten Perspektiven, in: Bayerische Blätter für Volkskunde 1(1995), S. 8-14.

²³ Silke Göttisch: Universität und Museum – mögliche Begegnungen? in: Susanne Abel (Hg.): Rekonstruktion von Wirklichkeit im Museum, Hildesheim 1992, S. 51.

²⁴ Konrad Köstlin: Museum und Volkskunde, in: Kieler Blätter zur Volkskunde 2 (1970), S. 23.

Institutionen: Die Universität als Ort zweckfreier Forschung gegenüber dem Museum als einem Ort, an dem Forschungsergebnisse anschaulich vermittelt werden sollten, und die Universität mit ihrem vorwärts strebenden Zeitrhythmus gegenüber den Museen als Orten der Erinnerung. Die Museen könnten als Kontrollinstanzen forschenden Denkens dienen, während die Hochschulen eine Art Supervision verfolgten. Das Ziel wäre ein gegenseitiger „osmotischer“ Austausch.²⁵ Wichtig erscheint mir auch der Versuch Burkhart Lauterbachs, das Verhältnis der Institutionen noch einmal von einem arbeitspraktischen Standpunkt zu beleuchten.²⁶

Das Thema „Alltagskultur im Museum“ spielt innerhalb der Kontroverse Hochschule – Museum eine zentrale Rolle. Daher erscheint es sinnvoll, die Leistungen dieser beiden Institutionen im Hinblick auf die Alltagsforschung darzulegen und in ihrer Beziehung zueinander kritisch zu untersuchen.

Alltagsforschung und Generationswechsel

Wie im zweiten Kapitel noch ausgeführt wird, führen unter Historikern und Volkskundlern einige wenige Personen die wissenschaftliche Alltagsdiskussion. Dabei wird rasch deutlich, daß es sowohl in der Museumsdebatte als auch in den fach-internen Auseinandersetzungen eine Generationentrennung gibt.²⁷ Diese äußert sich in den unterschiedlichen Haltungen gegenüber den neuen Forschungsansätzen, ist aber gleichzeitig auch eine Auseinandersetzung zwischen etablierten Fachvertretern und jungen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen. Letztere haben sich an den fachtheoretischen Diskussionen nur wenig, aber mit wichtigen Beiträgen beteiligt.

²⁵ Christine Burckhardt-Seebass: Universität und Museum oder: Vom wissenschaftlichen Umgang mit den Dingen, in: Hans-Albert Treff (Hg.): Reif für das Museum?, Münster 1995, S. 26ff.

²⁶ Burkhart Lauterbach: „Stellt Euch nicht so an!“ Zum komplizierten Dialog zwischen Museum und Universität, in: M. Simon/H. Friess-Reimann (Hg.): Volkskunde als Programm, Münster 1996, S. 115-128.

²⁷ Für die Historiker und speziell die Heimatgeschichte erwähnt diese Carl-Hans Hauptmeyer (Hg.): Landesgeschichte heute, Göttingen 1987, S. 10; ders.: Heimatgeschichte heute, ebd., S. 90.

Alltagskultur im Museum – Wertewandel

Alltagskultur im Museum hat einen Wandel durchgemacht: Stand das Thema zunächst für eine „Kultur für alle“²⁸, wird sie inzwischen von Fachwissenschaftlern auch für eine Ästhetisierung, Uniformität und Langeweile in den Museen verantwortlich gemacht.²⁹ Die sogenannte Freizeitgesellschaft hat den oben erwähnten Slogan nach einem Artikel in der Badischen Zeitung zur Formel „Spaß für alle“ umformuliert.³⁰ Hier ist nach den Ursachen zu fragen.

Der Alltagsbegriff

Silke Göttisch formuliert: Alltagskultur im Museum, das klingt so, als ob es sich allein um ein Problem der Präsentation handeln würde, also darum, wie Alltag ausgestellt würde, „und als ob man sich über das Was, also darüber, was Alltag und seine Kultur eigentlich ist, schon lange mehr oder weniger explizit verständigt hätte.“³¹

Die Forderung, daß sich „alle Disziplinen, die im Alltag ihren bevorzugten Forschungsgegenstand sehen [...] um die Präzisionierung (sic!) und die empirische Fassbarkeit des Begriffs noch bemühen müssen“³², ist bisher nicht eingelöst worden. Dies ist für die Volkskunde besonders problematisch, in der – nach Hermann Bausinger – Alltagskultur eine zentrale Kategorie darstellt: „Der Gegenstandsbereich [der Volkskunde] ist so weit, so vielfältig wie das, was man als Alltagskultur bezeichnen kann“.³³ Die Übertragung des Alltagsbegriffs auf den gesamten volkskundlichen Forschungsbereich macht ihn zunehmend zu einem Begriff der Beliebigkeit.

²⁸ Vergleiche Hilmar Hoffmann: Kultur für alle. Perspektiven und Modelle, Frankfurt 1979, S. 108ff.

²⁹ Konrad Köstlin: Musealisierung des Städtischen, in: Museumsblatt 12 (1993), S. 48; Gottfried Korff: Der gesellschaftliche Standort der Heimatmuseen heute, in: Joachim Meynert/Volker Rodekamp: Heimatmuseum 2000. Ausgangspunkte und Perspektiven, Bielefeld 1993, S. 20/21.

³⁰ Volker Bauermeister: Vom Elfenbeinturm zum Vermittlungstheater. Unterhaltung für alle: Das Museum sucht seinen Platz in der Freizeitgesellschaft, in: Badische Zeitung vom 30. Nov. 1995, S. 14.

³¹ Silke Göttisch: Alltagskultur im Museum, in: Museumsblatt 5 (1991) S. 11.

³² Gottfried Korff: S-Bahn Ethnologie, in: ÖZfV 93 (1990), S. 13. Ebenso Klaus Tenfelde: Schwierigkeiten mit dem Alltag, in: Geschichte und Gesellschaft (GG) 10 (1984), S. 385/6, Heinz Schmitt (Hg.): Alltag in Karlsruhe, Karlsruhe 1990, S. 11.

³³ Zitiert nach Hans-Ulrich Roller: Überlegungen zur geplanten Darstellung von Alltagskultur im Volkskundemuseum Waldenbuch, in: Die Alltagskultur der letzten 100 Jahre, Berlin 1980, S. 61.

Alltag im Museum als Widerspruch

Darstellung von Alltag im Museum ist zunächst ein Widerspruch in sich, da das Museum gerade ein Ort ist, welcher sich außerhalb des Alltags befindet.³⁴ Die Präsentation historischen Alltags ist aus dieser Sicht noch relativ unproblematisch. Je weiter man sich der Gegenwart nähert, umso mehr gehen realer Alltag, musealisierter Alltag und Museumsalltag Spannungsverhältnisse ein, die thematisiert werden müssen, um nicht die Musealisierung von Alltag prinzipiell in Frage zu stellen. Darüber hinaus beinhaltet Alltag Prozesse. Objekte sind jedoch nicht unbedingt geeignet, Prozesse deutlich zu machen.

Nachfolgend liegt der Schwerpunkt auf dem Herausarbeiten wichtiger Ergebnisse im theoretisch-fachlichen Bereich im Hinblick auf museale Vermittlungsmöglichkeiten von Alltagskultur sowie auf einzelnen Beispielen aus der Museumspraxis. Das gesellschaftliche Umfeld, das Museumswachstum und die „Generationentrennung“ werden nicht weiter thematisiert. Alle anderen angesprochenen Aspekte werden erneut aufgegriffen und ausgeführt.

³⁴ Siehe dazu Gottfried Korff: Aporien der Alltagspräsentation in volkskundlich-ethnographischen Museen, in: Staatl. Museen zu Berlin (Hg.): Museum für Volkskunde 1889-1989. Wissenschaftliches Kolloquium, Alltagsgeschichte in ethnographischen Museen, Berlin 1991, S. 88.

1.1 Fragestellung, Forschungsziel und Untersuchungsablauf

„[...] das Museum ist zu wichtig, als daß es allein den Museumsleuten überlassen werden sollte, aber es ist wohl auch zu wichtig, als daß es allein den Volkskundlern überlassen werden sollte“.³⁵

Ausgangspunkt für die folgende Untersuchung ist die Überlegung, daß sich die auf wissenschaftlicher Ebene geführten Diskussionen zur Alltagsforschung nach einer Verzögerung von fast 20 Jahren in den kulturhistorisch volkskundlichen Museen durch konkrete Veränderungen der Sammlungskonzepte und Ausstellungspraxis zeigen müßte.

Angesichts der aktuellen Kritik an der Musealisierung von Alltagskultur, verbunden mit dem Vorwurf einer mißverstandenen Alltagsforschung sowie der Situation in den Museen selbst, wird jedoch rasch deutlich, daß die museale Umsetzung eines wissenschaftlichen Konzeptes und die daran gerichteten Ansprüche von Nicht-Museologen nicht selbstverständlich sind. In Freiburg wurde beispielsweise an der Konzeption des 1994 eröffneten Stadtmuseums vom Arbeitskreis Regionalgeschichte bemängelt, daß die Bereiche Alltagsgeschichte, Sozial- und Geschlechtergeschichte weitgehend fehlten.³⁶

Daher scheint es angebracht, auch die akademischen Ansprüche der volkskundlichen Nachbardisziplinen Soziologie und Geschichte darzulegen und auf Hinweise zur Interpretation von Sachkultur zu prüfen. Über die Fach- und Museumsdiskussion werden im Anschluß daran mögliche Rezeptionswege, aber auch -brüche von der wissenschaftlichen Theorie zur musealen Praxis aufgezeigt.

Die Institutionen Universität und Museum greifen – wie bereits angedeutet – nicht in der Weise ineinander, wie das (für beide Seiten) fruchtbar und wünschenswert wäre. Hier versucht die Arbeit beispielhaft eine Lücke zu schließen.

Eine weitere Motivation für die Arbeit ist, daß sich in der Kritik an den musealen Resultaten der Alltagsforschung (auch) eine Frustration über das Nicht-Erreichen der idealistischen Ziele dieses Forschungsansatzes zeigt. Diesem gilt es entgegenzuwirken. Alltagskultur ist für die Volkskunde eine wesentliche Forschungsperspektive, die einen Teil der Fachidentität ausmacht und die nicht durch Frust oder postmodernen Pragmatismus aufgegeben werden sollte.

³⁵ Konrad Köstlin: Museum und Volkskunde, in: Kieler Blätter zur Volkskunde 2 (1970), S. 24.

³⁶ Badische Zeitung vom 10. Juli 1991.

Aus der Themenstellung ergeben sich zwei Fragenkomplexe, nämlich nach den wissenschaftlichen Impulsen für die Museen einerseits und den Möglichkeiten, diese umzusetzen, andererseits. Die umgekehrte Frage nach den Ansprüchen der Museen an die Universitäten und den Möglichkeiten, die die Museen den Universitäten bieten können, kann hier nur gestellt, aber im Rahmen der Arbeit nicht beantwortet werden.

Ein Teil der wissenschaftlichen Theorie ist, so scheint mir, immer utopisch, er setzt auf Veränderung der bestehenden Verhältnisse unabhängig von der Realisierbarkeit. Daran schließen sich selektive Rezeptionsstränge an, die nicht unbedingt linear und zielgerichtet verlaufen. Einige davon sollen nachgezeichnet werden. Dabei wird der Stellenwert der wissenschaftlichen (Alltags)-Theorienbildung bestimmt, wie auch die museologische Umsetzung von Alltag im Kontext der vor Ort gegebenen Möglichkeiten gewürdigt. Daraus ergibt sich folgender Untersuchungsablauf:

Nach einer Einführung zur umgangssprachlichen Verwendung des Alltagsbegriffs wird ein Überblick über die Alltagsdiskussionen innerhalb der Philosophie, Soziologie, Geschichte und Volkskunde gegeben. Auf andere Fachwissenschaften, die Alltag zum Thema haben wie beispielsweise die Psychologie³⁷ und die Kommunikationswissenschaften³⁸, kann im Rahmen dieser Arbeit nur verwiesen werden. Die Reihenfolge von Soziologie, Geschichte und Volkskunde entspricht zum einen der chronologischen Entwicklung der wissenschaftlich betriebenen neuen Alltagsforschung, zum anderen wird auf diese Weise zur volkskundlichen Fachdiskussion, die im Zentrum der Arbeit steht, hingeführt. Der Entwicklung der historischen und volkskundlichen Alltagsforschung in der Schweiz ist aus Gründen der Übersichtlichkeit ein eigenes Kapitel gewidmet.

An die wissenschaftstheoretischen Alltagsdiskussionen schließen die historischen und volkskundlichen Museumsdiskussionen in Deutschland und der Schweiz an. Während die Debatte in Deutschland eher chronologisch in einzelnen Etappen nachgezeichnet wird, wird in der Schweiz (vor dem Hintergrund der Museumsdiskussion) der Blick auf einzelne Museen und deren Umgang mit Alltagskultur gerichtet.

³⁷ Siehe dazu Ursula M. Lehr/Hans Thomae: *Alltagspsychologie. Aufgaben, Methoden, Ergebnisse*, Darmstadt 1991.

³⁸ Siehe dazu Heinz-Helmut Lüger: *Routine und Rituale in der Alltagskommunikation*, Berlin 1993.

Damit sind die fach- und museumswissenschaftlichen Voraussetzungen für die Museumspraxis in ihrer Komplexität und in ihren Beziehungen zueinander dargestellt. Vor diesem Hintergrund werden im zweiten Teil der Arbeit vier Museen und eine Sonderausstellung genauer untersucht.

Für die Auswahl wurden ca. 50 Museen in Baden-Württemberg und der Schweiz besucht.³⁹ Sie repräsentieren unterschiedliche Museumsgattungen und verschiedene Zugänge in der Präsentation von historischem Alltagsleben. Am schwierigsten erwies sich die Wahl des Heimat- und Regionalmuseums, weil dieser Museumstyp quantitativ am umfangreichsten und qualitativ am unterschiedlichsten ist und ein einzelnes Museum nie den ganzen Typ repräsentieren kann. Die Entscheidung fiel zugunsten des „Heimatmuseums Chüechlihus“ in Langnau im Emmental, eines Museums mit eher traditionellem Zuschnitt. Das „Stadtmuseum Hornmoldhaus“ in Bietigheim-Bissingen gehört zu den Museen, die im Zuge des Museumsbooms ohne vorhandenen Sammlungsbestand aufgebaut wurden, in dem jedoch in Sonderausstellungen eine intensive ständige Auseinandersetzung mit der Stadtgeschichte stattfindet. Ergänzt wird die Untersuchung dieser beiden Lokalmuseen durch die Analyse der Sonderausstellung „Alltag in Karlsruhe“. Ausgewählt wurden ferner das „Museum für Volkskultur“ in Waldenbuch als (Württembergisches) Landesmuseum und das „Schweizerische Freilichtmuseum für ländliche Kultur“ am Ballenberg, das einzige Freilichtmuseum der Schweiz.

Besonderer Wert wird bei den Fallstudien auf den Kontext der Museumsarbeit gelegt: die finanzielle und personelle Ausstattung der Museen, die Entwicklung der Sammlungen, die Meinung der Besucher, die Erwartungen der Museumsträger von lokalen Museen etc. Nur bei einer Berücksichtigung dieser Aspekte läßt sich ermitteln, welche Umsetzungschancen für das wissenschaftliche Paradigma überhaupt bestehen, in welchen Museen es sinnvoll ist oder auch nicht. Obwohl einige Facetten der Alltagsforschung, z.B. der geschlechtsspezifische Ansatz, mir für alle Museen wichtig erscheinen, wird keine Normierung der Museen angestrebt. Vielmehr sollen die verschiedenen Zugänge zum historischen Alltag aufgezeigt und gewertet werden.

³⁹ Nach einer Reise durch die neuen Bundesländer 1990 und dem Besuch zahlreicher Museen war zunächst auch an eine Integration von Museen aus der ehemaligen DDR gedacht. Daher wird im theoretischen Teil der Arbeit auf die Alltagsforschung der DDR, die für die übrige Alltagsforschung wichtige Impulse gab, mehrfach eingegangen. Aufgrund der zahlreichen Veränderungen innerhalb der ostdeutschen Museumslandschaft wurde das Vorhaben, dortige Museen in die Untersuchung einzubeziehen, aufgegeben.

Die Aufteilung des empirischen Teils in lokale Museen bzw. Ausstellungen und überregionale Museen ergibt sich aus den speziellen Ansprüchen und Wirkungen von Alltagsgeschichte und volkskundlicher Forschung auf lokaler Ebene gegenüber einer überregionalen Kulturgeschichte. Diese Zuordnung soll nicht über die Unterschiedlichkeit von Heimatmuseum und Stadtmuseum hinwegtäuschen. Allerdings sind die Grenzen der beiden Museumstypen fließend. Einige (städtische) Heimatmuseen sind eher als Modifikation des Stadtmuseums anzusehen. Auf der anderen Seite wurden auf der Tagung „Heimatmuseum 2000“ unter diesem Titel auch mehrere Stadtmuseen vorgestellt. Dabei verlief die Entwicklung mehrfach vom Heimatmuseum zum kulturgeschichtlichen Stadt- oder Regionalmuseum.⁴⁰ Außerdem hat die Alltagsforschung dazu beigetragen, daß „Heimat“ auch im Hinblick auf Stadtentwicklung diskutiert wird, entsprechend dem Zitat von Alexander Mitscherlich: „Die gestaltete Stadt kann ‚Heimat‘ werden, die bloß agglomerierte nicht, denn Heimat verlangt Markierung und Identität des Ortes.“⁴¹

Die Verbindung zu den Alltagstheorien erscheint mir besonders für die Volkskunde wichtig, die, wie Hermann Bausinger treffend und immer noch gültig formuliert hat, aufgrund der zur Verfügung stehenden Material- und Objektfülle gerne auf die theoretische Analyse verzichtet. Aber, so Bausinger, „nur theoretische Auseinandersetzung ist kritische Auseinandersetzung mit dem Bestehenden, nur sie vermag eine Praxis anzustoßen, die nicht nur blinde Wiederholung des schon Vorhandenen ist.“⁴²

Der Schwerpunkt dieses Untersuchungsabschnitts liegt auf der musealen Präsentation; die Sammlung und die mit der Präsentation verbundene Forschung werden meist angesprochen. Weitere Museumsaufgaben wie die Konservierung von Objekten, die Beantwortung von Anfragen etc. werden hier vorausgesetzt und spielen im Verlauf der Arbeit keine Rolle.

Am Beginn jeder Museumsstudie stand ein Interview mit dem Museumsleiter oder der -leiterin, in dem die allgemeinen Arbeitsbedingungen (Etat, Personal etc.),

⁴⁰ Z.B. das städtische Museum "Hexenbürgermeisterhaus" in Lemgo oder das Mindener Museum, siehe Joachim Meynert/Volker Rodekamp (Hg.): Heimatmuseum 2000, Bielefeld 1993, S. 67/79.

⁴¹ Alexander Mitscherlich, zitiert nach Linda Reisch: Stadt und Öffentlichkeit, in: Volker Hauff (Hg.): Stadt und Lebensstil, Weinheim 1988, S. 35; vgl. in derselben Publikation Ingeborg Flagge: Zwischen Moloch Stadt und Stadt als Heimat, S. 171-195; zum Beitrag der Museen innerhalb der städtischen „Heimatisierung“ S. 173ff.

⁴² Hermann Bausinger: Zur Theoriefeindlichkeit in der Volkskunde, in: Ethnologia Europaea, Vol. 2/3 (1968-1969), Arnheim 1970, S. 57.

die Entstehung der Sammlung und die Einstellung zur Musealisierung von Alltag erfragt wurden. Dabei zeigten sich mitunter auch Arbeitsteilungen, Hierarchien oder die Qualität des Arbeitsklimas. Sofern nicht bereits eine Untersuchung zur Besucherstruktur vorhanden war⁴³, wurden in den Museen zwischen 50 und 100 Fragebögen zur Besucherstruktur und zur Bewertung der Ausstellung ausgelegt; die Befragung war nicht repräsentativ angelegt und kann daher nur als eine individuelle Meinungsbefragung gelten. Der Fragenkatalog war, da es sich um eine schriftliche Befragung handelte, kurz gehalten.⁴⁴

In Langnau und Bietigheim wurden zusätzlich die Museumsträger nach ihren Erwartungen zum Museum schriftlich befragt, da auf lokaler Ebene das Zusammenspiel von Museumsträger, -leitung und -publikum die Museumsarbeit deutlich beeinflussen kann. Im Anschreiben wurde der Dissertationstitel bewußt nicht genannt; es wurde auch nicht explizit nach dem Thema Alltag gefragt, um die Befragten nicht mit dem wissenschaftlich und umgangssprachlich unterschiedlichen Begriff zu konfrontieren. Dadurch war es jedoch entsprechend schwieriger, die Antworten zu interpretieren.

Schließlich wurde versucht, die Darstellungs- und Vermittlungsziele der Ausstellungen zu entschlüsseln und vor dem Hintergrund des Interviews mit den Museumsleitern und der -leiterin zu werten. In einem zweiten Schritt wurde die Rolle der Alltagstheorien für die Ausstellungen hinterfragt: Für die größeren Museen unter wissenschaftlichen Leitungen konnte diese eine direkte Rezeption sein, auf lokaler Ebene konnte die Rezeption auch über andere Museen erfolgen.

Am Ende stehen Überlegungen, inwieweit die Hochschulen als „Theorieproduzenten“ und die Museen als Vermittler wissenschaftlicher Inhalte in ihren Arbeitsbereichen getrennt bleiben und wo sich Möglichkeiten, Notwendigkeiten und Wünsche nach einer engeren Zusammenarbeit ergeben.

Im Rahmen dieser Arbeit, die bereits durch die Untersuchung deutscher und schweizerischer Museen sehr breit angelegt ist, wird kein Überblick über weitere europäische und außereuropäische Museen gegeben, die sich besonders mit der Sammlung und Präsentation von Alltagskultur beschäftigen. Eine entsprechende Anfrage im Internet ergab nur vereinzelte Rückmeldungen, die vermutlich entsprechend der Verbreitung dieses Kommunikationssystems aus den USA, Kanada

⁴³ Diese existierten bereits zur Sonderausstellung „Alltag in Karlsruhe“ sowie zum Freilichtmuseum Ballenberg.

⁴⁴ Es fehlte beispielsweise die Frage nach der Herkunft der Besucher, danach, ob sie das Museum als Einheimische oder Touristen besucht haben.

und England und Australien stammten.⁴⁵ Als Ausnahme wird im Zusammenhang mit der Bedeutung von Sammlungskonzepten auf das schwedische SAMDOK-Programm eingegangen. Im Verlauf der Arbeit ergaben sich Probleme, von denen einige kurz benannt werden sollen:

Während die Arbeiten zur Alltagssoziologie und Alltagsgeschichte konkrete Positionen zutage förderten, schienen mir die alltagstheoretischen volkskundlichen Arbeiten sehr rezeptiv und wenig innovativ. Auf der anderen Seite fiel beim Lesen volkskundlicher Texte seit Wilhelm Heinrich Riehl an den immer wiederkehrenden Begriffen wie alltäglich, Alltagsleben etc. das spezifisch volkskundliche Interesse an diesem Themenkreis auf. Dies würde sich in einer Konkordanz des Begriffsfeldes Alltag in volkskundlichen Texten sicher bestätigen. Eine Ausweitung der theoretischen Texte auf solche, die sich mit dem Fach allgemein beschäftigen, wäre sowohl von der Auswahl als auch in der Wertung im Hinblick auf den Alltag schwierig gewesen. Gelegentlich wurde auf Texte verwiesen, die in ihrer Terminologie eine Orientierung an der Alltagsperspektive erkennen ließen.

Der ursprüngliche Plan, einem theoretischen Teil einen rein empirischen Teil gegenüberzustellen, erwies sich als nicht realisierbar, da jeder Museumstyp eine theoretische Einführung zu den spezifischen Ansprüchen an die Musealisierung von Alltag erforderte. Das Konzept der Arbeit mußte entsprechend erweitert werden.

Innerhalb der Arbeit wurde versucht, einen Sprachgebrauch zu finden, bei dem Frauen und Männer gleichermaßen berücksichtigt werden, meist durch die Verwendung von weiblichen und männlichen Formen nebeneinander. Im Anschluß daran folgt der Begriff oft im Plural (z.B. die Museumsbesucher). Obwohl dieser Begriff nicht geschlechtsneutral ist, schien er mir nach einer differenzierten Nennung akzeptabel.

⁴⁵ Genannt wurden das Strong Museum in Rochester (NY), das Museum of the City of New York, das Bata Shoe Museum, Toronto, das Buckinghamshire County Museum, Aylesbury (GB), die Abteilung für Social History des Museum of Victoria (Australien) sowie allgemein die amerikanischen „larger outdoor history museums and living historical farms“.

2. Alltagsbegriff und Alltagsforschung

2.1 Zur Begriffsgeschichte von „Alltag“

„Der Alltag scheint normierend unser Leben zu beherrschen, ohne offenbar selbst einer Norm zu gehorchen.“¹

„Alltag scheint [...] auf einen Bereich zu verweisen, dessen Bedeutung nicht genau bestimmbar ist [...], auf einen ‚Mischzustand‘, auf einen Rahmen, dessen Inhalt kaum nach einem einheitlichen Prinzip geordnet ist.“²

Der Alltag entzieht sich offensichtlich einer genauen inhaltlichen Beschreibung. Er ist nur ‚scheinbar‘ zu bestimmen und wird – wie aus dem der Arbeit voranstehenden Zitat Václav Havels hervorgeht – auch so erfahren: Der Horizont und der Sinn der Dinge, die scheinbar ganz nichtig (oder alltäglich) sind, bleibt oft verborgen. Dies liegt unter anderem daran, daß die Verwendung des Wortes als wissenschaftlicher Terminus, wie er in den folgenden Kapiteln dargelegt wird, von der umgangssprachlichen Verwendung zu unterscheiden ist. Daher soll die sprachgeschichtliche Entwicklung kurz nachvollzogen werden.

Hans Peter Thurn entwickelt den Begriff aus der Antike. Im lateinischen ‚cotidianus‘ ist bereits der Doppelsinn des Alltäglichen angelegt: das sich routinemäßig Wiederholende einerseits und damit einhergehend das Gewöhnliche, Gewohnheiten Stabilisierende andererseits. Daran schließen sich die alt- und mittelhochdeutschen Begriffe ‚tagalih‘ und ‚tegelich/tegelíche‘ an.³ Zu Beginn des 17. Jahrhunderts übersetzt Georg Henisch ‚quotidianus‘ sowohl mit ‚alltäglich‘, als auch ‚altägig‘ und die adverbiale Form ‚quotidie‘ mit ‚alle tag‘ und ‚all tag‘. Daraus ergibt sich die spätere Bildung des Substantives ‚Alltag‘.⁴ In Johann Christoph Adelungs „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart“ von 1774 taucht das Wort ‚Alltäglich‘ erstmals mit verschiedenen Bedeutungen auf:

- „Eigentlich, was alle Tage kömmt, oder geschiehet, für täglich [...]“,
- „In eingeschränkter Bedeutung, was den Wochentagen zukommt, oder

¹ Klaus Laermann: Alltags-Zeit. Bemerkungen über die unauffälligste Form des sozialen Zwangs, in: Kursbuch Nr. 41, 1975, S. 87.

² Kurt Hammerich/Michael Klein: Zur Einführung. Alltag und Soziologie, in: Dies. (Hg.): Materialien zur Soziologie des Alltags, Opladen 1978, S. 7.

³ Hans-Peter Thurn: Der Mensch im Alltag, Stuttgart 1980, S. 4ff.

⁴ Georg Henisch: Teütsche Sprach und Weissheit. Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae, Augsburg 1616, Neudruck Hildesheim/New York 1973, Sp. 46.

gehöret, im Gegensatz des festtäglichen. Ein alltägliches Kleid [...]” und
- „Figürlich, gemein, schlecht, niedrig, im Gegensatz dessen, was ausgesucht,
vortrefflich ist”⁵.

Im „Wörterbuch der Deutschen Sprache” von Joachim Heinrich Campe von 1807 wird mit ‚Alltag’ ein „gemeiner Tag, ein Wochentag; im Gegensatz der Sonn- und Feiertage” bezeichnet, d.h. die Bedeutung von tagtäglich fällt weg. Für Campe gehört der Ausdruck zu den neuen Wörtern „für die unteren Schreibarten” (Umgangssprache) und ist niedrig, aber noch nicht verwerflich. Adelung und Campe unterscheiden beide alltäglich als temporalen Begriff und alltäglich als qualitativen. Allerdings setzt Campe den Begriff des Alltäglichen zusätzlich ein, um zwischen gehobenen und niederen Ständen zu unterscheiden, und weist das Alltägliche den letzteren zu. Alltäglichkeit als Inbegriff einer als niederdrückend empfundenen Daseinsverfassung äußert sich in den Zusammensetzungen des Wortes, z.B. „Das Alltagsleben, das alltägliche, gemeine Leben,” der Alltagsmensch, die Alltagsmiene, die Alltagssprache als „gewöhnliche Umgangssprache”, die „in Gegensatz der höheren Schriftsprache” steht.⁶

Diese „Einschätzung wird an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert durch den Sprachgebrauch zahlreicher schreibender Zeitgenossen bekräftigt”⁷ und vom Bürgertum als „sozialhierarchische Abgrenzung nach unten” benutzt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wird „alltäglich” im Sprachgebrauch aufgegeben, und der Begriff „alltäglich” vereinigt den temporalen und qualitativen Gebrauch mit seinem disqualifizierenden Beiklang.

Im Deutschen Wörterbuch wird das Substantiv Alltag überhaupt für unüblich gehalten. Als Vorsilbe (Alltags...) weist das Wort auf „eine Person oder Sache von gewöhnlicher, und folglich gemeiner, geringer Beschaffenheit” hin.⁸ Obgleich der Begriff in verschiedenen Varianten in den Wörterbüchern des 19. Jahrhunderts vertreten ist, blieb eine wissenschaftliche Erforschung der sprachgeschichtlichen Entwicklung weitgehend aus. Im 20. Jahrhundert wurden in den Wörterbüchern die

⁵ Johann Christoph Adelung: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, Erster Theil, von A-E, Leipzig 1774, Sp. 191.

⁶ Wörterbuch der Deutschen Sprache, veranstaltet und herausgegeben von Joachim Heinrich Campe, Erster Teil, Braunschweig 1807, S. 105.

⁷ Thurn (wie Anm. 3), S. 6.

⁸ Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 1, A-Biermolke, Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1854 (München 1984), S. 239.

Bedeutungen aus dem vorigen Jahrhundert übernommen, das Alltägliche wurde als „nicht ausgeprägt, fad“⁹ gedeutet. Die Wörterbücher übernehmen den Begriff erst in den 70er Jahren dieses Jahrhunderts mit den selben Bedeutungen: als Werktag und als gleichförmiger Tagesablauf, z.B. „der geschäftige Alltag; der Lärm des Alltags; der Alltag des Dienstes“¹⁰. In ihnen spiegelt sich also die umgangssprachliche Bedeutungsentwicklung wider.

Einige Wissenschaftler, so Klaus Laermann, datieren das Aufkommen des Alltagsbegriffs erst in die Zeit nach 1760. Sie stellen einen direkten Zusammenhang mit der Industrialisierung her und die damit verbundene Trennung von Arbeits-(Alltags-)zeit und Freizeit.¹¹ Ebenso versucht Silwia Wasilewa den bulgarischen Begriff für Alltag ‚eshednewie‘ mit dem Begriff ‚delnik‘ (Werktag, altpulgarisch ‚delati‘, tun, machen) in Verbindung zu setzen. Der bulgarische Begriff eshednewie (genauer ezednewie) besteht jedoch aus den Wortteilen ‚eze‘ mit der Bedeutung ‚all‘ bzw. ‚ganz‘ und dem Wortteil ‚dnewie‘, abgeleitet von ‚dnes‘ = heute oder ‚den‘ = Tag und steht mit dem Begriff ‚delnik‘ in keiner etymologischen Beziehung. Wasilewas Ableitungsversuch scheint also eher ideologischer Natur zu sein.

Wenn sich auch der Alltagsbegriff nicht sprachgeschichtlich vom Arbeits(all)tag ableiten läßt, so weist die umgangssprachliche Verwendung den Alltag jedoch eindeutig dem als negativ empfundenen Werktag zu, der in seiner Wiederholung eintönig und grau ist.

Diese Einschätzung wird besonders in der Werbung genutzt, in der mit Slogans wie „Adieu Alltag“, „Ein Ja zur Farbe. Denn der Alltag ist grau genug“ oder „Bei M. hat auch der graue Alltag seine farbigen Seiten“ für Reisen und luxuriöse Gebrauchsgegenstände geworben wird, die ein zeitweiliges Entkommen vom Alltag suggerieren.

Der umgangssprachlichen Begriffsverwendung mit ihrer Bedeutungsverengung steht der Alltag als Kategorie geisteswissenschaftlicher Forschungen gegenüber, der aufgrund der bereits erwähnten gesellschaftspolitischen und fachinternen Neuorientierung eine bewußte Aufwertung erfahren hat. Das heißt jedoch nicht zwangsläufig – wie im Verlauf der Arbeit deutlich wird – daß der wissenschaftliche Alltagsbegriff auch in den Museen zugrunde gelegt wird.

⁹ Gerhard Wahrig: Deutsches Wörterbuch, Gütersloh 1968, Sp. 338.

¹⁰ Ruth Klapperbach/Wolfgang Steinitz (Hg.): Wörterbuch der Gegenwartssprache, Bd. I, Berlin (Ost) 1964, S. 105.

¹¹ Laermann (wie Anm. 1), S. 89ff.

Wenn die Museen als obergesellschaftliche Bildungseinrichtung weitgehend auf die Darstellung dessen, was an den Werktagen geschieht, verzichten würden, entspräche das Fehlen des Gewöhnlichen der etymologischen Entwicklung, in der Alltag zunehmend das Gegenteil alles Besonderen ausmacht. Demgegenüber bedeutet die museale Aufbereitung von Alltag, beweisen zu wollen, daß etwas, was als grau empfunden wird, in Wirklichkeit schillernd und bunt ist.

Nachdem sich der Alltagsbegriff bisher einer eindeutigen inhaltlichen Klärung widersetzt, schlägt Nis Nissen vor, die „Suche nach dem Zauberwort“ für die Inhalte der kulturgeschichtlichen Museen fortzusetzen.¹²

Um sich in der folgenden Arbeit nicht ständig auf das begriffliche Glatteis zu begeben, werden folgende Begriffsbestimmungen festgelegt:

Unter „Alltag“ wird der tägliche Lebensvollzug des Menschen verstanden; ohne eine Eingrenzung auf untere Sozialschichten, ohne eine Ausgrenzung von Festtagen. Dieser Lebensvollzug ist der Untersuchungsgegenstand für alle Disziplinen, die Alltagsforschung betreiben. Der Alltag ist ein Totalphänomen, der jeweils einer näheren fachlichen Bestimmung bedarf.

„Alltagsgeschichte“ und „Alltagskultur“ stellen die entsprechenden Blickrichtungen der Fachwissenschaften Geschichte und Kulturwissenschaft (Volkskunde) dar. Das heißt, Alltagsgeschichte ist die historische Alltagsforschung, verbunden mit einem historischen Erkenntnisinteresse und den dazugehörigen methodischen Ansätzen, wie beispielsweise Oral history. Die Untersuchung von Alltagskultur fragt nach den kulturellen Ausprägungen, Mustern und Werten innerhalb des täglichen Lebensvollzugs. Dabei ergeben sich zwangsläufig Überschneidungen, die die Komplexität des Themas deutlich machen.

¹² Nis Nissen: Die Suche nach dem Zauberwort, in: Silke Göttisch/Kai Detlev Sievers: Forschungsfeld Museum, Kieler Blätter zur Volkskunde 20 (1988), S. 261-263.

2.2 Alltagstheorien in Philosophie und Soziologie

Grundsätzlich ist festzustellen, daß alle philosophischen und soziologischen Arbeiten zur Erforschung von Alltag keine Hinweise auf die museologische Umsetzung der Ergebnisse enthalten.¹³ Es gibt jedoch konkrete Aussagen über die Bedeutung von Objektivationen innerhalb des alltäglichen Lebensvollzugs.

Einige Aspekte der soziologischen und historischen Forschungskonzepte zum Alltag sind bereits von Volkskundlerinnen dargelegt worden¹⁴. Dennoch ist es meines Erachtens sinnvoll, die wesentlichen Thesen noch einmal darzulegen. Dabei liegt der Schwerpunkt – soweit möglich – auf den Aussagen der Alltagsstudien zur Bedeutung des Dinggebrauchs innerhalb von sozialen Handlungen, von Interaktionen und Kommunikation sowie der historischen Texte, die in volkskundlichen Texten zur Erforschung materieller Kultur erneut auftauchen. Damit lassen sich die Rezeptionsstränge, aber auch mögliche Rezeptionsbrüche nachweisen. Schließlich geht es auch um das soziologische Instrumentarium, welches für die Alltagsforschung charakteristisch ist – die qualitative Sozialforschung.

Die sehr umfangreiche Literatur zum Alltag in Philosophie und Soziologie¹⁵ soll an einzelnen Autoren exemplarisch dargestellt werden:

Bei seinen Bemühungen, die Geschichtswissenschaft philosophisch zu begründen, benutzt Wilhelm Dilthey (1813-1911) erstmals den Begriff „Lebenswelt“¹⁶. Edmund Husserl (1859-1938) greift ihn nach kritischer Auseinandersetzung mit Dilthey auf und begründet darauf mit seiner Theorie der Lebenswelt die phänomenologische Philosophie. Alltag und Lebenswelt sind bei Husserl weitgehend identisch (er spricht gelegentlich von alltäglicher Lebensumwelt) und stellen

¹³ Innerhalb der Soziologie haben sich „Ansätze zu einer Soziologie des Museumswesens“ gebildet, in denen es um das Verhältnis der Institution Museum, ihrer Wertschätzung von Objekten und den Besuchern geht; siehe dazu Heiner Treinen: Ansätze zu einer Soziologie des Museumswesens, in: Soziologie – René König zum 65. Geburtstag, Köln 1973, S. 336-353.

¹⁴ Silke Göttisch: Alltagskultur und Museum, in: Museumskunde 5 (Aug. 1991), S. 11-15; Carola Lipp: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufsteig und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts, ZfV 89 (1993), S. 1-33; dies.: Alltagskulturforschung in der empirischen Kulturwissenschaft und Volkskunde, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte, Münster 1994, S. 78-93.

¹⁵ Siehe dazu die Übersicht der unterschiedlichen Ansätze zum Alltag von Kurt Hammerich/Michael Klein: Alltag und Soziologie, in: Dies. (Hg.): Materialien zur Soziologie des Alltags, S. 7/8.

¹⁶ Wilhelm Dilthey: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Göttingen 1992 (gesammelte Schriften, Bd. 7).

die vorgegebene Erfahrungswelt dar, in die der Mensch hineingeboren wird und die er sich subjektiv aneignet und gestaltet. Husserl versucht erstmals, die subjektive Lebenswelt wissenschaftlich zu erfassen.¹⁷ Diese hat den Charakter des durch Gewohnheit Entproblematisierten; der Mensch als Individuum lebt darin denkend, fühlend und handelnd in einer naiven quasi-natürlichen Einstellung vor sich hin. Dieser steht die objektiv-wissenschaftliche Welt gegenüber; beide Welten sind aufeinander bezogen, da die Wissenschaft auch Teil der Lebenswelt ist. Die objektive Welt

„ist eine immer neu werdende objektive Kulturwelt [...]. Alles Kulturelle trägt [...] in sich historische Züge, seine Sinncharaktere sind zugleich als historisch gekennzeichnete, in die jeweiligen Zusammenhänge menschheitlichen Gemeinschaftswesens hinein verweisend [...]. In der Einheit des historischen Lebens, in der Folge der durch Einheit der Tradition miteinander vergemeinschafteten Generationen erbt jede neue Generation die durch die Arbeit der früheren objektiv gewordene Kulturwelt und gestaltet sie nun selbst aus eigenem Können und Tun weiter fort.“¹⁸

Das Verhältnis von Alltag und Kultur besteht nach Husserl darin, daß die in der Lebenswelt vollzogenen Alltagshandlungen der nächsten Generation als Kultur erscheinen. Diese Kultur bestimmt die alltäglichen Handlungen der neuen Generation. Der historisch bestimmte Begriff der Lebenswelt wurde im Gegensatz zu den weitgehend ahistorischen Richtungen der Soziologie entwickelt (Funktionalismus, Strukturalismus, Marxismus). Husserls Lebensweltbegriff ist in der Volkskunde mehrfach rezipiert worden.¹⁹

Bei Max Weber (1864-1920) gilt das traditionale, durch Gewohnheit bestimmte Verhalten als „eingelebtes Alltagshandeln“. Er bewertet dieses Verhalten negativ, da es „oft nur ein dumpfes in der Richtung der einmal eingelebten Einstellung ablaufendes Reagieren auf gewohnte Reize“ ist.²⁰

¹⁷ Edmund Husserl: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die Phänomenologische Philosophie, in: Walter Biemel (Hg.): Husserliana Bd. VI, Den Haag 1976, S. 124.

¹⁸ Ebd., S. 409/10.

¹⁹ Beispielsweise von Gerhard Heilfurth: Zu kultur- und sozialanthropologischen Problemen der Volksforschung, in: Ethnologia Europaea 2-3 (1968-69), S. 181; Ina-Maria Greverus: Kulturanthropologie und Kulturethologie: „Wende zur Lebenswelt“ und „Wende zur Natur“, in: ZfV 67 (1971), S. 13-26; Dies.: Kultur- und Alltagswelt, München 1978, S. 97/98.

²⁰ Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft, 5. Auflage Tübingen 1980, S. 12.

Die phänomenologische Methode Husserls und die von Weber entwickelte „verstehende Soziologie“ werden von Alfred Schütz (1899-1959) zusammengeführt.²¹ Schütz setzt das Individuum in bezug zur Gesellschaft und macht die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit zum Angelpunkt der Umweltauseinandersetzung des Menschen. Sein Ziel, ähnlich wie bei Husserl, ist die Möglichkeit zu zeigen, den subjektiven Sinn menschlichen Handelns objektiv, d.h. wissenschaftlich zu bestimmen.

Die Alltagswelt stellt für ihn eine vorwissenschaftliche Grundstruktur dar, an der der Mensch in unausweichlicher regelmäßiger Wiederkehr teilnimmt. Ihn umgibt – ebenso wie bei Husserl – eine gegliederte historisch vorgegebene Sozial- und Kulturwelt, die durch den Menschen verändert werden kann. Sie setzt ihm jedoch auch Schranken im Hinblick auf Nutzung und Veränderung der vorgefundenen Denk- und Verhaltensformen zur praktischen Lebensbewältigung. Diese alltägliche Praxis erfordert ständige Typologierungsprozesse, d.h. Einordnung von Denken und Handeln nach ihrer Relevanz in den von allen gleichermaßen verfügbaren Wissensvorrat. Neben dem Verstehen fremden Denkens und Handelns geht Schütz auch auf Handlungsgegenständlichkeiten (Gesten) und Artefakte ein:

„Allen diesen Objektivationen ist gemeinsam, daß sie nur sind kraft Setzung durch ein Vernunftwesen, sei es durch mich selbst, sei es durch ein Du. Sie sind Erzeugnisse eines Handelns, und als Erzeugnisse sind sie auch Zeugnisse für das Bewußtsein des Handelnden, welcher sie in seinem Handeln erzeugte. Nicht alle Zeugnisse sind Zeichen, aber alle Zeichen sind Zeugnisse.“²²

Bevor Schütz in deutscher Übersetzung erschien, hatten Peter Berger und Thomas Luckmann bereits einige seiner Thesen veröffentlicht. Darin heißt es zu Objektivationen:

„Die Wirklichkeit der Alltagswelt ist nicht nur voll von Objektivationen, sie ist vielmehr nur wegen dieser Objektivationen wirklich. Ich bin dauernd umgeben von Objekten, welche subjektive Intentionen meiner Mitmenschen ‚proklamieren‘,

²¹ Hinzu kommen Impulse aus der Daseinsanalytik Martin Heideggers und aus der Wissenssoziologie von Max Scheler und Karl Mannheim.

²² Alfred Schütz: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Frankfurt 1981 (Erstausgabe: Wien 1932, deutsche Übersetzung: Frankfurt 1974), S. 186.

obgleich ich manchmal nicht sicher bin, was ein bestimmter Gegenstand eigentlich ‚proklamiert‘. Das gilt besonders dann, wenn er von Menschen stammt, die ich kaum oder gar nicht in Vis-à-vis-Situationen erlebt habe [...]. Aber die einfache Tatsache, daß er [der Ethnologe] sie überwinden und aus einem Artefakt auf eine subjektive Intention von Menschen schließen kann, deren Gesellschaft seit Millionen erloschen ist, beweist die Macht menschlicher Objektivationen.“²³

In einer späteren Überarbeitung seiner Theorien schränkt Schütz die Bedeutung von Objektivationen jedoch ein und schreibt,

„daß wir an Erzeugnissen nur in einem eng begrenzten Zusammenhang interessiert sind, nämlich nur insofern, als von ihnen gesagt werden kann, daß sie subjektives Wissen ‚objektivieren‘ und an andere vermitteln.“²⁴

Schütz unterscheidet drei Hauptformen von Erzeugnissen, Merkzeichen (z.B. Wegmarkierungen), Werkzeuge und Kunstwerke. Als Werkzeuge bezeichnet er Gegenstände, die zur Veränderung der alltäglichen Lebenswelt benutzt werden. „Die Deutung eines Werkzeuges bezieht sich wesentlich auf dessen Funktion [...], während der spezifische Erzeuger grundsätzlich anonym bleiben kann“²⁵, so daß in diesem Fall keine spezifischen Wissens Elemente durch das Objekt weitervermittelt werden. Dies erfolgt nur bei historischen Geräten, mit denen die Möglichkeit besteht, den allgemeinen Wissensvorrat historischer Gesellschaften zu rekonstruieren.²⁶

Einige wesentliche Ansätze sollen noch einmal hervorgehoben werden: Husserl und Schütz ist das Ziel gemeinsam, den *subjektiven Sinn menschlichen Handelns* wissenschaftlich zu erfassen und innerhalb der vorgegebenen sozialen und kulturellen Gegebenheiten zu werten. In der Betonung, daß sich die soziale Welt erst aus ihrer Intersubjektivität ergibt, geht Schütz über Weber hinaus.

Objekte, beispielsweise historische Geräte, *dienen als Zeugnisse* menschlichen Denkens und Handelns und haben teilweise auch eine *symbolische Bedeutung*.²⁷

²³ Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt, 1990 (Erstausgabe New York 1966; in Deutschland 1969), S. 37/38.

²⁴ Posthum veröffentlicht von seinem Schüler Thomas Luckmann: Alfred Schütz/Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt, Neuwied, Darmstadt, 1975, S. 273.

²⁵ Ebd., S. 275.

²⁶ Ebd., S. 175/76.

²⁷ Schütz (wie Anm. 22), S. 294-96.

Nicht historische Werkzeuge wertet er nur in ihrer *Funktion*, als Mittel zur Veränderung der alltäglichen Lebenswelt.

Die These Husserls, von Wissenschaft als einem Bestandteil der Lebenswelt, enthält die Notwendigkeit, die eigene Position innerhalb der Analyse der Lebenswelt offenzulegen. Im Gegensatz zum umgangssprachlichen negativ besetzten Alltagsbegriff werden die Begriffe Lebenswelt und Alltag bei Husserl und Schütz wertneutral verwendet. Bei Max Weber hingegen wird das unreflektierte Reagieren im Alltag ebenfalls negativ bewertet.

Einen zunächst unabhängig von der Phänomenologie entwickelten Ansatz bieten die Arbeiten von Henri Lefèbvre und Agnes Heller, einer Schülerin Georg Lukács' und Vertreterin der sogenannten „Budapester Schule“. Beide argumentieren auf der Basis des historischen Materialismus.

Lefèbvre gelangt über die Untersuchung von Entfremdungsphänomenen der modernen Gesellschaft zu einer „Kritik des Alltagslebens“²⁸, die jedoch die „Rehabilitation des Alltagslebens“²⁹, d.h. eine Veränderung der politischen Verhältnisse zum Ziel hat. Er begreift den Alltag ambivalent; positiv, als Aneignung der Natur durch den Menschen. Das Alltagsleben ist danach der Ort,

„in dem und ausgehend von dem die wirklichen Kreationen vollbracht werden, jene, die das Menschliche und im Laufe ihrer Vermenschlichung die Menschen produzieren: Die Taten und Werke“.³⁰

Negativ sieht er den Alltag als Ort kapitalistischer Ausbeutung, geprägt durch Banalität, Trivialität und das Repetitive, welche die individuellen Gestaltungsspielräume schmälern.³¹ Er gelangt ähnlich der marxistischen Kulturkritik zu dem Ergebnis, daß der Alltag oft als materialisierte Ideologie zu verstehen ist, die nur in seltenen nicht-alltäglichen Situationen durchbrochen werden kann. Damit würden die Versuche, Lebenssituation und materielle Zivilisation zu rekonstruieren, nur ideologische Bestätigung liefern. Ein Herausarbeiten der „belanglosen Einzelheiten des Tagesablaufs, die unvermeidlich gleichbleibenden Verrichtungen [...] Arbeit,

²⁸ Henri Lefèbvre: Kritik des Alltagslebens, (Erstausgabe Frankreich 1947), Frankfurt, 3 Bde, 1974/75.

²⁹ Ebd., Bd. 1, S.135.

³⁰ Ebd., Bd. 2, S. 92.

³¹ Ebd., Bd. 2, S. 54/55. Die Terminologie erinnert sehr an die volkskundliche Kritik an der Alltagsforschung. Siehe Kapitel 3.4.

Familie, unmittelbare Beziehungen [...]”³², lehnt er ab.

Entsprechend seiner Ideologie unterscheidet er zwischen Gebrauchsgütern und (gesellschaftlichen) Produktionsmitteln. Unter Gebrauchsgütern versteht er die Objekte, „die an mein Alltagsleben gebunden sind“ und mit denen und durch die er „in ein komplexes Netz von menschlichen Beziehungen“ eintritt.³³ Auch Lefèbvre ist in der Volkskunde mehrfach rezipiert worden.³⁴ Der Soziologe Jean Baudrillard hat die Gedanken Lefèbvres im Hinblick auf den heutigen Umgang mit Gegenständen des täglichen Gebrauchs weiterentwickelt. Dabei geht er den relevanten personenbezogenen Fragen nach,

„wie die Gegenstände erlebt werden, welchen Bedürfnissen, außer den funktionellen, sie Genüge leisten, welche geistige Strukturen sie als Verrichtungsträger anziehen oder abstoßen [und] auf welcher geistigen, infra- oder transkulturellen Ebene deren Alltäglichkeit erlebt wird”.³⁵

Agnes Heller versteht unter Alltagsleben „die Gesamtheit der Tätigkeiten der Individuen zu ihrer Reproduktion, welche jeweils die Möglichkeit zur gesellschaftlichen Reproduktion schaffen”.³⁶ Reproduktion meint hier im marxistischen Sinn die Wiederherstellung der Arbeitskraft, aber auch der gesamten gesellschaftlichen Verhältnisse. Nach Heller besitzt jeder Mensch ein individuelles Alltagsleben innerhalb des gesellschaftlichen Alltags, er reproduziert sich kontinuierlich als historisch Einzelner in einer konkreten Lebenswelt. Die soziale Einbettung der Individuen, Zeit und Umweltbedingungen wirken als verändernde Faktoren auf deren Alltag. Der Alltag erfährt seinen Sinn „im historischen Prozeß als Substanz der Gesellschaft”.³⁷ Agnes Heller erkennt auch innerhalb der sozialistischen Gesellschaft die Bedeutung individueller Handlungen an. Die alltägliche Welt wird nach Agnes Heller von drei Objektivationsbereichen bestimmt:

³² Ebd., Bd. 2, S. 50/51.

³³ Ebd., Bd. 1, S. 161/62.

³⁴ Beispielsweise bei Utz Jeggle: Alltag, in Hermann Bausinger et al. (Hg.): Grundzüge der Volkskunde, Darmstadt 1978, S. 83/104; Ina-Maria Greverus: Kultur- und Alltagswelt (wie Anm. 19), S. 94/95; Heinz Schmitt (Hg.): Alltag in Karlsruhe, Karlsruhe 1990, S. 10.

³⁵ Jean Baudrillard: Das System der Dinge, Frankfurt 1991, S. 10.

³⁶ Agnes Heller: Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion, herausgegeben von Hans Joas, Frankfurt 1978, S. 24.

³⁷ Ebd., S. 86.

1. der Welt der Dinge (Geräte und Produkte),
2. der Welt der Sitten und
3. der Sprache.

Die Geräte leiten die materiell-dinglichen Tätigkeiten an, die Sitten die Verhaltensweisen und die Sprache das Denken. Alle Objektivationen sind Kennzeichen für den Entwicklungsgrad der Kultur. Voraussetzung für den Einsatz der Objektivationen als Mittel zur Reproduktion ist die Kenntnis und Aneignung ihrer Funktionen.

Bei Agnes Heller ist ebenso wie bei Henri Lefèbvre der Alltag Ort individueller Lebensäußerungen. Heller kritisiert jedoch Lefèbvres negative Bewertung der Alltäglichkeit und sie vermeidet eine Trennung des Alltags vom sogenannten Nicht-Alltag.³⁸ Die Bedeutung der Ansätze von Henri Lefèbvre und Agnes Heller liegt darin, daß sie die (sozialen, politischen) Zwänge, denen der Mensch im Alltag ausgesetzt ist, hervorheben und den Alltag damit zu einer Kategorie machen, die es kritisch zu hinterfragen gilt.

Da der Alltagsbegriff der inhaltlichen Vielfältigkeit des Alltags und dessen wissenschaftlichen Zugang nicht gerecht wird, entwirft Hans-Peter Thurn die „Kategorie der Alltäglichkeit“ als anthropologische Grundkategorie, die „auf die Lebenstechniken, denen der Alltag sein so oder so geartetes Erscheinungsbild verdankt“ zielt.³⁹ Ein Mittel individueller Differenzierung ist nach Thurn die „sächliche kulturelle Alltäglichkeit“.

„Mittels mannigfacher Dinge geben sich die Menschen ein unterscheidendes Gepräge, setzen sie Ähnlichkeit und Verschiedenheit fein säuberlich voneinander ab. Selbst die Gleichheit quantitativer Ausstattung führt in der Wohlstandsgesellschaft noch nicht in die anscheinend vielerorts gefürchtete Sackgasse qualitativer Verwechslung. [...] insgesamt leitet sich die Alltäglichkeit der Gegenstände aus der Art und Weise her, in welcher der Mensch mit seiner Dingwelt umgeht.“⁴⁰

Während Alfred Schütz und Agnes Heller Objekte auf einer sehr allgemeinen Ebene als Zeichen für den kulturellen Entwicklungsstand der Gesellschaft werten, betrachtet Hans-Peter Thurn ähnlich wie Jean Baudrillard die *Dinge als Mittel qualitativer*

³⁸ Ebd., S. 320.

³⁹ Hans-Peter Thurn (wie Anm. 3), S. 27.

⁴⁰ Ebd., S. 30.

Unterscheidung innerhalb einer Gesellschaft.

Die an der Alltagssoziologie geübte Kritik richtet sich weniger gegen die hier vorgestellten theoretischen Ansätze, als gegen den Alltagsbegriff als Universalbegriff mit verschiedenen, sich teilweise widersprechenden Bedeutungen.⁴¹ Norbert Elias kritisierte beispielsweise die Trennung von Mikrokosmos Alltag und Makrokosmos Nicht-Alltag, in dem der Alltagsbegriff sich gegen etwas richtet, den Nicht-Alltag, der jedoch ausgeblendet bleibt. Er bezweifelt, daß der Alltag spezifische Merkmale besitzt, die ihn von anderen Bereichen gesellschaftlichen Lebens abheben, und meint, daß der Alltag mit anderen Strukturwandlungen der Gesellschaft in unlöslichem Zusammenhang stehe.⁴² Die Kritik von Elias richtet sich zum einen gegen die inhaltliche Abgrenzung von Alltag gegenüber dem Nicht-Alltag, sie richtet sich aber gleichzeitig auch gegen die Soziologen, die das Thema Alltag als Gegenkonzept zur traditionellen systemtheoretischen Soziologie begreifen.

Der Vorwurf von Alltag als Universalkategorie läßt sich an dieser Stelle nicht entkräften; die Trennung von Alltag und Nicht-Alltag ist jedoch in den Grundlagenwerken von Edmund Husserl, Alfred Schütz und auch noch bei Agnes Heller nicht angelegt.

Im Gegenteil: Es ist zu betonen, daß die hier dargelegten Theorien vom Alltag innerhalb der gesamten Gesellschaft ausgehen – Alltag als Lebenswelt bzw. als vorgegebene Grundstruktur, heutiger Alltag als Ergebnis einer vom Menschen geprägten Sozial- und Kulturwelt. Auf dieser Ebene, als Bestandteil der Kultur, ist Alltag durch eine Vernetzung der Lebensbereiche, gesellschaftlicher Schichten etc. gekennzeichnet. Alltag ist hier, im Gegensatz zum umgangssprachlichen Gebrauch des Wortes, keine soziale Kategorie.

Wie bereits erwähnt, spielt die museale Darstellung alltäglicher gesellschaftlicher Prozesse in dieser ganzen thematischen Diskussion keine Rolle. Allerdings gibt es einige Hinweise auf die Bedeutung von Objekten und Geräten innerhalb des Alltagslebens. Objektivationen werden interpretiert als Ergebnisse subjektiven Wissens, als Symbole, als Mittel qualitativer Unterscheidung und als Kennzeichen für den gesellschaftlichen Wissensvorrat, d.h. den Grad der Kulturentwicklung.

Die museale Darstellung gesamtgesellschaftlicher kultureller Prozesse erfolgte bisher vorwiegend in großen kulturgeschichtlichen Sonderausstellungen, wie

⁴¹ Norbert Elias: Zum Begriff des Alltags, in: Kurt Hammerich/Michael Klein (Hg.): Materialien zur Soziologie des Alltags (Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 20), Opladen 1978, S. 26ff.

⁴² Ebd., S. 24-26.

beispielsweise „Die Zeit der Stauer“, „Napoleon“ etc. In den ständigen Ausstellungen der größeren Museen ist durch die Trennung von „Hochkultur“ und „Volkskultur“ die Gesellschaft als gesamtkultureller Rahmen nicht mehr repräsentiert.⁴³ In den regionalen und lokalen Museen bestehen aufgrund des geographisch begrenzten Objektbestandes meist andere Ansprüche und wohl auch andere Möglichkeiten. Bei der Überlegung, ob auch in den Dauerausstellungen überregionaler Museen individueller Lebensvollzug anhand von Objekten innerhalb eines kulturgeschichtlichen Rahmens präsentiert werden kann, stellt sich die Frage nach dem methodischen Vorgehen.

Beginnend mit der phänomenologischen Soziologie von Schütz hat sich ein umfangreiches methodisches Instrumentarium entwickelt, die qualitative Analyse oder das „interpretative Paradigma“, welches sich als methodologische Alternative zur empiristischen Wissenschaftstradition versteht. Dazu gehören u.a. der symbolische Interaktionismus (Herbert Blumer, Herbert George Mead), die Ethnomethodologie (Harold Garfinkel, Aaron Cicourel) sowie die kulturanthropologisch ausgerichtete Ethnotheorie (Bronislaw Malinowski). Neuere Erhebungs- und Auswertungsverfahren stammen von der Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen⁴⁴ und Andreas Witzel.⁴⁵ Die Grundlagen der qualitativen Analyse faßt Philipp Mayring in fünf Postulaten zusammen, die hier kurz genannt werden sollen:

1. Der Mensch muß Ausgangspunkt und Ziel humanwissenschaftlicher Forschung sein (ganzheitlich, problemorientiert und in seiner Historizität).
2. Am Beginn jeder Analyse steht eine umfassende Beschreibung des Gegenstands bereichs unter Berücksichtigung aller verfügbaren Quellen (Offenheit gegenüber dem Forschungsobjekt, Methodenkontrolle).
3. Vom Menschen Hervorgebrachtes ist immer mit subjektiven Intentionen verbunden. Deren Bedeutung muß erst durch Interpretation erschlossen werden (Explikation des eigenen Vorverständnisses, Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand als Interaktion).

⁴³ Siehe dazu die Ausführungen zum Schweizerischen Landesmuseum, Kapitel 3.6.4.

⁴⁴ Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und soziale Wirklichkeit, Reinbek 1973.

⁴⁵ Andreas Witzel: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen, Frankfurt, New York 1982. Witzel entwickelt als Methode der qualitativen Analyse das problemzentrierte Interview, welches in eingeschränkter Form in dieser Arbeit angewendet wurde.

4. Das Untersuchungsmaterial sollte immer möglichst nahe an den natürlichen, alltäglichen Lebenssituationen untersucht werden.
5. Eine Verallgemeinerung der Forschungsergebnisse muß für den spezifischen Fall begründet werden, d.h. für den Ort, die Situation und die Zeit, für welche sie gelten.⁴⁶

Punkt eins, drei und fünf könnten mit Einschränkungen auch für die Arbeit im Museum gelten. Für Punkt zwei gilt, daß das Museum nicht in erster Linie beschreibenden Charakter hat, sondern dokumentierenden und vermittelnden anhand von (historischen) Objekten. Historische Objekte können allerdings - und das betrifft Punkt vier - nicht mehr nah an alltäglichen Lebenssituationen untersucht werden.

Die hier vorgestellten philosophischen und soziologischen Theorien zeigen deutlich, daß das Lebenswelt- und Alltagskonzept von Beginn an mit einem Blick auf das Individuum und dessen subjektiven Lebensäußerungen verbunden war. Objekten und Geräten wird innerhalb dieses Zusammenhangs eine nicht unerhebliche Bedeutung zugemessen, so daß die Theorien durchaus auch von den Museen von Interesse sein könnten. Die Frage, wie die Bedeutung von (historischen) Objekten methodisch (v)ermittelt werden kann, bleibt jedoch weitgehend unbeantwortet.

⁴⁶ Philipp Mayring. Einführung in die qualitative Sozialforschung, München 1990, S. 9-13.

2.3 Alltagsgeschichtsforschung in Deutschland

In der deutschen Geschichtswissenschaft wurde und wird die Diskussion um den Stellenwert der Alltagsforschung noch immer kontrovers geführt.⁴⁷

Im folgenden soll die Alltagsgeschichte zunächst in den dazugehörigen Kontext gestellt sowie Anspruch und Leistungsvermögen des Konzeptes dargelegt werden. Im Anschluß daran gehe ich auf die Veränderungen des historischen Alltagskonzeptes gegenüber dem soziologischen ein und versuche die Frage zu beantworten, welche Aspekte der historischen Diskussion für die Museen von Bedeutung sein könnten. Im Hinblick auf die gegenwärtige Kritik an der Musealisierung von Alltagskultur wird abschließend kurz auf die ähnlich argumentierende Kritik an der Alltagsgeschichte eingegangen.

Die Motivation für eine Hinwendung zur sogenannten Alltagsgeschichte resultierte in Deutschland aus einer Krise der Geschichtswissenschaft in den späten 60er Jahren, die außer- und innerwissenschaftliche Ursachen hatte. Dies war erstens die Erkenntnis von Wachstumsgrenzen, verbunden mit einer Kritik an den Negativerscheinungen der industriellen und gesellschaftlichen Entwicklung und einer allgemeinen Fortschrittsskepsis.⁴⁸ In diesem Zusammenhang verminderte sich zweitens der Glaube an Makrotheorien zur Erklärung historischer Fragestellungen. Hinzu kam drittens die Erkenntnis, daß mit den quantitativen Methoden der Sozialgeschichte die subjektiven Aspekte historischer Ereignisse und Strukturen nicht zu erfassen sind. Viertens bewirkte eine quantitative Zunahme von Historikern auch eine Suche nach neuen Themen, die in der Alltagsgeschichte gefunden werden konnten.

Die Bevorzugung kleinerer überschaubarer Untersuchungseinheiten muß als bewußte Abkehr von der Ereignis- und Strukturgeschichte verstanden werden, die den Menschen aus dem Auge verloren hatte. Ziel war und ist, ein Geschichtsbewußtsein zu ermöglichen, welches über ein unreflektiertes Bewußtsein hinausgeht, d.h., Alltagsgeschichte sollte im Sinne persönlicher Betroffenheit unmittelbare Handlungsmöglichkeiten eröffnen.⁴⁹

⁴⁷ Siehe dazu die Beiträge vom 35. Deutschen Historikertag 1984, abgedruckt in: Franz-Josef Brüggemeier/Jürgen Kocka: Geschichte von unten – Geschichte von innen, Skript der Fernuniversität Hagen, Hagen 1985; und vom 39. Deutschen Historikertag 1992, abgedruckt in: Winfried Schulze (Hg.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, Göttingen 1994.

⁴⁸ Vergleiche Henri Lefèbvre, S. 39/40 dieser Arbeit.

⁴⁹ Lutz Niethammer: Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, in: Klaus Bergmann/Rolf Schörken: Geschichte im Alltag – Alltag in der Geschichte, Düsseldorf 1982, S. 13.

Die Forderung nach Alltagsgeschichte richtete sich auch gegen den etablierten Wissenschaftsbetrieb und wurde – im Gegensatz zur Volkskunde – als Perspektiven- und Paradigmenwechsel diskutiert.⁵⁰ Diese Entwicklung wurde durch Anregungen aus anderen historischen Traditionssträngen unterstützt, die ebenso auf die Schweizer historische Alltagsforschung gewirkt haben.

Hier ist zunächst an die beginnende Rezeption der französischen „Annales“-Gruppe zu erinnern, mit dem Versuch einer „histoire totale“ und der damit verbundenen Erfassung längerer Zeiträume (*histoire de la longue durée*)⁵¹. Anregungen boten auch die englische „History from below“ und deren Nachfolger, die „People’s History“⁵², sowie die amerikanische Sozial- und Kulturanthropologie. Die History-Workshop-Bewegung und die aus den USA kommende Oral History⁵³ gehören ebenfalls in diesen Zusammenhang. Neben, aber auch abhängig von den hier genannten Impulsen hat sich in Italien, aber auch in den USA, die Mikro-Geschichte als neue Forschungsrichtung entwickelt⁵⁴. Darüber hinaus hat Sven Lindqvist in Schweden bei der Untersuchung von Industrieunternehmen das Konzept „Grabe, wo du stehst“ entworfen. Darin wurde Geschichte nicht mehr von oben, aus der Sicht der Unternehmer (Unternehmen) begriffen, sondern Lindqvist versuchte, Geschichte von unten und von innen zu erforschen, und entwarf eine Anleitung für die Arbeitnehmer, ihre eigene Geschichte als historische Laien zu

⁵⁰ Ebd., S. 23; Hubert Ch. Ehalt: Geschichte von unten. Umgang mit Geschichte zwischen Wissenschaft, politischer Bildung und politischer Aktivierung, in: Ders. (Hg.): Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags, Wien 1984, S.20ff; Hans Süßmuth: Geschichte und Anthropologie, in: Ders.: Historische Anthropologie, Göttingen 1984, S. 9.

⁵¹ Obwohl die Vertreter der „Annales“ ein breites politisches Spektrum aufweisen, werden sie in Deutschland doch eher der „linken“ Geschichtsschreibung zugeordnet. Dies relativiert Michael Erbe: Zur neueren französischen Sozialgeschichtsforschung, Darmstadt 1979, S. 91ff. Zur Mentalitäten-Geschichte siehe: Ulrich Raulff: Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Konstruktion geistiger Prozesse, Berlin 1987.

⁵² Auch diese Impulsgeber sind, wie man an ihren Vertretern sehen kann, einem bestimmten politischen Umfeld zuzuordnen, beispielsweise E.P. Thompson: *The Making of the English Working Class*, London 1963. Zur Alltagsgeschichte als politische Disziplin vgl. auch: Albert Schnyder/Martin Leuenberger: Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, in: *etü. HistorikerInnen-Zeitung* 1 (1991), S. 11.

⁵³ Vergleiche Lutz Niethammer: *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*, Frankfurt 1980; ab 1988 erscheint, von Niethammer herausgegeben, *BIOS. Die Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*.

⁵⁴ Vergleiche Carlo Ginzburg: *Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß*, in: *Historische Anthropologie* 1 (1993), S. 169-192; Hans Medick: *Mikro-Historie*, in: Winfried Schulze (wie Anm. 47), S. 40-53.

rekonstruieren⁵⁵. Als weiterer Impuls gilt die „Thick Description“ des Ethnologen Clifford Geertz. Die dichte Beschreibung ist ein hermeneutisches Verfahren der Kulturinterpretation, wobei Geertz (ebenso wie Max Weber) meint,

„daß der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht“.⁵⁶

Die hier angesprochenen Forschungskonzepte haben zum einen kleinräumige Untersuchungseinheiten (Annales, Mikro-Historie), zum anderen wird der Blick gezielt auf den Menschen gerichtet, besonders auf die Personengruppen, die von der Geschichtsforschung als aktiv Handelnde bisher eher vernachlässigt wurden. In den Geschichtswerkstätten und dem Ansatz „Grabe, wo du stehst“ ist ein didaktisches Interesse enthalten. Diese Konzepte wie auch die Methode, Personen zu ihrer eigenen Geschichte zu befragen, zeichnen sich durch einen kommunikativen Aspekt innerhalb der Geschichtsforschung aus.⁵⁷

Inhaltlich lag der Schwerpunkt der Alltagsgeschichte zunächst in England, in der Bundesrepublik Deutschland und besonders in der DDR auf der Arbeitergeschichte⁵⁸. Zwischen 1980 und 1985 veröffentlichte Jürgen Kuczynski seine „Geschichte des Alltags des Deutschen Volkes“ in 6 Bänden⁵⁹, ein Werk, über das Hans Ulrich Wehler sagt, daß es zwar in seiner Ausführung anerkennenswert ist, jedoch die Struktur einer „Buchbindersynthese von Zettelkästen“⁶⁰ besitzt. Kuc-

⁵⁵ Sven Lindqvist: *Grabe, wo du stehst*. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte, Bonn 1989 (Erstausgabe Schweden 1978); Ders.: *Grabe, wo du stehst*, in: Hubert Ch. Ehalt (wie Anm. 50), S. 295-304.

⁵⁶ Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung*, Frankfurt 1994, S. 9.

⁵⁷ Auch Heimatmuseen sollen nach Dieter Kramer Orte kommunikativer Geschichtsarbeit sein. Siehe dazu Kapitel 4.1.2.

⁵⁸ Siehe dazu Detlev Peukert: *Arbeiteralltag – Mode oder Methode?* in: Heiko Haumann (Hg.): *Arbeiteralltag in Stadt und Land. Neue Wege der Geschichtsschreibung*, Berlin 1982, S. 8-39; Jürgen Kocka: *Klassen oder Kultur?* In: *Merkur* 36 (1982), S. 956-960. Die Entwicklung begann mit theoretischen Untersuchungen, führte über Arbeiten zur Organisationsgeschichte der Arbeiterbewegung und Schichtungs- und Protestanalysen bis hin zu Arbeiten über Arbeitsplätze, Wohnsituation, Sozialisationsmuster und Arbeiterkultur.

⁵⁹ Jürgen Kuczynski: *Geschichte des Alltags des deutschen Volkes*, Bd. 1-6, Köln 1980-1985.

⁶⁰ Hans-Ulrich Wehler: *Neoromantik und Pseudorealismus in der neuen „Alltagsgeschichte“*, in: Ders.: *Preußen ist wieder chic...*, Frankfurt 1983, S. 99.

zynski definiert weder den Alltagsbegriff noch billigt er den Werktätigen die Möglichkeit zu eigener produktiver kultureller Leistung zu. Da der Alltag als eigener kultureller Aspekt jedoch erstmalig thematisiert wurde, hatte das Werk trotz aller Kritik Signalwirkung, so daß kurz darauf mehrere weitere Arbeiten und Ausstellungen zum Alltag der Werktätigen erschienen.⁶¹

Heute läßt sich die Alltagsgeschichte inhaltlich nicht mehr eingrenzen, methodisch scheinen problemorientierte Detailstudien, in denen eine Verbindung von Mikro- und Makroebene versucht wird, zu dominieren.⁶²

Der hier vorgestellte fachliche Kontext von Alltagsgeschichte und der Mangel an begriffsbezogenen Erörterungen zeigt, daß sich der Begriff inhaltlich nicht präzise bestimmen läßt. Er dient daher eher als Kurzformel für Gemeinsamkeiten und Konvergenzen.

Die meisten Versuche, Alltag als Kategorie einzukreisen, zielten auch bewußt darauf ab, den Inhalt so offen wie möglich zu halten, um sich nicht von neuen Erkenntnismöglichkeiten abzukoppeln. Eine Ausnahme bildete Peter Borscheid, der 1983 und 1987 eine grundsätzliche Klärung des Alltagsbegriffs und des anwendbaren methodischen Konzeptes versuchte: Kennzeichnendes Moment des Alltags ist für ihn das *Repetitive*. Die täglichen Wiederholungen bieten Entlastung vom ständigen Entscheidungsdruck und machen die Frage nach dem Warum überflüssig (siehe Alfred Schütz). Durch repetitives Denken und Handeln ordnet sich der Einzelne der Gesellschaft unter, Stabilität wird zum Charakteristikum des Alltags. Diese Entlastung schafft wiederum den Freiraum für Neuerungen.⁶³ Fragen des Historikers wären, welche Handlungen aus welchen Gründen routinisiert werden,

⁶¹ Erika Karasek: Großstadtproletariat. Zur Lebensweise einer Klasse, Berlin 1983; Sigrid und Wolfgang Jakobeit: Illustrierte Alltagsgeschichte des Deutschen Volkes, Bd.1 u. 2, Leipzig 1985 u. 1987; Dietrich Mühlberg (Hg.): Proletariat. Kultur und Lebensweise im 19. Jh., Leipzig 1986.

⁶² Beispielsweise Hans Medick: Weben und Überleben in Laichingen vom 17.-19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Sozial-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte in den Perspektiven einer lokalen Gesellschaft Alt-Württembergs, Göttingen 1995; Albert Schnyder-Burghartz: Alltag und Lebensformen auf der Basler Landschaft um 1700. Vorindustrielle, ländliche Kultur und Gesellschaft aus mikrohistorischer Perspektive – Bretzwil und das obere Waldenburger Amt von 1690 bis 1750, Liestal 1992.

⁶³ Peter Borscheid: Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen, in: Ders./Hans J. Teuteberg: Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit, Münster 1983, S. 8; Ders.:Alltagsgeschichte – Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit? In: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hg.): Sozialgeschichte in Deutschland Bd. 3: Soziales Verhalten und soziale Aktionsformen in der Geschichte, Göttingen 1987. (Siehe auch Arnold Niederer, Kapitel 2.5)

wann Handlungsabläufe wechseln, in welchem Tempo sich das Normensystem verändert etc. Borscheid bezieht sich eng auf Agnes Heller in der Vorstellung, daß der Mensch als partikulares Einzelwesen sich in der Gesellschaft bewähren muß, und er übernimmt deren Objektivationsbereiche Dinge, Sitten und Sprache als Bestimmungsfaktoren des menschlichen Alltags,⁶⁴ die er durch Religion und Ideologie als weitere Ordnungsfaktoren erweitert.

Für Borscheid ist der Alltag gewissermaßen die Vorschule des Nicht-Alltags. Einigen wenigen gelingt es, diese alltägliche Basis außerhalb des Alltags weiterzuentwickeln und den grauen Alltag erträglicher zu machen.⁶⁵ Die Hauptaufgaben der Geschichtswissenschaft sieht er in der Vermittlung der ‚trägen‘ Alltagswelt und der sprunghaften Ereigniswelt, d.h. zwischen *longue durée* und Ereignisgeschichte. Dabei ist besonders die Wirkung kurzzeitiger Impulse auf die langfristigen Wirkungen der Massenphänomene zu beachten und die Frage zu beantworten, „inwieweit das politische und nichtalltägliche Handeln durch die Zwänge der traditionellen Verhaltensweisen eingeengt und bestimmt wird, und welche Freiräume ihm in konkreten Situationen blieben“ bzw. „inwieweit ein explosives, revolutionäres Ereignis das Ergebnis einer langen dauerhaften Entwicklung darstellt.“⁶⁶

Vermittelnde Themenbereiche zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos sind nach Borscheid Mythen, Rituale, Glauben, Feste, Sitten und Gebräuche, Emotionen, Affekte, Sexualität, Ernährung, Kleidung, Organisation des Familienlebens, Geschlechterbeziehungen usw. nach dem Vorbild der französischen Mentalitätengeschichte. Sie sollten interdisziplinär bearbeitet werden.

Auch die Kritiker der Alltagsgeschichte, Jürgen Kocka und besonders Hans-Ulrich Wehler, billigen der Alltagsgeschichte als Ergänzung, Korrektiv und Innovationsschub innerhalb der historischen Sozialwissenschaft einige Möglichkeiten der von Borscheid genannten Formen von individuellem oder kollektivem, Bewußtsein zu – Themen, die sie dem in der Geschichte vernachlässigten Bereich der Kultur zuweisen.⁶⁷ Das von Borscheid eng an der Soziologie entwickelte starre

⁶⁴ Allerdings trennt Agnes Heller nicht den Alltag vom Nicht-Alltag, so daß diese Bereiche für sie auch im Nicht-Alltag wirksam sein könnten.

⁶⁵ Borscheid 1983 (wie Anm. 63), S. 11.

⁶⁶ Ebd., S. 12.

⁶⁷ Jürgen Kocka (wie Anm. 58), S. 962; Hans-Ulrich Wehler: Alltagsgeschichte. Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusionen? In: Ders.: Aus der Geschichte lernen? München 1988, S.131; fast wörtlich entspricht dies dem Artikel von Wehler: Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusionen? Die westdeutsche Alltagsgeschichte: Geschichte „von innen“ und „von unten“, in: Franz Josef Brüggemeier/Jürgen Kocka (wie Anm. 47),

Modell, in dem Alltag und Nicht-Alltag getrennt sind und eine Hierarchie zwischen diesen Bereichen besteht, wird von der neueren Alltagsgeschichte überwunden.

Nicht das „Ewig-Gleiche“ soll zum Bezugspunkt gemacht werden, sondern gerade die Mehrdeutigkeit, Dynamik und Widersprüchlichkeit, die sich innerhalb des menschlichen Handelns äußern. Alf Lüdke betont in der Einleitung einer von ihm herausgegebenen Aufsatzsammlung noch einmal die Zielgruppe der Alltagsgeschichte:

„Im Mittelpunkt alltagsgeschichtlicher Forschungen und Darstellungen stehen Handeln und Leiden derer, die häufig als ‚kleine Leute‘ ebenso vielsagend wie ungenau etikettiert werden. Es geht um ihr Arbeiten und Nicht-Arbeiten. Geschildert werden Wohnen⁶⁸ und Wohnungslosigkeit, Kleidung und Nacktheit, Essen und Hunger [...] Bei Alltagsgeschichte richtet sich die Aufmerksamkeit nicht mehr nur auf die Taten (und Untaten), auf das Gepräge der ‚Großen‘, d.h. der weltlichen oder kirchlichen Herren. Wichtig werden vielmehr Leben und Über-Leben der in der Überlieferung weithin Namenlosen, bei täglicher Mühsal wie bei gelegentlicher ‚Verausgabung‘“.⁶⁹

Diese sollen in ihren gesellschaftlichen Beziehungen untersucht werden, in denen die Wahrnehmungs- und Handlungsweisen geformt werden.⁷⁰ Damit ist eine Aufwertung des Individuums (auch als Repräsentant einer Gruppe) verbunden. Diese Aufwertung zieht einige neue Fragen nach sich: nach dem Verhältnis von Ereignis und Struktur, nach dem Verständnis von Macht und Politik, nach der Veränderung bestehender Bedeutungshierarchien und nach der Auflösung der bisherigen Vorstellung von historischen Entwicklungen.

Methodisch gesehen bietet die Mikro-Historie, die als „Schwester der Alltagsgeschichte“ gilt, die akzentuiertesten Vorgaben „jenseits der Konzepte der makrohistorischen Synthesenhistorie, aber auch jenseits der [...] Einbindung historischen Forschens, Interpretierens und Darstellens in den Zustand postmoderner ‚Fragmentarisierung‘ und seiner Abwendung von globalen Sinneinheiten und Zusammenhängen.“⁷¹ Mikro-Historie meint, ein begrenztes Untersuchungsfeld mikro-

S.17-47.

⁶⁸ Siehe Kapitel 5.1.

⁶⁹ Alf Lüdke: Einleitung. Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte? In: Ders. (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt, New York, 1989, S. 9.

⁷⁰ Ebd., S. 13.

skopisch genau anhand von Daten und Quellen zu untersuchen und im Zusammenhang der gesellschaftlichen, ökonomischen, kulturellen und politischen Bedingungen zu werten. Dabei können Strukturen genauer und aus nächster Nähe erfaßt werden.⁷² Das bedeutet auch ein Erschließen neuer Quellen bzw. das neue Lesen bekannter Quellen.

Wehler hält die Detailstudien, die Beschreibungen und die Deutung individueller sowie kollektiver Erfahrungen, sofern es sich um „gelungene Alltagsgeschichte“ handelt, für leichter lesbar und „im guten Sinne eingängiger“⁷³.

Der größte Unterschied der Alltagsgeschichte gegenüber der Soziologie ist die Eingrenzung des Untersuchungsgegenstandes auf lokal begrenzte Einheiten. Hinzu kommt, daß in der Soziologie stärker versucht wird, die Struktur des Alltags zu erklären, während der Alltag innerhalb der Alltagsgeschichte eher ein Synonym für den anderen Blick eines neuen Forschungskonzeptes ist. Ein weiterer Unterschied liegt darin, daß innerhalb der historischen Alltagsdiskussion Objekte als Quellen fast nicht auftauchen. Anspruch und Leistungsvermögen sind damit deutlich anders gewichtet; Soziologie und Geschichte können sich – auch im Hinblick auf die Museumsarbeit – durchaus ergänzen.

Für die Museumsdiskussion sollen vier Aspekte der historischen Diskussion herausgegriffen werden:

1. Die History-Workshop-Bewegung, das Konzept „Grabe, wo du stehst“ und teilweise auch die Mikro-Historie sind Ansätze, in denen die Auseinandersetzung mit der lokalen (eigenen) Geschichte eine bedeutende Rolle spielt – als von Laien betriebene oder als wissenschaftliche Geschichtsforschung. Damit hat die Lokal- und Heimatgeschichte eine Aufwertung und Umwertung erfahren, die sich auch in der Gründung entsprechender Museen niedergeschlagen hat. In den meist lokal ausgerichteten Geschichtswerkstätten wird teilweise, ebenso wie in Museen, Geschichte an ein vorwiegend aus Laien bestehendes Publikum vermittelt. Diese Institutionen können vor Ort das Geschichtsbewußtsein fördern.⁷⁴

⁷¹ Medick (wie Anm. 54), S. 43.

⁷² Martin Broszat: Replik auf Jürgen Kocka, in: Merkur 36 (1982), S. 1245/6.

⁷³ Wehler 1988 (wie Anm 62), S. 135.

⁷⁴ Vergleiche Gerd Zang: Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne. Reflexionen über den theoretischen und praktischen Nutzen der Regional- und Alltagsgeschichte, Konstanz 1985; Carl-Hans Hauptmeyer: Heimatgeschichte heute, in: Ders. (Hg.): Landesgeschichte heute, Göttingen 1987, S. 80 ff; Peter Assion: Lernort „Heimatmuseum“ – Lerngegenstand Geschichte, in: Annette Kuhn/Gerhard Schneider (Hg.): Geschichte lernen im Museum, Düsseldorf 1978, S. 87.

2. Sowohl Borscheid als auch Kocka und Wehler haben auf neue Wirklichkeitsdimensionen hingewiesen, die anhand der Alltagsgeschichte erschlossen werden könnten. Sie liegen in der Erweiterung des historischen Forschungsspektrums im Bereich der Kultur. Fast alle der angesprochenen Themen wie Bräuche, Rituale, Emotionen und Sitten verweisen auf geistige Bereiche des Alltags (Mentalitäten), für die kaum Objekte überliefert sind.⁷⁵ In der ICOM-Deklaration für Freilichtmuseen werden jedoch diese Bereiche als besonders wichtig innerhalb der ganzheitlichen Darstellung genannt.⁷⁶ Es stellt sich die Frage, ob und gegebenenfalls wie diese Themen in den Museen präsentiert sind.

Auch die mit der Alltagsgeschichte verbundenen Methoden und Quellen: Oral History (als Methode und Quellenmaterial), die Tendenz zur erzählenden Geschichtsdarstellung und die Auswertung schriftlicher Quellen in der Mikro-Historie unterscheiden sich von den Quellen des Museums, den Objekten und den damit verbundenen Präsentationsmethoden. Das durch Oral History gewonnene Material ist in der Geschichtswissenschaft Primärquelle, im Museum eher Sekundärquelle.

Die Präsentation von Alltagsgeschichte im Museum bedarf im Gegensatz zur Arbeit an den Universitäten einer Vorbereitungszeit durch die Sammlung von Objekten und Quellen (sofern vorhanden) sowie die Erarbeitung von didaktischen Konzepten.

In der Alltagsgeschichte wird auf Quellen hingewiesen, in denen individuelle oder subjektive Geschichtserfahrung zum Ausdruck kommt: Tagebücher, Briefe, Memoiren, Predigten, kirchliche Visitationsprotokolle, Vermögensinventare, Übergabeverträge, Testamente, Kirchenbücher, Fabrikordnungen, literarische Texte u.a. Auf Objekte als Quellen wird in der Alltagsdiskussion nur vereinzelt hingewiesen.⁷⁷

Die schriftlichen Quellen benötigen – abgesehen davon, daß das Museum auch Archiv für diese Dokumente sein kann – eine Auswertung, bevor sie (wenn überhaupt) museal präsentiert werden können.

Die Museen müßten die Ansprüche der Alltagsgeschichte noch einmal im Hinblick auf ihr besonderes Leistungsvermögen neu interpretieren.

⁷⁵ Diese Bereiche sind ausgesprochen volkskundliche Themen, obwohl die Volkskunde als Nachbardisziplin und Impulsgeber von den oben genannten Autoren nicht genannt wurde.

⁷⁶ Siehe Kapitel 5.3.1.

⁷⁷ Klaus Tenfelde: Schwierigkeiten mit dem Alltag, in: GG 10 (1984), S. 393.

3. Hinzu kommt, daß die Museen alle Bevölkerungsschichten gleichermaßen repräsentieren sollten. Eine Konzentration auf untere Sozialschichten wäre genauso einseitig wie die frühere Präsentation bürgerlicher oder bäuerlicher Kultur. Alltagsgeschichte kann daher für die Dauerausstellungen nur eine Ergänzung der Konzepte sein bzw. bestehende Konzepte korrigieren. In Sonderausstellungen können bisher vernachlässigte soziale Gruppen auch verstärkt thematisiert werden.
4. Im Zusammenhang mit den Impulsgebern für die Alltagsgeschichte war darauf hingewiesen worden, daß in einigen Ansätzen (Geschichtswerkstätten, Grabe, wo du stehst) ein didaktisches Moment enthalten ist. Lutz Niethammer sah als Charakteristikum der Alltagsgeschichte „auch ihre Nähe zu den Darstellungsformen der Geschichte in Literatur, Museen, Didaktik im allgemeinen.“⁷⁸
Alf Lüdtke stellte fest:

„Daß Geschichte des Alltags sehr direkt eigene Aktivität bei der Rekonstruktion von gesellschaftlichen Zusammenhängen erfordert, aber auch ermöglicht – dies war ein Anstoß dafür, Alltag als didaktisches Prinzip zu nutzen“.

Das Ziel, „aus einer rezeptiven Haltung in kritisch analytische Praxis zu wechseln“, sei jedoch schwer zu erreichen.⁷⁹ Innerhalb der Alltagsgeschichte und der Geschichtsdidaktik gibt es nur selten Hinweise zum Verhältnis dieser beiden Bereiche⁸⁰. Die Möglichkeit, speziell Alltagsgeschichte im Museum didaktisch aufzubereiten, wird nur vage unter dem Begriff der „außerschulischen Bildungsarbeit“ angedeutet. Das bedeutet für die Museen, daß ihnen von der Geschichtswissenschaft neben der themenspezifischen Literatur (zu einem Ausstellungsthema) nur die museumsdidaktische und allgemein geschichtsdidaktische Literatur zur Verfügung steht.

Anhand der hier genannten Aspekte wird deutlich, daß zwischen den Ansprüchen der Alltagsgeschichte und ihrer musealen Umsetzung eine Lücke klafft.

⁷⁸ Niethammer (wie Anm. 49), S. 15.

⁷⁹ Alf Lüdtke: Rekonstruktion von Alltagswirklichkeit – Entpolitisierung der Sozialgeschichte? in: Ders./Robert M. Berdahl et al. (Hg.): Klassen und Kultur, Frankfurt 1982, S. 323/24.

⁸⁰ Detlev Peuckert: Neue Alltagsgeschichte und Historische Anthropologie, in: Hans Süssmuth (Hg.): Historische Anthropologie, Göttingen 1984, S. 69/70; Klaus Bergmann/Susanne Thurn: Didaktik der Alltagsgeschichte, in: Dies. et al. (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Düsseldorf 1985, S. 315-320.

Im folgenden soll noch kurz auf die Kritik am Konzept der Alltagsgeschichte eingegangen werde, da sich deutliche Parallelen zur Kritik an der Musealisierung von Alltag zeigen. Die schärfste Polemik führten und führen Jürgen Kocka sowie Hans Ulrich Wehler, der die Alltagsgeschichte 1985 einen „biedereren Hirsebrei“ nannte, die durch die fehlende Einbindung der Forschungen in die großen Strukturen keine Existenzberechtigung habe.⁸¹ Diese Einbindung der Alltagsgeschichte fordern auch Historiker, die die Alltagsgeschichte grundsätzlich befürworten⁸². Dies ist im Konzept der Mikro-Historie inzwischen enthalten. Mit der Forderung, die großen Strukturen zu berücksichtigen, ist die Kritik an der „kleinen‘ Alternative“ der Alltagsgeschichte, ihrem „Verlangen nach Überschaubarkeit der Lebensverhältnisse, nach Geborgenheit, nach ‚Wurzeln‘, ‚Identität‘, ‚Heimat‘“ verbunden.⁸³ Bereits 1981 hatte Wehler der Alltagsgeschichte Neoromantik und Pseudohistorismus vorgeworfen. Die radikale Verengung auf die Perspektive der Unterschichten führe zu einer Idealisierung unterschichtlichen Lebens und übersehe negative Strömungen, beispielsweise deren Fremdenhaß und Antisemitismus. Die Anschaulichkeit der Lebensverhältnisse durch „thick description“ berge die Gefahr einer Detailborniertheit in sich, zeige eine fingierte Autonomie des Alltags und poetisiere Langeweile und Routine.⁸⁴ Der Alltag gehört zu den „Totalphänomenen“. Wehler unterstellt der Alltagsgeschichte, diese Totalität wissenschaftlich erfassen zu wollen und hält diesen Anspruch für ‚illegitim‘.⁸⁵ Die Schweizer Alltagshistoriker Albert Schnyder und Martin Leuenberger sehen sich jedoch eher in der Lage, „Plausibilitäten und Interpretationsversionen“ anzubieten und keinesfalls ein abschließendes und auf Totalität zielendes ‚So ist es gewesen‘. Sie sehen eher die Gefahr, daß die Geschichts-Wissenschaft den historischen Alltag zu sehr ästhetisiert und kommerzialisiert, so daß der politische Anspruch des Konzeptes

⁸¹ Hans-Ulrich Wehler: Geschichte – von unten gesehen, in: Die ZEIT Nr.19 (3. Mai 1985), S. 64; Wehler (wie Anm. 67), S. 146; ähnlich auch Jürgen Kocka (wie Anm. 58), S. 962/3; Ders.: Zurück zur Erzählung? in: GG 10 (1984), S. 397.

⁸² Niethammer (wie Anm. 49), S. 24.

⁸³ Wehler (wie Anm. 47), S. 20; Kocka (wie Anm. 58), S. 958.

⁸⁴ Hans-Ulrich Wehler: Der Bauernbandit als neuer Heros. Neoromantik und Pseudorealismus in der neuen „Alltagsgeschichte“, in: Die ZEIT, Nr. 39, 18. Sept. 1981, S. 44 (wieder abgedruckt in: Ders.: Preußen ist wieder chic (wie Anm 60), S. 99-106); Wehler (wie Anm. 60), S. 144/45; ebenso Kocka (wie Anm. 58), S. 962/3.

⁸⁵ Wehler (wie Anm. 60), S. 142.

verloren geht.⁸⁶ Die Konzentration auf bestimmte Themen (Arbeiter, NS-Zeit, Unterschichten allgemein) wird auch von Autoren bemängelt, die die Alltagsgeschichte ansonsten befürworten.⁸⁷ Kocka und Wehler kritisieren schließlich die unpräzise Begriffsverwendung, die damit verbundene Trennung von Alltag und Nicht-Alltag⁸⁸, den Anspruch eines Paradigmenwechsels⁸⁹ und die anti-analytische Stimmung innerhalb der Alltagsgeschichte⁹⁰.

Mir scheint es wichtig festzustellen, daß der Alltagsbegriff innerhalb der Alltagsgeschichte nicht wörtlich zu nehmen ist, sondern daß sich dahinter ein (politisch motiviertes) Forschungskonzept verbirgt, welches methodisch und inhaltlich andere Akzente setzt als die bisherige historische Sozialwissenschaft. Die besondere Beachtung unterer Sozialschichten oder auch der Frauen bedeutet zunächst einmal, Personenkreise zu untersuchen, die – obwohl sie den mehrheitlichen Teil der Bevölkerung ausmachen – vorher wissenschaftlich vernachlässigt wurden. Es bedeutet nicht, daß diese über mehr Alltag verfügen.

Carola Lipp stellt fest, daß Alltagsforschung innerhalb der Volkskunde – sofern sie als Rückgewinnung einer bereits vorhandenen Tradition verstanden wurde – weitaus weniger problematisch war als die Integration der Alltagsgeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaft (wie sich an der scharfen Kritik ablesen läßt). Sie stellt fest „und für kurze Zeit schien sogar die Volkskunde fast unbemerkt zur Leitwissenschaft zu avancieren.“⁹¹

Allerdings scheint es, als ob sich die Alltagsgeschichte durch die kontroverse Diskussion und durch den damit verbundenen Rechtfertigungszwang weiterentwickelt hat. Viele Themen, die auch für die Musealisierung wichtig sind, wurden hier bereits andiskutiert. Die Entwicklung zur Alltagskultur innerhalb der Volkskunde soll hier anschließen.

⁸⁶ Schnyder/Leuenberger (wie Anm. 52), S. 11.

⁸⁷ Niethammer (wie Anm. 49), S. 24; Tenfelde (wie Anm. 77), S. 376 ff.

⁸⁸ Wehler 1988 (wie Anm. 67), S. 139; Tenfelde (wie Anm. 77), S. 388.

⁸⁹ Wehler 1988 (wie Anm. 67), S. 137.

⁹⁰ Kocka (wie Anm. 58), S. 965.

⁹¹ Carola Lipp: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts, in: ZfV 89 (1993), S. 16.

2.4 Alltagskulturdiskussion in der deutschen Volkskunde

Innerhalb der Volkskunde sind inzwischen mehrere Diskussionsebenen zu unterscheiden: Den Anfang bilden die theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Begriff Alltag, dem Inhalt und dem methodischen Zugriff. Diese Diskussion hat auf die einzelnen Fachgebiete gewirkt. Themen sind u.a. Alltagskultur in Museen allgemein, Alltagskultur in Heimat- und Freilichtmuseen, städtische Alltagskultur, Alltagskultur in der Haus- und Möbelforschung; auf sie wird im Zusammenhang mit den entsprechenden Kapiteln eingegangen. Aus der Auflistung geht bereits hervor, daß die Diskussion zur Alltagskultur von der volkskundlichen Fachentwicklung kaum zu trennen ist.

Im folgenden wird im wesentlichen auf Texte eingegangen, in denen eine konkrete Auseinandersetzung mit dem (interdisziplinären) Alltagskonzept stattfindet.

In die volkskundliche Debatte hielt der Alltagsbegriff bereits 1976 Einzug und wurde gleich als zentrale Kategorie kulturanthropologisch/volkskundlicher Forschung bezeichnet.⁹² In bezug auf Philosophie und Wissenssoziologie sieht Ina-Maria Greverus das Fach in der Lage, sich „mit jedermanns Interpretation seiner Wirklichkeit auseinanderzusetzen, mit seiner in der Alltagswelt erworbenen Perspektive der Wirklichkeit, an der sich sein Verhalten orientiert“.⁹³

Innerhalb der „Grundzüge der Volkskunde“ legt Gottfried Korff 1978 den Zusammenhang von Alltagskultur mit den Normen kultureller Entwicklung dar. Im Verhältnis von Kultur – als Neuerwerb und Erbgut – und Alltag sieht Korff Kultur als Bestimmungsfaktor und Produkt des Alltags, d.h. er sieht das Verhältnis als ein wechselseitiges.⁹⁴ Dies geht auf die von Husserl dargelegte Vorstellung zurück, daß die objektive Kulturwelt (= Lebenswelt) durch die ererbte Welt (Tradition) bestimmt wird, die wiederum schöpferisch weiterentwickelt wird. Im selben Sammelband bzw. im selben Jahr erschienen der Artikel „Alltag“ von Utz Jeggle und die Arbeit „Kultur und Alltagswelt“ von Ina-Maria Greverus.

Jeggle weist, wie auch später Ruth-E. Mohrmann und Helmut P. Fielhauer, darauf hin, daß in der Alltagsperspektive „wesentliche volkskundliche Erbstücke“⁹⁵

⁹² Ina-Maria Greverus: Über Kultur- und Alltagswelt, in: *Ethnologia Europaea*, 9 (1976), S. 199.

⁹³ Ebd., S. 211.

⁹⁴ Gottfried Korff: Kultur, in: Hermann Bausinger et al. (Hg.): *Grundzüge der Volkskunde*, Darmstadt 1978, S. 18.

⁹⁵ Utz Jeggle: Alltag, in: *Grundzüge* (wie Anm. 94), S. 85/88/95; Ruth-E. Mohrmann: Regionale Kultur und Alltagsgeschichte. Möglichkeiten, Grenzen und Aufgaben der Volkskunde,

enthalten sind. Diese sieht er z.B. bei Karl Weinhold und historischen Gemeindestudien gegeben. Wie in der Geschichtswissenschaft soll die Alltagsforschung in der Volkskunde die Krise des Faches überwinden helfen, das den Bezug zur sozialen Lebenswelt verloren hat. Ausgangspunkt wäre die Geschichtlichkeit der Gegenwart, d.h. der gegenwärtige subjektiv erfahrene Alltag soll als Summe der geschichtlichen Erfahrung zum Forschungsthema gemacht werden (siehe Husserl, Weber, Schütz). Jeggle legt den Umgang der Volkskunde mit dem Alltag mit zunehmender Industrialisierung dar und stellt zunächst einen „Rückzug aus der Realität“ fest. Da mit der Industrialisierung das Volk entfremdet und wurzellos erschien, suchte die Volkskunde nicht mehr den Alltag, sondern das „Echte“ und wurde damit zu einer „Anti-Alltags-Wissenschaft“.⁹⁶

Die Aufgabe einer historisch orientierten Alltagsforschung sieht Jeggle darin, an die frühere Fachtradition anzuknüpfen und mit Hilfe des materialistischen Kulturbegriffs (Georg Lukács, Henri Lefèbvre) die Verzahnung von gesellschaftlicher Produktion und Reproduktion der Gesellschaft aufzuzeigen. Da er von der Zweideutigkeit der Alltagserfahrung ausgeht, die Beharrung und Wandel beinhalten kann, trennt er die historische Funktion des Alltags von seinen Wissensinhalten. Der Alltag ist nach Jeggle von den Grunddimensionen Raum und Zeit bestimmt, er wird schichten- und geschlechtsspezifisch erfahren und durch die Arbeit bestimmt und strukturiert. Für die Untersuchungen ständen neben Redensarten, Spruch- und Glaubensweisheiten, *Häusern* und ihrer Architektur auch die *Geräte in den Museen* zu Verfügung.

Davon verschieden argumentiert Ina-Maria Greverus, die neben den soziologischen Forschungsansätzen Anregungen aus der Kulturanthropologie und Ethnologie verband. Sie trennt das wissenschaftliche Konstrukt der Lebenswelt als ganzheitlicher Perspektive von der Sondersphäre Alltag. Darüber hinaus trennt sie den als negativ empfundenen Alltag vom Bereich der Kultur und folgt damit den umgangssprachlichen Alltagsvorstellungen.⁹⁷ Diese Trennung sieht sie jedoch als eine gesellschaftlich bedingte an, die überwunden werden sollte. Ihr Ziel ist es, die Begriffe Identität, Kultur und Alltagswelt so weit zu entformalisieren und enthistori-

in: Konrad Köstlin (Hg.): Historische Methode und regionale Kultur, Berlin 1987, S. 62/63; Helmut Paul Fielhauer: Volkskunde in der demokratischen Kulturgeschichte, in: Hubert Ehalt (Hg.): Geschichte von unten, Wien 1984, S. 62.

⁹⁶ Jeggle (wie Anm 95), S. 92/93.

⁹⁷ Ina-Maria Greverus: Alltag und Alltagswelt: Problemfeld oder Spekulation im Wissenschaftsbetrieb? in: ZfVk 79 (1983), S. 4/5.

sieren, d.h. zu verallgemeinern, daß „die Identitätsfindung des homo creator (und das ist für mich der wesentlichste und anthropologisch zu erhärtende Aspekt von Kultur) in seiner Alltagswelt der intentionalen Utopie eines integrierten Daseins näherbringt“.⁹⁸ Alltag erscheint in diesem Zusammenhang als eine „spezifische kulturelle Ausprägung“.⁹⁹

Beiden Autoren, Jeggler und Greverus, ist gemeinsam, daß sie die soziologische Alltagsforschung rezipieren, jedoch eher im Hinblick auf den Alltagsbegriff, weniger im Hinblick auf die Subjektzentrierung und Bedeutung von Objekten innerhalb dieses Zusammenhangs. Trotz des gemeinsamen kulturkritischen Ansatzes gelangen sie zu unterschiedlichen Ergebnissen: während Jeggler mit dem Alltag als historischem Prozeß, schichten- geschlechts- und zeitabhängig, die Geschichtlichkeit der Gegenwart erklären will, sieht Greverus die Alltagswelt als Möglichkeit der Identitätsfindung. Während diese Aufsätze stark strukturalistisch sind, ist die Auffassung Günter Wiegelmanns sehr vereinfachend. Er geht, wenn auch in einem „relativ allgemeinen Sinn“, von einer Übereinstimmung der Begriffe Sachkultur und Alltagskultur aus.¹⁰⁰ Die volkskundlichen Leistungen innerhalb der Sachkulturforschung des 19. und 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Bereich und in den Nachbardisziplinen¹⁰¹ stellen für ihn Alltagskultur dar. Bei seiner Skizzierung zukünftiger Aufgaben weist er besonders auf die serielle Auswertung von Massenguellen, wie Inventaren und Anschreibebüchern hin, die im Zusammenhang mit Objektanalysen Aufschlüsse über kulturelle Verhaltensweisen sozialer Schichten bieten könnten.

Die vereinfachende Übertragung des Begriffs Alltagskultur auf Sachforschung ist umso erstaunlicher, da Wiegelmann bereits zehn Jahre zuvor neue Gliederungsprinzipien für die Volkskunde vorgeschlagen hatte: Gegen die Unterscheidung von „materieller“ und „geistiger“ Volkskultur setzte er die Unterscheidung von Kulturgütern und Handlungen, also zwischen Objektivationen und Handlungskontext. Diese sollten nach öffentlicher oder privater Bedeutung („Gemeinschaftsstellung“)

⁹⁸ Ebd., S. 7.

⁹⁹ Ebd., S. 12.

¹⁰⁰ Günter Wiegelmann: Einführung, in: Ders.(Hg.): Geschichte der Alltagskultur, Münster 1980, S.11/12.

¹⁰¹ Für das 19. Jh. nennt Wiegelmann u.a. die „systematische museale Dokumentation“ des Germanischen Nationalmuseums und die Hausforschung, für die Nachkriegszeit die Forschungen zu Arbeit und Gerät in der DDR. Hinzu kommt die österreichische Wort- und Sachforschung (ebd., S. 12-14).

und nach ihrer „Realisierungshäufigkeit“ unterschieden werden. Zu den täglich realisierten Dingen gehören (in gegliedertem Verlauf) *Wohnen*, Arbeiten, Kleiden und Essen, (fallweise und spontan) Sprechen, Glauben, Denken und Verhaltensregeln. Zu den intervallweise stattfindenden Dingen gehören (in gegliedertem Verlauf) Jahres- und Lebensbräuche, (spontan) Spielen, Singen, Erzählen und Volksmedizinisches.¹⁰² Wiegelmann ist einer der wenigen, der vor Aufkommen des wissenschaftlichen Alltagsbegriffs aus der volkskundlichen Fachtradition heraus auf eine Kategorie des Alltäglichen hinführte.

1987 plädiert Ruth-E. Mohrmann für eine regionalhistorisch orientierte Alltagsgeschichte in der Volkskunde. Während sie die Familien- und Sozialisationsforschung eher den Historikern zuweist, sei die Regionalstudie bereits aus der Geschichte des Faches ein spezifisch volkskundliches Themengebiet.¹⁰³ Die Volkskunde, die auf dieser Ebene auch für den gegenständlichen Bereich zuständig sei, solle die bereits von Wiegelmann geforderte Gegenüberstellung von materieller und geistiger Kultur aufgeben und die Grundfragen menschlichen Verhaltens gegenüber einer sich stets wandelnden Umwelt beantworten.¹⁰⁴ Traditionelle Themen wie Arbeit, Nahrung, Kleidung und *Wohnen* seien durch Normen und Sanktionen, Zeitbegriff, Zeitmessung, Mobilität, Frömmigkeit, Problemlösung innerhalb der Bereiche Leben, Tod, Sterben etc. zu ergänzen.

Methodisch solle die Mentalitätsgeschichte stärker für die Sachkulturforschung fruchtbar gemacht werden, durch Einbringen kultureller Zeichensysteme, sozialer, affektiver und mentaler Bindungen (Not, Angst, Hoffnung, Protest). Dadurch werde auch der Mikrokosmos in die Ereignisgeschichte integriert. Mohrmann nennt hier Themen, Methoden und Ziele volkskundlicher Alltagsforschung, die eine direkte Rezeption der Alltagsgeschichte darstellen.

Wolfgang Kaschuba sieht in einer kurzen Zusammenfassung zur Alltagsgeschichte neben allen Unterschieden „einen Grundkonsens darüber, daß die Alltagsperspektive, wenn mit ihr der synchrone Zugangsversuch zu (historischen) Wirklichkeiten gemeint ist, zum wesentlichen methodologischen Fundament des volkskundlichen Forschungsgewölbes“ gehört.¹⁰⁵ „Synchroner Zugangsversuch“ bedeu-

¹⁰² Günter Wiegelmann: „Materielle“ und „geistige“ Volkskultur, in: *Ethnologia Europaea* 4 (1970), S. 189-192; siehe dazu auch Karl-Sigismund Kramer: „Materielle“ und „geistige“ Volkskultur, in: *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde* 1969, S. 80-84.

¹⁰³ Mohrmann (wie Anm. 95), S. 70.

¹⁰⁴ Ebd., S. 71.

tet, daß Alltagskultur ein integratives Konzept darstellt, welches gemeinsam mit anderen Zugangsweisen die historische Wirklichkeit, mit Schwerpunkt auf der subjektiven Geschichtserfahrung, zu erfassen sucht. Unabhängig davon, ob der routinisierte Alltag als passives Ausgeliefertsein beschrieben wird oder ob darin kreative Fähigkeiten gesehen werden, eine kulturelle Identität zu formen, sieht Kaschuba im Alltag keine geschichtliche und gesellschaftliche Sondersphäre, vor der Norbert Elias gewarnt hatte, sondern einen Teilbereich der Gesamtkultur.

Auf die von Mohrmann und Kaschuba betonte Verbindung von Mikrokosmos und Makrokosmos verwies bereits einige Jahre zuvor Hermann Bausinger. Es sah in der Beschränkung von Alltagskultur auf eine Teilkultur die Gefahr des Folklorismus: „Was einmal wirklich oder angeblich Alltag war, trägt im anderen Kulturkonzept sehr häufig den Stempel der Besonderheit, des Spektakulären, des Pittoresken [...]“¹⁰⁶ Dies bedeutet, daß von volkskundlicher Seite seit langem der Anspruch besteht, die Ergebnisse der Alltagsforschung nicht auf Mikrokosmen zu beschränken sondern in einen größeren Kontext zu integrieren.

Während Kaschuba von einer weitgehenden Übereinstimmung der Perspektiven von Volks- und Alltagskultur ausgeht, hat Klaus Guth versucht, diesen Begriffen unterschiedliche Forschungsgebiete zuzuordnen:

„Die volkskundliche Kategorie Alltagskultur bestimmt im Bereich der Objektforschung nach Umfang und Funktion präziser die Gegenstände aus der sogenannten ‚Dingkultur‘. Sie umschreibt all die Objektivationen im täglichen Gebrauch der Menschen, die aus serieller Anfertigung stammen und in bestimmten Schichten, Berufen als Arbeitsgerät wie als Gebrauchsgegenstand lebensnotwendig waren oder sind. Gleichzeitig können diese aber als Produkte einer sogenannten ‚Massen-Kultur‘ besonders des Industriezeitalters im Bereich von Wohnen, Kleiden, Schmücken und Verehren bei allen Schichten und Gruppen eines Volkes oder eines Kultur-Trägers in Funktion sein [...]. Sie bestimmen und gestalten die alltägliche Lebenswelt einer Gruppe, einer Schicht in einer bestimmten Zeit oder äußern sich im Lebensstil (Lebensform) einer ganzen Epoche.“¹⁰⁷

Die immateriellen Bereiche der Kultur weist Guth dem Begriff der Volkskultur zu.

¹⁰⁵ Wolfgang Kaschuba: *Volkskultur zwischen feudaler und bürgerlicher Gesellschaft*, Frankfurt 1988, S. 271.

¹⁰⁶ Hermann Bausinger: *Konzepte der Gegenwartsvolkskunde*, in: *ÖZfV* 87 (1984), S. 103.

¹⁰⁷ Klaus Guth: *Volkskultur des Alltags? Anfragen an Kategorien der Volkskunde*, in: Dieter Harmening/Erich Wimmer (Hg.): *Volkskultur – Geschichte – Region*, Würzburg 1990, S. 53/54.

Materielle und immaterielle Kultur stehen seiner Ansicht nach in Beziehung zueinander. Klaus Guth verbindet ebenso wie Wiegelmann (1980) Alltagskultur eng mit Sachkultur. Eine begriffliche Trennung von materieller und immaterieller Kultur widerspricht jedoch dem in Soziologie, Geschichte und Volkskunde geäußerten Bestreben, die immateriellen Bereiche von Denken und Handeln für die Erforschung von Alltagskultur beziehungsweise Sachkultur als Quelle für Mentalitäten zu nutzen. Auch die Reduzierung der Alltagskultur auf Massen-Kultur ist eine Einschränkung der Erkenntnismöglichkeiten, da jedes Objekt im Hinblick auf subjektorientierte Bedeutungen interpretiert werden kann.

1993 resümiert Carola Lipp das gesamte interdisziplinäre Alltagskonzept und formuliert provokant dessen „Aufstieg und Niedergang“. Sie kommt für die volkskundliche Wissenschaft zu dem Ergebnis, daß die Diskussion um Alltagskultur eine erneute Diskussion um den Kulturbegriff erfordert¹⁰⁸ und weist auf die enge Verzahnung von Alltagsforschung und Frauen- und Geschlechterforschung hin.¹⁰⁹ Den Niedergang sieht sie besonders in der musealen Entwicklung hin zu einer neuen Ästhetisierung, auf die an späterer Stelle eingegangen wird.¹¹⁰

Während in der Bundesrepublik Deutschland die volkskundliche Erforschung des Alltags eher als Fortsetzung einer bereits bestehenden Wissenschaftstradition angesehen wurde, und die Rezeption marxistischer Ansätze „freiwillig“ oder auch einem „Modetrend“ entsprechend erfolgte, war die Alltagsforschung in der DDR ideologisch motiviert. Die Entwicklung der „Alltagskonzepte“ als Opposition zum traditionellen Wissenschaftsbetrieb in den verschiedenen Fachrichtungen kam dem Anspruch der marxistischen Geschichtsauffassung entgegen, prinzipiell „Geschichte von unten“, d.h. aus der Sicht der Arbeiterklasse zu betreiben.

In den letzten Jahren hat Harald Dehne mehrfach zur Alltagsthematik Stellung bezogen: Dehne resümiert zunächst den Beginn der Alltagsforschungen in der DDR und die auch in dieser Arbeit genannten soziologischen historischen und volkskundlichen Publikationen zur Theorie des Alltags, die er vor den Hintergrund

¹⁰⁸ Carola Lipp: Alltagsforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte, in: ZfVk 89 (1993), S. 23ff.

¹⁰⁹ Carola Lipp: Alltagskulturforschung in der empirischen Kulturwissenschaft und Volkskunde, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte, Münster 1994, S. 85/86.

¹¹⁰ Ebd., S. 87/88; Albert Schnyder und Martin Leuenberger sehen diese Gefahr in der Alltagsgeschichte überhaupt gegeben. Vgl. dazu S. 54/55 und Kapitel 3.4.

der marxistisch-leninistischen Geschichtsauffassung wertet. Entsprechend hebt er die Bedeutung der „linken Kapitalismuskritik“ (Lefèbvre) innerhalb des soziologischen Alltagskonzeptes hervor und weist auf die Möglichkeiten der Erklärung gesellschaftlicher Verhältnisse mittels der Arbeitergeschichte und Arbeiterkultur hin. Darüber hinaus versucht er auch, die Begriffe „Alltag“, „Alltagsleben“, „Lebensweise“, und („Alltags-)Kultur“ zu differenzieren.

Alltag ist für ihn ein „konkreter Vermittlungsbereich zwischen den Reproduktionsprozeß der Gesellschaft und der Reproduktion der Individuen“.¹¹¹ Er bezieht sich dabei auf Aussagen des Philosophen Klaus Göbner, der den Alltag der Menschen als „Erscheinungsweise des Wesens ihrer sozialen Verhältnisse“¹¹² ansieht, und des Ästhetikers Herbert Letsch. Dieser definiert Alltag als

„den regelmäßigen Vollzug der realen Lebenstätigkeiten, die von den Angehörigen großer sozialer Gruppen Tag für Tag unter bestimmten zeitlichen und gegenständlich-räumlichen Bedingungen, die durch die industrielle Produktion und ihre gesellschaftlichen Triebkräfte wesentlich bestimmt sind, verrichtet werden müssen“.¹¹³

Alltagsleben ist nach Dehne die historische, soziale und regionale Dimension der Lebensweise. Der Lebensweise-Begriff wiederum bezieht sich im Gegensatz zum Alltagsbegriff eher auf die objektive Seite des Geschichtsverlaufs, deren längerfristige Prozesse und die überindividuellen Regelmäßigkeiten im System der Lebenstätigkeiten.¹¹⁴ Mit dem Begriff Alltagskultur erfolgt eine Wertung des Alltagslebens im Hinblick auf die Möglichkeiten individueller Entwicklung innerhalb des gesamtgesellschaftlichen Geschichtsverlaufs. Dieses System unterscheidet zwar begrifflich zwischen individuellem Alltagsleben und gesellschaftlichen Prozessen, sieht aber diese beiden Ebenen als miteinander verbunden an. Die ökonomisch determinierte „Lebensweise“ ist besonders in Tübingen und Wien rezipiert worden.

¹¹¹ Harald Dehne: *Aller Tage Leben. Zu neuen Forschungsansätzen im Beziehungsfeld von Alltag, Lebensweise und Kultur der Arbeiterklasse*, in: *JbVVKg* 28 (1985), S. 39.

¹¹² zitiert nach Dehne (wie Anm. 111), S. 38.

¹¹³ zitiert nach Dehne (wie Anm. 111), S. 38.

¹¹⁴ Harald Dehne: *Dem Alltag ein Stück näher?* In: Alf Lüdke (Hg.): *Alltagsgeschichte*, Frankfurt 1989, S. 143-46.

2.5 Alltagsforschung in der Schweiz

1990 schrieb Martin Schärer: „Alltagsgeschichte [...] hat sich einen festen Platz in der Geschichtsforschung erobert. Dies gilt auch für die Schweiz”.¹¹⁵

Alltagsgeschichte und Alltagskultur sind in der Schweiz keine zentralen Diskussionsthemen, es wird jedoch zunehmend an diesen Themen gearbeitet. Daher soll die Verbreitung dieser Forschungsrichtung und deren theoretische Fundierung, die in der deutschen und französischen Schweiz tendenziell anders gewichtet ist, dargelegt werden (In der italienischen Schweiz läßt sich aufgrund fehlender wissenschaftlicher Institutionen keine spezifische Ausrichtung ausmachen). Dabei soll nicht der Eindruck entstehen, es hätte in der Schweiz eine eigene nationale Alltagsdiskussion gegeben. Vielmehr dient das Kapitel dazu, zu zeigen, wie stark das Thema inzwischen innerhalb der Schweizer Gesellschaftswissenschaften und in der Öffentlichkeit diskutiert und in den größeren Museen präsentiert wird. Damit werden auch Rezeptionsmöglichkeiten der zu untersuchenden Museen innerhalb des Landes aufgezeigt. Bereits 1975 formulierte Arnold Niederer, wie der „Alltag aus der neuen Sicht des Volkskundlers” aussehen könnte:

„Im Gegensatz zu den spezialisierten Geisteswissenschaften umfasst die Volkskunde grundsätzlich alle Kulturäußerungen der einfachen Leute (die gar nicht immer so einfach sind): Zunächst die Summe der Bemühungen, die dazu dienen, die Grundbedürfnisse der menschlichen Natur nach Nahrung, Kleidung, Obdach, Schutz, Fürsorge für den Nachwuchs und den Zusammenhalt der Menschengruppen” erforschen. „Dazu kommt die Gesamtheit der Symbolgehalte, also volkstümliche Religiosität, Alltagswissen, Alltagsmoral und Alltagsästhetik, Märchen, Sprichwort, Volksmusik und Witz”.¹¹⁶

Damit wurden früher als beispielsweise in der deutschen Volkskunde präzise Themen möglicher Alltagsforschung genannt. Die Erforschung des Alltagslebens der Vielen, der „Kultur im Erdgeschoß”, sah Niederer als grundsätzlich demokratisch an. Der Schwerpunkt auf den unteren Sozialschichten und der damit verbundene demokratische Grundgedanke bezeichnen das Neue des volkskundlichen Blickes

¹¹⁵ Martin R. Schärer: Internationale Kommission zur Erforschung der europäischen Ernährungsgeschichte, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte (SZG) 40 (1990), S. 214.

¹¹⁶ Arnold Niederer: Kultur im Erdgeschoß, in: Schweizer Monatshefte 55 (1975) H. 6, S. 462.

und auch die damit verbundene politische Tendenz.¹¹⁷ Es fehlen jedoch noch Überlegungen zu einem neuen methodischen Ansatz. Insgesamt unterstützt Niederer die These, daß sich die Volkskunde seit jeher mit Themen des alltäglichen Lebensvollzugs befaßt hat, so daß es sich bei dem Forschungsansatz mehr um eine Akzentuierung als um etwas grundsätzlich Neues handelt. Bei der Durchsicht der seit 1975 erschienenen Jahrgänge des Schweizerischen Archivs für Volkskunde läßt sich keine direkte Fortführung der Gedanken Niederers feststellen. Die Artikel, die den Alltagsbezug bereits im Titel deutlich machen, stammen fast ausschließlich von deutschen Autoren.¹¹⁸ Das heißt allerdings nicht, daß Schweizer Volkskundler nicht zur Alltagskultur forschen. Sie ist in vielen Arbeiten immanent vorhanden, ohne daß der Begriff übernommen wurde.

Erst das Handbuch der Schweizerischen Volkskultur erscheint mit dem Anspruch, ein Panorama des schweizerischen Alltags zu bieten. Der Herausgeber Paul Hugger legte sein volkskundliches Verständnis von Alltag bereits 1989 ausführlich dar.¹¹⁹ Im Handbuch heißt es in fast wörtlicher Übereinstimmung:

„Die Volkskunde versteht unter ‚Alltag‘ die jeweilige, vielschichtige Lebenswelt, in der sich individuelles und gesellschaftliches Dasein abspielen. Alltag ist das dauernde Arrangement des Menschen mit den sozioökonomischen Rahmenbedingungen. Dazu gehören das Normale, das Normierte, das Triviale, aber auch das emotional Aufwühlende. Alltag ist der Fluss der Ereignisse, des gewohnten Handelns und Reagierens, der Ablauf jener stereotypen und rituell festgelegten Phasen, die den Tag, die Woche und das Jahr ausmachen im Wechsel von Arbeit, Freizeit und Musse, von Liebe, Freude und Trauer. Dem Alltag stehen die aussergewöhnlichen individuellen und kollektiven Ereignisse gegenüber, die als Zäsuren ins Leben

¹¹⁷ Arnold Niederer äußerte in einem Gespräch, der Artikel wäre damals eine Art Standortbestimmung gewesen. Er stände in der Tradition von Richard Weiss und Eduard Strübin, sie wären jedoch konservativ gewesen, er selbst sei eher „links“. Im Werk „Volkskunde der Schweiz“ von Richard Weiss (1946) und im „Baselbieter Volksleben“ Eduard Strübins (1952) wird sprachlich bereits ein gewisses Interesse am Alltag deutlich, beispielsweise in Formulierungen wie „Brauchmäßiger Alltag und festlicher Brauch durchdringen das ganze Volksleben“ (Weiss, S. 155), „Gewaltig waren die Mühen, welche die Alltäglichkeiten des Lebens verursachten“ (Strübin, S. 95) oder „Das gesellige Leben des Alltags war noch um 1850 recht bescheiden [...]“ (ebd. S. 133).

¹¹⁸ Beispielsweise SAVk 86 (1990): Burkart Lauterbach: Arbeitsalltag und Bürowelt, S. 44-61; SAVk 89 (1993): Jutta Dornheim: Kranksein im dörflichen Alltag, S. 23-42; Irene Götz et.al.: Briefe als Alltagskommunikation, S. 165-183.

¹¹⁹ Paul Hugger: Alltagskultur und Kulturpolitik, in: Wolfgang Lipp (Hg.): Kulturpolitik. Standorte, Innensichten, Entwürfe, Berlin 1989, S.154/155.

eingreifen, wie Unglücksfälle, Kriege, Naturereignisse, sofern diese nicht durch ihre Häufigkeit selbst alltäglichen Charakter annehmen. Denn Kontinuität und scheinbarer Immobilismus kennzeichnen den Alltag. Zum Alltag gehören aber auch der Diskurs, die Reflexion der Beteiligten über Gewesenes und Gegenwärtiges, ihre Art, das Alltägliche zu begründen. So ist der Alltag auch ein reflexiver Akt. Beide, die objektive und die subjektive Dimension, machen ihn aus".¹²⁰

In diesem Zitat werden Übereinstimmungen mit den soziologischen Theorien von Husserl und Schütz deutlich als auch mit dem Historiker Borscheid, der das Repetitive des Alltagshandelns und die Trennung von Alltag und Nicht-Alltag hervorgehoben hat.¹²¹ Hugger kritisiert die in der deutschen Volkskunde vorhandene Einengung auf die unteren Sozialschichten, eine mangelnde Einbindung in gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge und eine Vernachlässigung von psychologischen und mythologischen Zugängen. Das Handbuch und die in den letzten Jahren an volkswissenschaftlichen Seminaren Schweizer Universitäten abgeschlossenen Lizentiats- und Doktorarbeiten behandeln Themen des alltäglichen Lebensvollzugs.¹²² Im überschaubaren Schweizer Wissenschaftsbetrieb läßt sich stärker als in Deutschland die Abhängigkeit der Alltagsforschungen von Einzelpersonen und mit ihnen verbundenen Instituten ablesen. In der Folge der Tätigkeit von Arnold Niederer ist dies vor allem am volkswissenschaftlichen Lehrstuhl in Zürich festzustellen.

Bei den Historikern führte erst das 1983 von Lutz Niethammer in Basel veranstaltete Seminar zu Oral History zur intensiveren Auseinandersetzung mit dieser

¹²⁰ Paul Hugger: Zu Geschichte und Gegenwart der Volkskunde in der Schweiz, in: Ders (Hg.): Handbuch der schweizerischen Volkskultur, S. 29/30;

¹²¹ Siehe Borscheid, Kapitel 2.3.

¹²² *Basel*: Noémie Borter-Jann: Verhaltensweisen der Eltern vor, während und nach der Geburt im Kanton Baselland, Liz. 1983; Nicholas Schaffner: Die Feier des neugewählten schweizerischen Bundespräsidenten. Beispiel eines politischen Brauchs im demokratischen Staat, Liz. 1993; Beatrice Tobler: Mailbox-Kultur. Alltäglicher Umgang mit Datenfernübertragung, Liz. 1995; Sabine Eggmann: Velokuriere in der Schweiz. Eine postmoderne Form der Beweglichkeit, Liz. 1995; *Zürich*: Maja Fehlmann von der Mühl: Verwandtschaft. Theorien und Alltag. Mit Beispielen aus einer Untersuchung unter jungen Züricher Familien, Zürich 1978; Nikolaus Wyss: Typische Verhaltensweisen von Benützern eines Großstadtbahnhofs, Liz. 1978; ; Marie-Elisabeth Rehn: ...besser als im Kohlenpott malochen? Arbeitslosenalltag in Konstanz, Diss., Zürich 1987; Claus Perrig: Überlandlastwagenchauffeure in der Schweiz. Beiträge zur Erhellung eines modernen subkulturellen Lebensstils, Liz. 1988; Stephan Civelli: „mehr Bäume, mehr Wiesen und Menschen, die wir kennen.“ Der Schulweg als Lernfeld. Eine Untersuchung bei Züricher Primarschülern. Diss. 1990;

Methode und den damit häufig verbundenen Forschungsrichtungen von Alltagsgeschichte und „Geschichte von unten“. Noch 1985 stellte Martin Leuenberger fest: „Eine Auseinandersetzung [zur Alltagsgeschichte] findet in unzähligen Arbeitsgruppen und Zirkeln statt, doch bleibt diese viel zu fest dem jeweiligen Personenkreis verhaftet und gewinnt keine entsprechende Öffentlichkeit hierzulande“.¹²³ Im Oktober 1991 fand in Sissach eine Tagung über Alltagsgeschichte statt, auf der über „Das Unbehagen der Alltagsgeschichte zwischen historischer Sozialwissenschaft und common sense“ und zum Verhältnis von Alltagsgeschichte, Frauen- und Geschlechtergeschichte referiert wurde. Zunehmend entstehen Lizentiats- und Doktorarbeiten zu mikrohistorischen Themen, teilweise unter Anwendung von Oral History.¹²⁴ Dabei läßt sich feststellen, daß die alltagsgeschichtlichen Fragestellungen aus Deutschland rezipiert wurden/werden, die Sozialgeschichte in der Praxis jedoch stark an der Annales-Schule, der damit verbundenen Mentalitätengeschichte und der Mikrohistorie orientiert ist.¹²⁵

Im frankophonen Raum gehörte die Alltagsforschung überhaupt seit Lucien Febvre und Marc Bloch in den 30er Jahren sowie später Fernand Braudel zur Annales-Schule, ohne Anspruch einer Etablierung als Subdisziplin.

Das Nebeneinander von alltagsorientierter Geschichtsforschung und traditioneller Geschichte vermittelt der 43. Band der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte, in den mehrere im Entstehen begriffene Projekte neuer Kantonsgeschichte vorgestellt werden. Bei der Geschichte des Kantons Basel-Landschaft, die fast ausschließlich von Historikern bearbeitet wird, liegt der Schwerpunkt auf den Themen Alltagsgeschichte, Geschichte von unten und Geschlechtergeschichte (mit mikrohistorischem Zugang). Im Kanton Zürich liegt der Schwerpunkt, den das Wissenschaftlerteam bearbeitet, auf der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, wobei Alltags- und Geschlechtergeschichte unter anderem ebenfalls vorgesehen sind. In der etwas früher begonnenen Kantonsgeschichte von Thurgau, welche von Fachreferenten bearbeitet wird, die zu zwei Dritteln akademisch gebildet, aber nicht

¹²³ Martin Leuenberger: Entpolitisiert der Alltag die Geschichte? in: Widerspruch 10 (1985), S. 58.

¹²⁴ Beispielsweise Florian Blumer-Onofri: Die Elektrifizierung des dörflichen Alltags. Eine Oral History-Studie zur sozialen Rezeption der Elektrotechnik im Baselbiet zwischen 1900 und 1960, Liestal 1994; Gregor Spuhler (Hg.): Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994.

¹²⁵ Albert Schnyder: Das Unbehagen der Alltagsgeschichte zwischen historischer Sozialwissenschaft und common sense, in: Geschichte 2001, November 1991, S. 10; Albert Schnyder/Martin Leuenberger: Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, in: etü 6 (1991), S. 11.

unbedingt wissenschaftlich tätig sind/waren (ein Teil der Referenten ist bereits pensioniert), ist Alltagsgeschichte als Thema nicht genannt.¹²⁶ Diese Beobachtung entspricht dem Eingangszitat Schärers, daß sich die Alltagsgeschichte vorwiegend in der wissenschaftlichen Geschichtsforschung der Schweiz etabliert hat. Darüber hinaus scheinen die Fragestellungen der Alltagsgeschichte für einen „lebensnahen Zugang zur Geschichte“ besonders geeignet, mehr noch, der common sense prädestiniert das Thema gerade für einen populärwissenschaftlichen Zugang. Dazu einige Beispiele:

Bereits seit 1979 wird in Zürich von den Volkskundlern Walter Keller und Nikolaus Wyss die Zeitschrift „Der Alltag“ herausgegeben, in der in experimenteller Form anhand von Fotos, Reportagen, Essays, Gesprächsprotokollen, Rezensionen etc. der vermeintlich banale Alltag („Die Sensationen des Gewöhnlichen“, so der Untertitel) in Themenheften dargestellt wird.¹²⁷ Parallel dazu wurden in einer Talk-Show „Menschen des Alltags“ zu ihrem Leben befragt. Seit 1981 wird unter den Rubriken „die nase im wind“, später „faits divers“ zum Thema Museum und Alltagskultur berichtet.¹²⁸ Die Zeitschrift mußte 1993 ihr Erscheinen einstellen, wurde jedoch ab 1994 – nun in Berlin mit Michael Rutschky als Chefredakteur – neu herausgegeben. Im Editorial des ersten Berliner Heftes bezeichnet Rutschky die Zeitschrift als der „Kultur im Erdgeschoß“ verpflichtet. Wie zu Beginn zielt sie auf die Beschreibung, die „erzählende Umkreisung alltäglicher Erscheinungen. Wir wollen die Welt fürs Erste so belassen, wie sie ist, und sie dafür umso genauer anschauen.“¹²⁹ Obwohl die Zeitschrift kulturkritisch ist, indem sie „den sanften Schrecken unseres modernen Lebens“ darstellt, hat sie die Forderung der marxistischen Kulturkritik, die auf Veränderung der bestehenden Verhältnisse zielt, nicht aufgegriffen. Durch diesen Blickwinkel und den dokumentarischen Charakter, der durch zahlreiche schwarz-weiß Fotografien hervorgehoben wird, unterscheidet sich

¹²⁶ Martin Leuenberger: Die neue Kantonsgeschichte von Basel-Landschaft, in: SZG 43 (1993), S. 514-526; Marianne Flüeler-Grauwiler et al.: Eine neue „Geschichte des Kantons Zürich“, in: Ebd., S. 534-546; Albert Schoop: Die neue Geschichte des Kantons Thurgau, in: Ebd., S. 497-513.

¹²⁷ Siehe dazu Walter Keller (ergänzt von Nikolaus Wyss): „Der Alltag“ und die „Schule des Alltags“, in: SAVk 76 (1980), S. 202-213.

¹²⁸ Beispielsweise Burkart R. Lauterbach: Das (Alltags-)Museum, in: Der Alltag 1(1981), S. 106-113; Ders.: Museum und Alltagsleben, in: Der Alltag 5 (1981), S. 81-84; Eckhard Siepmann: Räume gegen die Beschleunigung. Zu einer Poetik des Museums, in: Der Alltag 70 (1995), S. 181-190.

¹²⁹ Michael Rutschky et al.: Editorial, in: Der Alltag 63 (1994), S. 1.

„Der Alltag“ von anderen alternativ-intellektuellen Kulturzeitschriften wie dem „Freibeuter“ oder „Kursbuch“.

1991 wurde parallel als Rundfunksendung und Buch der „Alltag in der Schweiz seit 1300“ einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Mit dem inhaltlichen Schwerpunkt, die Auswirkungen von Verhaltensnormen, d.h. auch Machtverhältnisse innerhalb der verschiedenen Epochen darzulegen, ist ein für Wissenschaftler wie für Laien interessantes Buch entstanden.¹³⁰ Inwieweit der common sense auch für die museale Aufbereitung des Alltags eine Rolle spielt, wird in den folgenden Kapiteln gezeigt.

Im übrigen Europa hat es besonders in den skandinavischen Ländern, einigen sozialistischen Ländern, Österreich und Italien die volkskundliche Auseinandersetzung mit dem Alltag gegeben:

Die schwedische Volkskunde erhielt entscheidende Anregungen von der amerikanischen Kulturanthropologie. Orvar Löfgren nennt Anfang der 80er Jahre als besondere Aufgabe die Erforschung des Symbolismus innerhalb der alltäglichen Kultur, deren Organisation und die Notwendigkeit, Strategien zu finden, „which can de-trivialize everyday-life“.¹³¹ Die Probleme gegenwärtiger Alltagskulturforchung sieht er darin, daß den Forschern die nötige Distanz zum eigenen Forschungsobjekt fehlt, so daß kulturelle Leistungen innerhalb der als normal empfundenen Umwelt nicht erkannt werden, und daß die Untersuchung von Subkulturen (das wäre für ihn auch Arbeiterkultur) erst nach einer „cultural translation“ erfolgen kann. Daher sei eine besonders kritische Selbstreflexion der Wissenschaftler im Umgang mit dem Alltag notwendig. Auf dem 30. Deutschen Volkskundekongreß im Oktober 1995 in Karlsruhe erweiterte Löfgren seinen Ansatz. Er wies darauf hin, daß das Auge und damit auch die ästhetische Wahrnehmung des alltäglichen Lebensumfeldes (für die Identität) immer wichtiger geworden ist. Der Blick fiel dabei bevorzugt auf das Spektakuläre oder Symbolische. Dieser Trend sei – wie Carola Lipp bereits feststellte – auch in den Museen auszumachen. Löfgren plädiert dafür, das Augenmerk wieder mehr auf das vermeintlich Triviale, nämlich den Ge- und Verbrauch von Objekten zu richten und das Symbolische nur als einen Aspekt unter vielen zu betrachten.

Helmut P. Fielhauer wies 1984 Perspektiven volkskundlicher Forschungen (als

¹³⁰ Bernhard Schneider (Hg.): *Alltag in der Schweiz seit 1300*, Zürich 1991.

¹³¹ Orvar Löfgren: *On the Anatomy of Culture*, in: *Ethnologia Europaea* 12 (1981), S. 26.

demokratische Kulturgeschichtsschreibung) in Österreich auf: Ohne den Alltagsbegriff zu verwenden, fordert er einen neuen (weiten) Kulturbegriff und eine Kulturtheorie, die die notwendige Arbeit zum Ausgangspunkt hat und damit alle Klassen, Schichten und Gruppen der Gesellschaft erfaßt. Der von ihm entworfene Themenkatalog weist enge Bezüge zur bereits dargelegten Ansätzen zur Alltagsforschung in Tübingen und der DDR auf: Was schaffen die Menschen an Voraussetzungen zum Leben, wie bewältigen sie es unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen, wie wird Kultur weitergegeben bzw. deren Weitergabe behindert.¹³² Wichtige Arbeitsgebiete sind für Fielhauer die Erweiterung der volkskundlichen Sammlungen im Hinblick auf die „fabrikmäßige Massenproduktion“, ferner geht es ihm darum, einen kulturellen Zugang zur Großstadt zu finden sowie den Unterschichten „behilflich zu sein“, ihre kulturelle Identität zu finden.¹³³

Für die Rolle der Alltagskultur in den sozialistischen Ländern mag das folgende Zitat gelten: „The leading figure in Sovjet ethnography, Academician Y.V. Bromley, considers the essential subject area of ethnography to be the traditional, everyday culture of the ethnos. This view is generally accepted today in the Sovjet ethnography“.¹³⁴

In Großbritannien und in den USA ist die Alltagsthematik vorwiegend in der Sozial- bzw. Kulturanthropologie aufgegangen, so daß sich dort keine speziell volkskundliche Diskussion um Nutzen und Nachteil dieser Fachrichtung ausmachen läßt.

Zusammenfassend scheint es, daß die Schweizer Volkskundler und Historiker aus der Distanz zur deutschen Fachdiskussion, aber der Nähe zur französischen und italienischen Geschichtsschreibung den Gewinn, aber auch die Mängel der Fachdiskussionen besser erkennen konnten. Dazu gehört die von fast allen Wissenschaftlern betonte Notwendigkeit der Verbindung von Regionalforschung oder Mikrohistorie und gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen. Dies hat bei den Historikern zu einer stärkeren Orientierung an der Annales-Schule geführt.¹³⁵

¹³² Helmut Paul Fielhauer: *Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung*, in: Hubert Chr. Ehalt (wie Anm. 50), S. 70.

¹³³ Ebd., S. 75/76.

¹³⁴ Irina Iranova Baranova: *Ethnography and the Museums in the USSR*, in: *Museum (Quarterly Review by Unesco)* 139 (1983), S. 179.

¹³⁵ Albert Schnyder: *Das Unbehagen der Alltagsgeschichte zwischen historischer Sozialwissenschaft und common sense*, in: *Geschichte* 2001, S. 5; Martin Leuenberger (wie Anm. 126), S. 519, Hugger (wie Anm. 120), S. 31.

Ebenso wie in Deutschland dient Alltagsgeschichte und Alltagskultur dazu, um Geschichte einer größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen¹³⁶. Darin zeigt sich, daß die Vermittlung von Alltagskultur als Medium der Kulturpolitik dienen kann.

Obwohl die Alltagsforschung ein fester Bestandteil volkskundlicher Forschung (geworden) ist, wird immer wieder die begriffliche Unschärfe bemängelt.¹³⁷ Wie aus den obigen Ausführungen deutlich wird, ist innerhalb der deutschen Volkskunde auch kaum versucht worden, den Begriff zu präzisieren. In den unterschiedlichen Ansätzen in Soziologie, Geschichte und Volkskunde läßt sich als kleinster gemeinsamer Nenner das Ziel ausmachen, den subjektiven Sinn menschlichen Handelns zu erfassen. In allen drei Fachrichtungen besteht heute die Tendenz, diesen in größere historische Zusammenhänge einzubinden.

Während in der Alltagssoziologie und noch stärker in der Alltagsgeschichte durch den Paradigmenwechsel der neue Blickwinkel der Ansätze doch relativ deutlich ist, ist dies in der Volkskunde nicht gegeben. Durch das Anknüpfen an fachliche Traditionen (wobei nur sehr allgemein formuliert wird, welche das sind) und den teilweise vertretenen Anspruch, daß die Inhalte des Faches mit Alltagskultur gleichzusetzen sind, ist die Volkskunde gezwungen, sich fachlich und begrifflich stärker zu positionieren. Für die Volkskunde als Kulturwissenschaft könnte das bedeuten, das Verhältnis von Alltag und Kultur erneut zu reflektieren.

Teilweise sind die volkskundlichen Beiträge zum Alltag sehr rezeptiv im Hinblick auf die Soziologie und Geschichte. Dabei zeigt sich, daß die Rezeption selektiv erfolgt und sich innerhalb der Volkskunde mehrere Rezeptionslinien nebeneinander herausgebildet. Utz Jeggle und Ina-Maria Greverus haben beispielsweise besonders soziologische Texte herangezogen, mit denen sie sich im Hinblick auf den Alltagsbegriff und den kulturkritischen Ansatz auseinandergesetzt haben. Den Hinweisen der Soziologen nach der Bedeutung von Objekten innerhalb des individuellen Lebensvollzugs sind sie nicht nachgegangen. Ruth-E. Mohrmann und Wolfgang Kaschuba beziehen sich eher auf die Historiker und heben den subjektzentrierten Ansatz hervor. Dabei gelingt es einigen Autoren, wie beispielsweise Helmut Fielhauer, ansatzweise darzulegen, welche Fähigkeiten das Fach Volkskunde aus seiner (mehrfach gebrochenen) Fachtradition heraus für die Erforschung von Alltagskultur mitbringt. Auch eine Vertiefung oder Weiterführung der Gedan-

¹³⁶ Leuenberger (wie Anm. 126), S. 526; Flüeler-Grauwiler (wie Anm.126), S. 544.

¹³⁷ Beispielsweise von Helge Gerndt: *Kultur als Forschungsfeld*, München 1986, S. 13; Klaus Guth: *Volkskultur des Alltags?* in: Dieter Harmening/Erich Wimmer (Hg.): *Volkskultur – Geschichte – Region*, Würzburg 1990, S. 44-46.

ken von Günter Wiegmann hat, soweit zu sehen ist, nicht stattgefunden, obwohl sich die Frage nach der „Spezifik volkskundlicher Arbeit“ innerhalb der Alltagsforschung besonders stellt. Dabei gibt es volkskundliche Ansätze und Arbeiten, in denen die volkskundliche Tradition und der damit verbundene Beitrag zur Alltagsforschung zum Ausdruck kommt. Dieser scheint mir beispielsweise darin zu liegen, daß das Fach aus seiner Tradition heraus „subjektzentrierter“ ist als Soziologie und Geschichte. Verbunden mit dem Interesse an unteren und mittleren (zunächst einseitig bäuerlichen) Sozialschichten könnte aus dieser Perspektive heraus die Fachbezeichnung „Volkskunde“ an Aktualität gewinnen. Für das Ziel, die kulturelle Überlieferung immer konkret auf den Menschen zu beziehen, gibt es zahlreiche Belege.¹³⁸ Im Zusammenhang mit den volkskundlichen Traditionen sind auch methodische Ansätze wie das Gewährspersonenprinzip und das biographische Interview zu nennen, die die volkskundlichen Pendanten zur Oral History sind.

Hinzu kommen volkskundliche Arbeiten, die die wissenschaftlichen Ansprüche heutiger Alltagsforschung erfüllen, bevor diese als wissenschaftliches und modisches Konzept Eingang in die Volkskunde gefunden hat, wie beispielsweise die Arbeit Margret Tränkles zu Wohnkultur und Wohnweisen oder die Studie Albrecht Lehmanns zum Leben in einem Arbeiterdorf.¹³⁹

Diese Situation bedeutet für die Museumsdiskussion, daß von Beginn an innerhalb der Volkskunde mehrere Zugänge zur Alltagsforschung vorhanden waren und darin die mögliche Bedeutung der Sachkultur zwar erwähnt, wenn auch nicht vertieft wurde. Daneben existieren Standortbestimmungen zum Fach Volkskunde, in denen Alltagskultur nicht explizit vorkommt¹⁴⁰, in denen unter anderen Begriffen

¹³⁸ Richard Weiss: *Volkskunde der Schweiz*, Erlenbach-Zürich 1946, S.VII; S.A. Tokarew schreibt: „Die Ethnographie ist eine Wissenschaft von den Menschen, nicht von den Sachen. Ihr Ziel ist die Erkenntnis des Menschen und der menschlichen Beziehungen, die von den materiellen und historischen Bedingungen abhängen.“ (Tokarew: *Von einigen Aufgaben der ethnographischen Erforschung der materiellen Kultur*, in: *Ethnologia Europaea* 6 (1972), S. 162.

¹³⁹ Margret Tränkle: *Wohnkultur und Wohnweisen*, Tübingen 1972; Albrecht Lehmann: *Das Leben in einem Arbeiterdorf. Eine empirische Untersuchung über die Lebensverhältnisse von Arbeitern*, Stuttgart 1976. „In dieser Studie geht es um das Alltagsleben von Arbeitern nach ihrer Berufsarbeit“ (ebd., S. 1).

¹⁴⁰ Beispielsweise Hermann Bausinger: *Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit*, in: *ZfVk* 76 (1980), S. 1-21; Helge Gerndt: *Zur Perspektive volkskundlicher Forschung*, in: *Ebd.*, S. 22-36.

aber zur Alltagskultur Stellung genommen wird¹⁴¹, und Arbeiten zur materiellen Alltagskultur, die innerhalb der akademischen Alltagsdiskussion nicht aufgegriffen wurden.¹⁴² Hinzu kommen die Alltagsdiskussionen der Nachbardisziplinen Soziologie und Geschichte.

Daher stellt sich die Frage, welche Impulse für die Diskussion „Alltagskultur im Museum“ entscheidend waren, wie sich diese entwickelt hat, und welches Verhältnis zum Fach Volkskunde oder den Nachbarwissenschaften besteht.

¹⁴¹ Siehe dazu das Kapitel: Mythos oder Eigen-Sinn? Aktuelle Zugänge zur Volkskultur, in: Wolfgang Kaschuba: Volkskultur, Frankfurt 1988, S. 257ff.

¹⁴² Beispielsweise Tränkle (wie Anm. 139); Edit Fél/Tamás Hofer: Geräte der Atányer Bauern, Kopenhagen 1974.

3. Alltagsgeschichte und -kultur in historischen und kulturhistorischen Museen

Obwohl der Schwerpunkt der Untersuchung auf der volkskundlichen Museumsdiskussion und der musealen Umsetzung von Alltagskultur in kulturhistorischen Museen liegt, scheint es sinnvoll, die historische Museumsdiskussion seit Ende der 70er Jahre wenigstens in ihren wichtigsten Aspekten darzulegen, da die Konjunktur großer historischer Museen und Ausstellungen und die damit verbundenen Diskussionen auch auf kulturhistorische Museen Einfluß genommen haben (wobei das Verhältnis ein wechselseitiges ist).

Die folgenden Kapitel haben die volkskundliche Museumsdiskussion ab ca. 1970 zum Thema. Auf frühere Sammlungskonzepte und Ausstellungen, die eher einem weiten Kulturbegriff verpflichtet waren, wird im Rahmen dieser Arbeit nicht ausführlich eingegangen. Es hat gerade am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehrfach Bestrebungen gegeben, den traditionellen Sammlungskanon zu erweitern und die Museen zu Bildungseinrichtungen¹ zu machen, auf die am Anfang der neueren volkskundlichen Museumsdiskussion mehrfach Bezug genommen wurde.² Auch damals stand die Entwicklung der Museen in engem Zusammenhang mit der volkskundlichen Fachentwicklung.³

¹ Beispielsweise Otto Lauffer: Das historische Museum. Sein Wesen und Wirken und sein Unterschied von den Kunst- und Kunstgewerbemuseen, in: *Museumskunde* (Mk) 3 (1907), S. 1-14, 78-99, 179-185, 222-245; Eduard Hoffmann-Krayer: Über Museen für vergleichende Volkskunde, in: Paul Geiger (Hg.): *Kleine Schriften zur Volkskunde von Eduard Hoffmann-Krayer*, Basel 1946, S. 205-222. Ein weiter Kulturbegriff stand auch hinter der Gründung des Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewebes 1889 in Berlin. Siehe dazu: Rudolf Virchow: Das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes, Berlin, in: *Die Gartenlaube* 26 (1889), S. 235/6; Ulrich Jahn: Nachricht: Das neubegründete Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 19 (1889), S. 334-343. Jahn teilte jedoch mit, daß „ausgeschlossen bleiben: Trachten, welche durch die Mode beeinflußt und Geräte, welche durch fabrikmäßigen Betrieb hergestellt sind.“ (ebd., S. 343).

² Siehe dazu Andreas Kuntz: *Das Museum als Volksbildungsstätte. Museumskonzeptionen in der Volksbildungsbewegung in Deutschland zwischen 1871-1918*, Münster 1996; Hans-Ulrich Roller: Aspekte des Leitthemas, in: Wolfgang Brückner/Bernward Deneke (Hg.): *Volkskunde im Museum*, Würzburg 1976, S. 23ff; Gottfried Korff: *Didaktik des Alltags. Hinweise zur Geschichte der Bildungskonzeption kulturhistorischer Museen*, in: Annette Kuhn/Gerhard Schneider (Hg.): *Geschichte lernen im Museum*, Düsseldorf 1978, S. 36ff; Jürgen Steen: *Didaktische Aspekte einer Theorie des Historischen Museums*, in: Ebd., S. 53ff.

³ Siehe dazu Wolfgang Brückner: *Das Museumswesen und die Entwicklung der Volkskunde als Wissenschaft um die Jahre 1902 und 1904*, in: Bernward Deneke/Rainer Kahsnitz (Hg.):

3.1 Alltagsgeschichte im Museum

Das Thema Alltagsgeschichte spielt in der Diskussion zur Geschichte im Museum nur mittelbar eine Rolle.

Am längsten – seit etwa Mitte der siebziger Jahre – wird das Thema Geschichte im Museum innerhalb der Geschichtsdidaktik diskutiert.⁴ Es entspricht dem veränderten Selbstverständnis der jüngeren Geschichtsdidaktik, sich nicht nur als methodische Umsetzung eines wissenschaftlich/politisch erarbeiteten Geschichtsbildes zu verstehen, sondern hervorzuheben, daß die Didaktik im Hinblick auf die sinnliche Erlebnisfähigkeit wesentliche Impulse geben kann. Diese Debatte könnte man unter dem Thema Didaktik und Ästhetik historischer Ausstellungen zusammenfassen.⁵ Hier ergeben sich Berührungspunkte zur musealen Umsetzung von Alltagsgeschichte (und Alltagskultur) wie auch zur Kritik an der Ästhetisierung von Alltagspräsentationen.

Ein zweiter Diskussionskomplex betrifft die Konzeptionen für das „Haus zur Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ in Bonn, das „Deutsche Historische Museum“ in Berlin und das „Forum für Schweizer Geschichte“ in Schwyz.⁶ Kontrovers diskutiert wurden für das Berliner Projekt Fragen nach dem Stellenwert der Objekte (primär Originale oder Ausschöpfen aller didaktischen Möglichkeiten), dem Zweck der Ausstellungsprojekte, dem Verhältnis von Dauer- und Wechselausstellung (Museum oder Forum) und natürlich zum Inhalt.

Die (Nicht-)Einbindung des Berliner Hauses in den wissenschaftspolitischen Kontext von Alltagsgeschichte zeigt sich beispielsweise darin, daß der der Alltagsgeschichte ablehnend gegenüberstehende Sozialhistoriker Jürgen Kocka (er ersetzte den zunächst vorgeschlagenen Hans-Ulrich Wehler) der Arbeitsgruppe angehörte, die die Konzeption des Museums erarbeitete⁷. Die Berliner Geschichtswerkstatt,

Das kunst- und kulturgeschichtliche Museum im 19. Jahrhundert, München 1977, S.133-142.

⁴ Annette Kuhn/Gerhard Schneider (Hg.): Geschichte lernen im Museum, Düsseldorf 1978. Dieser Band enthält auch den Artikel zur „Didaktik des Alltags“ von Gottfried Korff (siehe S. 80 dieser Arbeit).

⁵ Siehe dazu Jörn Rüsen et al. (Hg.): Geschichte sehen. Beiträge zur Ästhetik historischer Museen, Pfaffenweiler 1988, darin besonders Rüsen: Für eine Didaktik historischer Museen, S. 9-20.

⁶ Im folgenden wird nur auf die Diskussion zum Berliner Museum eingegangen, zum „Forum für Schweizer Geschichte“ siehe Kapitel 3.5.4.

⁷ Siehe dazu auch Jürgen Kocka: Die deutsche Geschichte soll ins Museum, in: GG 11 (1985), S. 59-66. Ebenso die dort abgedruckten Beiträge von Hartmut Bookmann: Zwischen Lehrbuch und Panoptikum. Polemische Bemerkungen zu historischen Museen und

eine Forschungsinstitution zur Alltagsgeschichte, legte unter anderem aufgrund der personellen Besetzung der oben erwähnten Arbeitsgruppe eine sehr kritische Publikation vor.⁸ Die Frage, welchen Beitrag die alltagsgeschichtliche Perspektive überhaupt innerhalb eines nationalen Geschichtsmuseums leisten könnte, muß hier offen bleiben.

Ein letzter Schwerpunkt innerhalb der historischen Museumsdiskussion scheint sich in den Beiträgen zur „Erinnerungskultur“⁹ abzuzeichnen, wobei Museen nur eine Form von „Gedächtnisorten“ darstellen.¹⁰

Ausstellungen, S. 67-79 und Gottfried Korff: Forum statt Museum oder: Das „demokratische Omnibus-Prinzip“ der historischen Ausstellungen, S. 244-251. Siehe dazu weiter Hartmut Bookmann: Geschichte im Museum? München 1987. Zur Diskussion ausführlich Christoph Stölzl (Hg.): Deutsches Historisches Museum. Ideen – Kontroversen – Perspektiven, Frankfurt 1988. Darin enthalten ist die von der Sachverständigenkommission erarbeitete Konzeption, S. 609-636. In der Zusammensetzung der Kommission zeigt sich auch das (Macht-)Verhältnis von in der Zunft anerkannten und etablierten Historikern (Historikerinnen gehörten ihr nicht an) und Vertretern der Alltagsgeschichte, die ebenfalls nicht vertreten waren.

⁸ Geschichtswerkstatt Berlin (Hg.): Die Nation als Ausstellungstück, Hamburg 1987.

⁹ Das Thema als dem „Zeitgeist“ entsprechend war auch Inhalt eines Volkskundekongresses: Brigitte Bönisch-Brednich et al. (Hg.): Erinnern und Vergessen, Göttingen 1991.

¹⁰ Zu den Gedächtnisorten siehe Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1990 (Paris 1984), ausführlicher Kapitel 3.5; Heinrich Theodor Grüttner: Die Präsentation der Vergangenheit. Zur Darstellung von Geschichte in historischen Museen und Ausstellungen, in: Klaus Füßmann et al. (Hg.): Historische Faszination. Geschichtskultur heute, Köln 1994, S. 173-188. Diskutiert werden ferner: Die Neue Wache und das Holocaust-Denkmal in Berlin sowie die Historisierung der DDR.

3.2 Alltagskultur und Didaktik

Die volkskundliche Museumsdebatte, in deren späteren Verlauf über die Rolle der Alltagskultur diskutiert wurde, begann in der Bundesrepublik Deutschland bereits Anfang der 60er Jahre. Zunächst ging es um die Aufgaben speziell volkskundlicher Museen und die Anerkennung volkskundlicher Museumsarbeit als wissenschaftliche Forschungsarbeit.¹¹

Die eigentlich kontroverse Diskussion begann erst 1969/70 auf den Arbeitstagen der DGV in Detmold und Mainz zusammen mit den Diskussionen zu den Erkenntniszielen der Volkskunde überhaupt.¹² Als Zeichen der Neuorientierung wurde die „Kommission für Volkskunstforschung“ in Mainz durch die „Arbeitsgruppe Kulturgeschichtliche Museen“ ersetzt.¹³

Die teilweise recht polemisch geführte Diskussion war weitgehend eine Diskussion von Universitätsvolkskunde kontra Museumsvolkskunde¹⁴, in der es durchaus Versuche gab, vermittelnd zu wirken.¹⁵ Insgesamt war es (allgemein wissenschaftstypisch) eine männlich dominierte Diskussion, in der sich auch ein Generationskonflikt äußerte.

Während das Museum nach Ernst Schlee noch die Aufgabe hatte, positive Zeugen der Vergangenheit als Monumente zu sammeln, die den Besucher als Anschauungsgegenstände überzeugen und beeindrucken, und sozialgeschichtliche Dokumentation, d.h. Beschriftung und die Einbeziehung weiterer Medien, nur im Bereich der Arbeit legitim sein sollen¹⁶, ist für Konrad Köstlin zur selben Zeit das Museum ein Ort, „an dem die Gesellschaft für die Gesellschaft Informationen über gesellschaftliche Prozesse der Vergangenheit bereithält, soweit sie sich an Gegen-

¹¹ Siehe Robert Wildhaber: Aufgaben der Volkskundemuseen, in: Mk (1961/62), S. 106-111; Leopold Schmidt: Das innere Wachstum der Volkskundemuseen, in: Mk (1961/62), S. 112-116.

¹² Auf der Arbeitstagung des ständigen Ausschusses für Hochschul- und Studienfragen der DGV in Falkenstein 1971 wurden die Museen auch bei Themen wie „Volkskunde und Öffentlichkeit“ (S. 108) oder „Zur Berufsperspektive der Volkskundler“ (S. 113) nicht explizit genannt; Vgl. Wolfgang Brückner (Hg.): Falkensteiner Protokolle, Frankfurt/M. 1971.

¹³ Dabei blieb jedoch die Leitung dieselbe: Ernst Schlee, der der Kommission vorstand, übernahm zunächst auch die Leitung der Arbeitsgruppe.

¹⁴ Vergleiche S. 20ff dieser Arbeit.

¹⁵ Hans-Ulrich Roller: Volkskunde des Geschauten?, in: ZfVk 66 (1970), S. 79.

¹⁶ Ernst Schlee: Das volkskundliche Museum als Herausforderung, in: ZfVk 66 (1970), S. 60-76, Vortrag gehalten am 3. April 1970 auf der Mitgliederversammlung der DGV.

ständen realisieren“.¹⁷ Dies entspricht etwa der Formulierung der Falkensteiner Protokolle, die Volkskunde „analysiert die Vermittlung (die sie bedingenden Ursachen und die sie begleitenden Prozesse) von kulturalen Werten in *Objektivationen* und *Subjektivationen*.“¹⁸ Köstlin fordert die Museologen auf, die Wirkung ihrer Vermittlungstätigkeit zu hinterfragen und den Unterschied von historischer und musealer Realität offenzulegen, um „unehrliche Identifikationsanreize“ zu vermeiden.¹⁹

Dies entspricht der Forderung der qualitativen Sozialforschung nach offener Reflexion der eigenen Position und Wirkung. Köstlin betont die Zweckorientiertheit der Museen, die – sofern sie den Alltag in ihren Ausstellungen ausblenden, zu „Heilanstalten“ werden: „Denn das Museum, das Kraft und Freude für einen grauen Alltag spenden will, braucht notwendigerweise, um diesen Zielvorstellungen nachzukommen, diesen grauen Alltag als Gegenstück. Das Museum ist dann Institut, das Kraft spendet, Ort, an dem die Arbeitskraft wiederhergestellt werden soll. Damit ist auch die Kategorie des ‚Schönen‘ politische Kategorie“.²⁰ Etwas später formulierte Dieter Kramer „zum Nachdenken anregen, den Gesichtskreis erweitern, gesellschaftliche Prozesse durchschaubar machen und damit die Chancen rationaler, humaner Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens zu vergrößern, dürften die wichtigsten allgemeinen Bildungsaufgaben der kulturgeschichtlichen Museen sein“.²¹ Die konstatierte Krise im Museumswesen gipfelte 1971 in einem „Appell zur Soforthilfe für die Deutschen Museen“²².

Die Museumsdiskussion dieser Jahre ist von dem Versuch geprägt, die Krise im Museumswesen durch didaktische und pädagogische Konzepte für die Sammlung und Ausstellung zu beheben und das Museum innerhalb der Ansprüche einer demokratischen Gesellschaft zu etablieren. Dies wird bereits in verschiedenen

¹⁷ Konrad Köstlin: Museum und Volkskunde, in: Kieler Blätter 2 (1970), S. 35.

¹⁸ Wolfgang Brückner (Hg.): Falkensteiner Protokolle. Diskussionspapiere und Protokolle der in Falkenstein/Taunus v. 21.-26. September 1970 abgehaltenen wissenschaftlichen Arbeitstagung des ständigen Ausschusses für Hochschul- und Studienfragen der DGV unter dem Titel Volkskunde in Deutschland. Begriffe – Probleme – Tendenzen. Diskussion zur Standortbestimmung, Frankfurt 1971, S. 303.

¹⁹ Konrad Köstlin (wie Anm. 17), S. 29, 34.

²⁰ Ebd., S. 30.

²¹ Dieter Kramer: Gedanken zu einem hessischen Museums-Entwicklungsplan, in: Geburtstagsgabe für Alfred Höck, Marburg 1971, S.197.

²² Denkschrift Museen. Zur Lage der Museen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West), Boppard 1974, S. 185-194.

Beiträgen der Tagung „Volkskunde im Museum“ deutlich – besonders dem Beitrag Martin Scharfes zur Lernausstellung²³. Hans-Ulrich Roller hebt in der Einführung zu dieser Tagung nach einem Überblick zur historischen Museumsentwicklung hervor, „daß meiner Überzeugung nach der Wert eines kulturgeschichtlich-volkskundlichen Museums mit seiner didaktischen Konzeption steht und fällt“.²⁴ Roller nimmt als Museumsvertreter auch zu den bereits genannten Äußerungen Konrad Köstlins und Dieter Kramers Stellung, die er zwar nicht ablehnt, die aber für ihn „nicht das ganze Spektrum musealer Möglichkeiten“ umfassen.²⁵ Diese sieht er im Zeugniswert der Objektivationen unterer und mittlerer Sozialschichten für kulturelle Zustände und Entwicklungen innerhalb einer umfassenden Kulturgeschichte, in der Präsentation von Geschichte als Bewegung, in der Verbindung von Gestern und Heute und in der kritischen Auseinandersetzung des interessierten Durchschnittsbesuchers mit der Geschichte im Hinblick auf die Zukunftsgestaltung. Dabei kann das Museum anhand der sinnlichen Nähe und historischen Fremdheit der Objekte den Verstand und das Gefühl gleichermaßen ansprechen.²⁶ Dem Thema Museumsdidaktik wurde später noch eine eigene Tagung gewidmet.²⁷

Die Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten, wie und ob ein „demokratisches Museum“, d.h. ein Museum für eine demokratische Gesellschaft zu realisieren ist, lassen sich besonders deutlich an den Auseinandersetzungen um das Historische Museum in Frankfurt ablesen.²⁸ Der Hinweis Köstlins zum Verhältnis von Museum und „grauem Alltag“ ist zu dieser Zeit eher die Ausnahme, da die Diskussion zur Alltagskultur noch eine untergeordnete Rolle spielt.

Auch in der sozialistischen Museumsdiskussion wird nach neuen Ausstellungsformen gesucht, in denen das Exponat „gesteigerte didaktische Funktion“²⁹ durch

²³ Martin Scharfe: Zum Konzept der Lernausstellung, in: Wolfgang Brückner/Bernward Deneke: *Volkskunde im Museum*, Würzburg 1976, S. 218-236.

²⁴ Hans-Ulrich Roller (wie Anm. 2), S. 46;

²⁵ Ebd., S. 50.

²⁶ Ebd., S. 50/51.

²⁷ Ingolf Bauer/Nina Gockerell (Hg.): *Museumsdidaktik und Dokumentationspraxis*, München 1976.

²⁸ Detlef Hoffmann/Almut Junker/Peter Schirmbeck (Hg.): *geschichte als öffentliches ärgernis: oder ein museum für die demokratische gesellschaft. das historischen museum in frankfurt a.m. und der streit um seine konzeption*, Gießen 1974.

²⁹ Wolfgang Jacobeit: Zur Darstellung von Kultur- und Lebensweise der werktätigen Klassen und Schichten in den ethnographischen Museen der DDR, in: *Abhandlungen und Berichte des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden*, Bd. 35, Berlin 1976, S. 104.

seine Verwendung als Sachzeuge (Auswahl nach Dokumentationswert) erhalten soll. Folglich werden Photos, Plakate, Bücher und Statistiken als gleichwertige Exponate neben gegenständlichen Objekten anerkannt, da sie in besonderer Weise geeignet sind, Lebensweise zu veranschaulichen. Geeignete Themen sind – nach Jacobeit – Ausstellungen zur Entwicklung von Großlandschaften, zur Stellung der Frau in der proletarischen Familie, zum Freizeitverhalten, zu Arbeiter-Kulturorganisationen, zur Manipulation und zum Widerstand der Massen und zur Volkskunst als Ware und Statussymbol.

Gottfried Korff stellt 1978 die Verbindung von Alltag und Didaktik her. Er erkennt ebenfalls noch keine Präsentation des historischen Alltags innerhalb der Museen, da die Objekte nicht als Informationsträger verwendet würden, und verweist in seinem historisch angelegten Aufsatz auf frühere Versuche (Freiherr von und zu Aufseß, Otto Lauffer, Adolf Reichwein), in denen bereits die Sammlung und die Aufbereitung von Alltagsobjekten als Quellen begonnen wurden.³⁰

In mehreren Beiträgen zur Museumsdiskussion der 70er Jahre wird deutlich, daß sie an positive Beispiele innerhalb der historischen Museumsentwicklung, an die eigene institutionelle Tradition, anknüpft. Die beginnende akademische Alltagsdiskussion innerhalb der Volkskunde spielt (noch) keine Rolle. Dies gilt auch für Korffs Beiträge, obwohl er den Begriff Alltag aufgreift. Die Ansätze von Köstlin und Kramer, die die Präsentation gesellschaftlicher Prozesse innerhalb der Museen betonen, spiegeln eher den Zeitgeist und die damit verbundene neue Rolle der Museen innerhalb der demokratischen Gesellschaft wider.

³⁰ Gottfried Korff (wie Anm. 2), S. 32-48.

3.3 Alltagskultur und Sammlungsstrategien

1978, im selben Jahr, in dem der Artikel „Alltag“ von Utz Jeggle und das Buch „Kultur und Alltagswelt“ von Ina-Maria Greverus erschienen, fand die 4. Tagung der Arbeitsgruppe Kulturgeschichtliche Museen mit der Themenstellung „Die Alltagskultur der letzten 100 Jahre – Überlegungen zur Sammelkonzeption kulturgeschichtlicher und volkskundlicher Museen“ statt. Der Schwerpunkt lag auf der Debatte zu mehreren geplanten Neukonzeptionen von Museumsprojekten. Theoretische Überlegungen zum Begriff und Inhalt von „Alltags-Kultur“ standen im Hintergrund.

Dennoch versuchte Wolf Dieter Könenkamp in seiner Einführung zum Tagungsthema, die Kultur zu charakterisieren, die in kulturhistorischen Museen präsentiert und gesammelt werden sollte. Dabei griff er auf sozialanthropologische Kultur-Definitionen zurück. Durch seine Begriffsverwendung von Kultur bzw. Kulturgeschichte ging er von einer weitgehenden Übereinstimmung dieser Begriffe mit dem Tagungsthema Alltagskultur aus. Er zitierte die Definition von Sozialgeschichte Hans-Ulrich Wehlers (der, wie gezeigt wurde, gerade kein Vertreter der Alltagsgeschichte ist), ersetzte den Begriff Sozialgeschichte mit Museum und sah das Museum in der Lage, „Geschichte als ‚gemacht‘ darzustellen und die Menschen in ihrer Lebensweise“.³¹ Könenkamp berief sich dabei, ebenso wie Harald Dehne in seinen Artikeln zum Alltag, auf die von Dietrich Mühlberg entwickelten Kategorien: Kultur wird bestimmt durch die gesellschaftliche Produktion (Produktionstechnik, Wissenschaft, Art und Weise der Befriedigung materieller Bedürfnisse), die gesellschaftlichen Beziehungen (Geschlechts-, Familien-, Gruppenbeziehungen) und die Reflexion des Menschen. Kultur bezeichnet damit die verschiedenen Seiten der „bewußten Lebenstätigkeit“, in deren Zentrum die Produktion materieller Güter steht, die Ursache und Voraussetzung aller weiteren gesellschaftlichen Beziehungen ist.

Legt man diese Kulturvorstellung zugrunde, die auf eine umfassende Kulturgeschichtsdarstellung zielt, so „ist für die Museen ein Rahmen vorgegeben, der mit Objekten allein auch nicht entfernt ausfüllbar ist“.³² Um die oben genannten Bedingungen kulturhistorischer Aufgabenstellung zu erfüllen, schlug Könenkamp eine „exemplarische Totalität der historischen Dokumentation“³³ vor und betont die

³¹ Wolf Dieter Könenkamp: Einführungsreferat zum Tagungsthema, in Burkhard R. Lauterbach/Thomas Roth (Hg.): Die Alltagskultur der letzten 100 Jahre, Berlin 1980, S. 11.

³² Ebd., S. 15.

³³ Carl Haase, zitiert nach ebd., S. 17.

Möglichkeit des zeitgleichen Sammelns (20. Jh.), also die Sammlung von Gegenständen, bevor sie ‚gerettet‘ werden müssen. Dieses Konzept, welchem die Geschichtlichkeit der Gegenwart (Jeggle/Annales) zugrunde liegt, erfordert eine Umkehrung der bisherigen Vorgehensweise in der Hinsicht, daß sich das Sammlungskonzept nun nach einem *vorher* entwickelten Ausstellungskonzept richten muß.

Auf derselben Tagung legte Hans-Ulrich Roller erste konzeptionelle Überlegungen für das geplante Volkskundemuseum in Waldenbuch dar.³⁴ Er näherte sich dem Alltag assoziativ thematisch, da er sich als Museologe gezwungen sah, den Alltagsbegriff thematisch enger zu verwenden, als synonym mit dem Untersuchungsgegenstand der Volkskunde überhaupt. Der Alltag wird – nach Roller – durch die Arbeit an der Arbeitsstätte und im Hause bestimmt, durch *Wohnen*, Essen, Kleiden, Schlafen und Freizeitgestaltung. Innerhalb dieser engeren Auffassung von Alltag bleiben außeralltägliche Ereignisse wie Feste oder beispielsweise die Urlaubsreise ausgeschlossen.³⁵

Im Einführungsreferat Könenkamps lassen sich erste Orientierungen an der in und außerhalb der Volkskunde stattfindenden (Alltags-)Kulturdiskussion ablesen, in deren Folge Könenkamp für eine weitgefaßte individuell bestimmte Kulturgeschichte plädiert. Während er die Fülle des Materials zur Dokumentation der Gegenwartskultur betont, sieht Roller besonders die Sammlungslücken im Bereich der funktionalen und sozialen Objektzusammenhänge.

Im gleichen Jahr, 1978, wurden die „Hauptaufgaben der Museen der DDR bis 1980“ formuliert:

„Die ethnographischen Museen stellen vor allem die Kultur- und Lebensweise der werktätigen Klassen und Schichten dar. Eine zentrale Aufgabe ist die Erforschung und Darstellung der Kultur- und Lebensweise des Industrieproletariats in der Vergangenheit sowie der Arbeiterklasse und der Klasse der Genossenschaftsbauern in der Gegenwart [...]. Die volkskundlichen Museen haben entsprechend ihrer Aufgabenstellung Kenntnisse über das volkskünstlerische Gegenwartsschaffen der DDR zu vermitteln und zielgerichtet dazu zu sammeln“.³⁶

³⁴ Siehe dazu die Kapitel 5.1 und besonders 5.1.4.

³⁵ Hans-Ulrich Roller: Überlegungen zur geplanten Darstellung von Alltagskultur im Volkskundemuseum Waldenbuch, in: Die Alltagskultur der letzten 100 Jahre (wie Anm. 31), S. 62.

³⁶ Die Hauptaufgaben der Museen in der DDR bis 1980, in: Neue Museumskunde Jg. 21, 1(1978), S. 7.

Inwieweit diese Aufgaben erfüllt wurden, läßt sich an später publizierten Artikeln ablesen: Rose Herzberg stellt in ihrem Überblick „zum Stand der Darstellung von Kultur und Lebensweise des werktätigen Volkes in ethnographischen Ausstellungen“ fest, daß sie nur in vereinzelt Sonderausstellungen realisiert wurde.³⁷ Ebenso kommt Jürgen Kuczynski in einem essayistischen Aufsatz 1983 zu folgendem Ergebnis:

„Alle Museen, ganz gleich welcher Gesellschaftsordnung, sind geprägt durch die Interessen der herrschenden Klassen [...]. Auch die Arbeiterklasse, die erste unterdrückte Klasse, die eine eigene Kultur entwickelte, hatte stets Achtung und oft Bewunderung für die Kulturleistungen der herrschenden Klassen der Vergangenheit, für ihre Dichter und Maler und Bildhauer [...]. Das heißt, der Alltag spielte und spielt in den Museen nur eine recht bescheidene Rolle.“³⁸

Und er fordert „wenigstens für die jüngste Vergangenheit und für alle Zukunft Anschauungsgegenstände aus dem Alltag unserer Werktätigen zu sammeln“.³⁹ Danach scheint es, daß die theoretischen Überlegungen zunächst nur in Einzelfällen in die Praxis umgesetzt wurden.⁴⁰

Doch zurück zur Museumsdiskussion in der Bundesrepublik Deutschland zu Beginn der 80er Jahre. Noch immer stehen die Fragen nach den Sammlungskonzepten und dem „Wie“ der Darstellung im Vordergrund, unabhängig davon, wie Alltag definiert ist⁴¹, ob von einem Fehlen von Sammlungstücken zur historischen Alltagskultur⁴² ausgegangen wird oder von deren Vorhandensein⁴³. Willi Stuben

³⁷ Rose Herzberg: Zum Stand der Darstellung von Kultur und Lebensweise des werktätigen Volkes in ethnographischen Ausstellungen, in: NMk Jg. 25, Heft 1 (1982), S. 27/28.

³⁸ Jürgen Kuczynski: Der Alltag des Deutschen Volkes, Bd. 6, Berlin 1984, S. 131 (= NMk 1 (1983).

³⁹ Ebd., S. 134.

⁴⁰ 1974: Ausstellung „Arbeiterkinder gestern und heute“, anlässlich des 25-jährigen Bestehens der DDR, Chemnitz; Wolfgang Jacobeit: Zur Darstellung von Kultur und Lebensweise der werktätigen Klassen und Schichten in den ethnographischen Museen der DDR (wie Anm. 29); Ders.: Zur musealen Darstellung der Wohnweise des Großstadt-Proletariats, in: Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung 5, Berlin 1979.

⁴¹ Dies stellt Silke Götsch auch noch 1991 auf einer Tagung des Museumsverbandes Baden-Württemberg fest: Alltagskultur und Museum, in: Museumsblatt 5 (Mitteilungen aus dem Museumswesen Baden-Württembergs), August 1991, S.11.

⁴² Willi Stubenvoll: Alltagskultur im Museum? – Ein Beispiel, in: Konrad Köstlin/Hermann Bausinger (Hg.): Heimat und Identität, Neumünster 1980, S. 135.

voll und Konrad Köstlin stellen fest, daß Alltagskultur nicht über die reine Objekt-ebene zu erfassen ist, sondern nur über erkennbare Inszenierungen oder andere Möglichkeiten der Visualisierung.⁴⁴ Diese sollen, wie Köstlin bereits zehn Jahre zuvor forderte, die Zielsetzungen des Museums, besonders auch die Absichten gegenüber den Besuchern, deutlich werden lassen. Mit dem Sammeln von historischen Fakten würde auch deren Selektion und Interpretation deutlich werden.

1980 fand in Regensburg der Volkskunde-Kongreß „Umgang mit Sachen“ statt, der der Erkenntnis „der Verankerung der Dinge in der jeweiligen Lebenswelt, nach ihrem Gebrauch, ihrer Nutzung, ihrer Aneignung und Bedeutung“⁴⁵ Rechnung tragen sollte. Die Museen als die Institutionen, in denen Sachkultur nach außen repräsentiert wird, wurden auf der Tagung so gut wie nicht erwähnt.

Hier zeigt sich deutlich die Trennung der beiden Bereiche Museum und Wissenschaft sowie die Unterschiedlichkeit ihrer Anliegen und Bedürfnisse: auf der einen Seite Sammlung und Darbietungspraxis, auf der anderen Seite Kulturgeschichte des Dinggebrauchs.

Auf die Notwendigkeit, die Bereiche zu verbinden, wies Helmut Ottenjann hin: Er sieht die Museen allein überfordert. Ihnen steht die Menge der aus dem 18. bis 20. Jahrhundert überlieferten Sachkultur und das reichhaltige Angebot an Alltagskultur-Objekten zur Verfügung, die erforscht und dokumentiert werden sollen. Voraussetzung für die Erforschung ist die umfassende Inventarisierung und Dokumentierung der vielfältigen Quellen, der öffentlichen und privaten Archivalien sowie der Objekte und deren überregionale Beziehung. Für die Aufgabe, das Kulturgut in seiner Totalität zu erfassen, seien die Museen allein jedoch in finanzieller, konservatorischer „und vor allem wissenschaftstheoretischer, also insgesamt in strategie-konzeptioneller Hinsicht“ kaum in der Lage.⁴⁶ Dies könnte als Aufforderung an die Universitäten interpretiert werden. Während Ottenjann von einer

⁴³ Konrad Köstlin: Das Museum zwischen Wissenschaft und Anschaulichkeit, in: Martin Scharfe (Hg.): Museen in der Provinz, Tübingen 1982, S. 53.

⁴⁴ Ebd.: S. 53, Stubenvoll (wie Anm. 42), S. 136; ebenso später: Ingeborg Weber-Kellermann: Kleinbürgeralltag als Ausstellungsgegenstand – ein Versuch, in: RWZV 28 (1983), S.37; Gottfried Korff: Aporien der Alltagspräsentation in volkskundlich-ethnographischen Museen, in: Staatliche Museen zu Berlin (Hg.): Wissenschaftliches Kolloquium: Alltagsgeschichte in ethnographischen Museen, Berlin 1991, S. 89.

⁴⁵ Hermann Bausinger: Eröffnung des Kongresses, in: Konrad Köstlin/Hermann Bausinger: Umgang mit Sachen, Regensburg 1983, S. 9; siehe zu der Terminologie auch Kapitel 2.1

⁴⁶ Helmut Ottenjann: Alltagskultur-Dokumentation durch das Volkskunde-Museum, in: ZfV 85 (1989), S. 5.

Materialflut (im vorwiegend ländlichen Bereich) spricht, die zu bewältigen sei, ist zu einigen Bereichen der Alltagskultur nur wenig oder gar kein Material vorhanden, beispielsweise zu den Themen Armut⁴⁷ und Arbeiteralltag⁴⁸.

Aufgrund der Erkenntnis, daß für bestimmte Themen keine Objekte (mehr) überliefert sind, und aufgrund des heute immer schneller werdenden Ge- und Verbrauchs von Objektivationen hat Wolf Dieter Könenkamp bereits 1978 die Sammlung von Gegenwartskultur gefordert. Dies ist auch konsequent im Hinblick auf die Alltagsforschung, die die Geschichtlichkeit der Gegenwart zum Ausgangspunkt hat. Die Bedeutung der Gegenwartsvolkskunde würde sich damit auch in den kulturhistorischen Museen wiederfinden. Als Vorreiter auf diesem Gebiet gilt das schwedische SAMDOK-Programm, welches hier kurz vorgestellt werden soll.

Exkurs: Das schwedische SAMDOK-Programm

Am „Nordiska museet“, Stockholm, wurde ab 1979 mit der „samtidsdokumentation vid kulturhistoriska museer“ – einer umfassenden Gegenwartsdokumentation an kulturhistorischen Museen – abgekürzt SAMDOK, begonnen.

Das Ziel einer aktiven Gegenwartsdokumentation soll durch zentrale Koordination der Dokumentations- und Sammeltätigkeit der 80 beteiligten Museen und eine Aufteilung der Sammlungsgebiete erreicht werden. Das SAMDOK-Sekretariat, bestehend aus Vertretern der verschiedenen Museumstypen, erarbeitete die Richtlinien und Dokumentationsmethoden. Als Aufgabe für die ersten zehn Jahre einigte man sich auf die Dokumentation der gesamten schwedischen Arbeitswelt. Eine Klassifikation aller schwedischen Wirtschaftszweige wurde nach einer von den Vereinten Nationen herausgegebenen „International Standard Industrial Classification of all Economic Activities“ durch die Bereiche Wohnen und Arbeit zu Haus ergänzt. Eine Zuordnung der einzelnen Museen erfolgte entsprechend ihren Möglichkeiten in insgesamt elf Bereichen. Für die Arbeit gelten folgende Prioritäten:

- das Zeitgenössische vor dem Historischen
- das Alltägliche vor dem Merkwürdigen

⁴⁷ Hans-Ulrich Roller: Aspekte des Leitthemas, in: Wolfgang Brückner/Bernward Deneke (wie Anm. 2), S. 40 f.

⁴⁸ Rosmarie Beier: Probleme der Dokumentation und Darstellbarkeit von Arbeiteralltag und -bewegung am Beispiel der Berlin-Ausstellung 1987. Überlegungen und Werkstattbericht, in: Olaf Bockhorn/Helmut Eberhart/Wolfdieter Zupfer (Hg.): Auf der Suche nach der verlorenen Kultur. Arbeiterkultur zwischen Museum und Realität, Wien 1989, S. 23/24.

- das Repräsentative vor dem Einzigartigen
- das Lebenskräftige vor dem Aussterbenden.⁴⁹

Die Dokumentation hat eine große Menge an Material mit sich gebracht: Fotos, Interviews, Ergebnisse teilnehmender Beobachtung, kontextorientierte Objektstudien und teilweise auch Objekte; Materialien, mit denen der gegenwärtige Alltag in seinen immateriellen wie materiellen Äußerungen in seiner Komplexität dokumentiert wird. Eines der Hauptprobleme stellt noch immer die Sammlung von Gegenstandsobjekten und deren Integration in die Forschungsprojekte dar.⁵⁰ Da Objekte innerhalb der von Museen durchgeführten SAMDOK-Dokumentation nur einen geringen Stellenwert haben, stellt sich die Frage, wie die Museen das Material nutzen. Abgesehen davon, daß die *Dokumentation* (der Gegenwartskultur) zum Aufgabenkanon des Museums an sich gehört, werden mit dem Material auch Ausstellungen gemacht:

„They are usually built upon objects and photographs as well as texts, for example quotations from persons who have been interviewed. There is often a focus on both structural and individual aspects; one or several life-stories are mixed with a more comprehensive outlook. It is not unusual with some kind of reconstruction of a part of the physical surroundings, like a persons workplace or a room in somebody,s home, etc. Sometimes these reconstructions consists of objects collected from the field of study, sometimes they are made of different kinds of copies or substitutes.”⁵¹

Für die Auswertung und Interpretation der Materialfülle fehlte oft Zeit und Geld. Da das SAMDOK-Projekt zwar die Kooperation der Museen untereinander gefördert, nicht jedoch den Kontakt zu anderen Forschungsinstituten respektive den Universitäten gesucht hat, konnten diese Aufgaben – ähnlich wie in Deutschland – bisher nicht in Zusammenarbeit gelöst werden. Dies soll sich in Zukunft ändern.⁵²

⁴⁹ SAMDOK-Bulletin 30 (Mai 1985), S. 2-4; siehe auch Britt Bogren Ekfeldt: Samtidsdokumentation: SAMDOK – Gegenwartsdokumentation in Schweden, in: *Museumsmagazin* 5, S. 68-74.

⁵⁰ Eva Silvén-Garnert: A network of Swedish museums, in: SAMDOK-Bulletin 3 (September 1995), S. 4/5.

⁵¹ Korrespondenz mit Frau Eva Silvén-Garnert vom SAMDOK-Sekretariat, 12. 2. 1996.

⁵² Zur Gegenwartsdokumentation in Deutschland siehe Klaus Weschenfelder: Museale Gegenwartsdokumentation – vorauseilende Archivierung, in: Wolfgang Zacharias (Hg.): *Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung*, Essen 1990, S. 180-188.

3.4 Alltagskultur und Inszenierung

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß bestimmte der Alltagsgeschichte und -kultur zugewiesene Themen: Mythen, Rituale, Sitten und Gebräuche, Emotionen und Affekte, Normen und Sanktionen nicht unbedingt für eine Darstellung anhand von Objekten geeignet sind. Auch innerhalb der Museumsdiskussion wurde mehrfach betont, daß Alltagskultur im Sinne einer umfassenden Kulturgeschichte mit Objekten allein nicht darzustellen ist. Daraus resultierte zunächst die Forderung nach mehr Didaktik, später nach neuen Möglichkeiten der Visualisierung, zu denen besonders die Inszenierung gehört. Der Begriff, der aus der Theaterwelt stammt, meint die Zusammenstellung oder Rekonstruktion eines Ensembles, welches historische Zusammenhänge interpretierend darstellen kann. Inszenierungen bieten einige Möglichkeiten im Hinblick auf objektarme Ausstellungsthemen, einen emotionalen, unterhaltenden Zugang (Theater!) und Anschaulichkeit.⁵³ In der Folge von Inszenierungen stellen sich Fragen nach Authentizität, Ästhetik, Interpretationen, aber auch Fehlinterpretationen.

Gottfried Korff sieht das Leistungsvermögen von Inszenierungen auch für die Alltagsforschung gegeben. Nach der Sammlung und Aufarbeitung großer Materialmengen durch die nicht professionelle Geschichtsforschung könnte dieses Material nun – nach Korff – in einer Art populärwissenschaftlichen Ausstellung verwendet werden, in der anhand von inszenierten „Merkwelten“ auf ästhetischer und sinnlicher Basis zu historischer Neugier und Problembewußtsein animiert werden soll. „Für historische Lektionen ist das Museum der falsche Platz“⁵⁴. Diese radikale These, die das Gegenteil vom Konzept der Lernausstellung darstellt, ist jedoch an bestimmte Voraussetzungen gebunden: Die Musealisierung darf keiner „ahistorischen Banalisierung“ Vorschub leisten und sollte neben der Dechiffrierung und Erkundung der kleinen Lebenswelten auch eine Dokumentation der großen Linien und Fragen beinhalten.⁵⁵

Inszenierungen sind heute von wissenschaftlicher Seite zunehmend umstritten; sie werden für die Ästhetisierung der Alltagskultur und für „Effekthascherei“, hinter

⁵³ Hans-Joachim Klein/Barbara Wüsthoff-Schäfer: Inszenierungen an Museen und ihre Wirkung auf Besucher, Berlin 1990, S. 7ff.

⁵⁴ Gottfried Korff: Die Popularisierung des Musealen und die Musealisierung des Popularen, in: Gottfried Fliedl (Hg.): Das Museum als soziales Gedächtnis, Klagenfurt 1988, S.18.

⁵⁵ Ebd., S. 13/19. Auch Hans-Ulrich Roller hatte auf die Ästhetik und Sinnlichkeit im Museum hingewiesen, er sah diese jedoch in den Objekten selbst gegeben (siehe S. 79 dieser Arbeit).

der die historische Erkenntnis zurücktritt, verantwortlich gemacht.⁵⁶ In den Museen sind Inszenierungen jedoch besonders bei Sonderausstellungen sehr beliebt. Die Gründe liegen, darin, daß die Alltagsforschung unter anderem die Erforschung von Bereichen vorsieht, die sich nicht primär an Objekten manifestiert haben. Hinzu kommt auch, daß Inszenierungen dem Unterhaltungsbedürfnis der Besucher entgegenkommen und sie dem Museum als einem (trotz seiner Bildungsfunktion) visuellen Medium entsprechen. Martin Schärer sieht in Inszenierungen die Möglichkeit, das Museum zu einem Erzählort zu machen.⁵⁷ Die in der Alltagsgeschichte angelegte narrative Struktur läßt sich mit Inszenierungen auf das Museum übertragen.

Im November 1989 fand in (Ost)Berlin anlässlich des 100-jährigen Bestehens des Museums für Volkskunde ein wissenschaftliches Kolloquium zur „Alltagsgeschichte in ethnographischen Museen“⁵⁸ statt, der Museumsverband Baden-Württemberg tagte im April 1991 zum Thema „Präsentation von Alltagskultur im Museum“.⁵⁹

Auf der Berliner Veranstaltung wurde noch einmal deutlich, daß unter den Museumswissenschaftlern – neben deutschen vorwiegend Vertreter aus osteuropäischen Ländern – ein Konsens über die eminente Bedeutung der Alltagskultur für die kulturhistorisch-volkskundlichen Museen besteht. Allerdings ergaben sich erhebliche Probleme in der Umsetzung dieses Anspruchs. Besonders für die Darstellung der Bereiche Arbeit und Arbeitsweise schienen die methodischen Möglichkeiten unzureichend zu sein.⁶⁰ Damit wurde eine Reihe von Problemen bei der musealen Umsetzung von Alltagskultur genannt, die hier noch einmal zusammengefaßt werden sollen:

⁵⁶ Silke Götsch: Universität und Museum – mögliche Begegnungen? in: Susanne Abel (Hg.): Rekonstruktion von Wirklichkeit im Museum, Hildesheim 1992, S. 48/49; Konrad Köstlin: Flohmarkt, in: Hermann Bausinger et al.: Wörter, Sachen, Sinne, Tübingen 1992, S.62.

⁵⁷ Martin Schärer: Sammeln – Bearbeiten – Ausstellen. Vom musealen Umgang mit Objekten der Volkskultur, in: Paul Hugger (Hg.): Handbuch der schweizerischen Volkskultur, Bd. 1, Zürich 1992, S. 50/51.

⁵⁸ Staatliche Museen zu Berlin: Museum für Volkskunde 1889-1989. Wissenschaftliches Kolloquium. Alltagsgeschichte in ethnographischen Museen. Möglichkeiten der Sammlung und Darstellung im internationalen Vergleich, Berlin 1991.

⁵⁹ Publikation der Referate in: Museumsblatt5 (wie Anm. 41), S. 3-15.

⁶⁰ Erika Karasek: 100 Jahre Museum für Volkskunde – Alltagsgeschichte im Wandel (wie Anm. 58), S. 13 (Fußnote 33).

Im Hinblick auf die Sammlung sind das die Aufarbeitung großer historischer Materialmengen in Kombination von Objekten und seriellen Quellen, wie sie für eine „dichte Beschreibung“ notwendig sind, sowie die Sammlung von Gegenwarts-kultur. Im Hinblick auf die Präsentation ergeben sich methodische Probleme bei der Umsetzung von Themen, die sich nicht primär an Objekten festmachen lassen, beispielsweise Armut und Mangel (für eine „Geschichte von unten“), Mythen, Rituale, Emotionen (für eine Mentalitätsgeschichte) und soziale Handlungen wie Arbeiten und Wohnen (für die Darstellung von Alltagshandeln).

Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Musealisierung von Alltagskultur (und auch die massenhafte Musealisierung an sich) in Frage gestellt wird.

3.5 Alltagskultur passé?

Im Verlauf der 80er Jahre haben die kritischen Stimmen zum „Zeitphänomen Musealisierung“⁶¹ erheblich zugenommen. Die Kritik kommt aus mehreren Richtungen: Dazu gehören die kritischen Reflexionen über die Gründe und Formen der Erinnerung als einer zukunfts pessimistischen Form, Geschichte festzuhalten; Ein Beispiel ist Pierre Noras Essay zu den Gedächtnisorten „Augenblicke in der Bewegung der Geschichte, die der Bewegung der Geschichte entrissen wurden, aber ihr zurückgegeben werden. Nicht mehr ganz das Leben und noch nicht ganz der Tod [...]“⁶² Er stellt eine Archivierungswut fest, alles, was einmal erinnerungswürdig sein könnte, zu bewahren. „Je weniger außergewöhnlich das Zeugnis ist, umso mehr scheint es würdig, Beispiel einer Durchschnittsmentalität zu sein“.⁶³ Je mehr sich die Gegenwart von der Vergangenheit unterscheidet, desto mehr versucht man in mikrohistorischen Studien, die Vergangenheit zu rekonstruieren. Hermann Lübke kritisiert das Museum als „eine Rettungsanstalt kultureller Reste aus Zerstörungsprozessen, denen irreversibel ausgesetzt ist, was als im aktuellen Reproduktionsprozeß funktionslos durch die kulturelle Evolution ausseligiert [sic!] worden ist“⁶⁴. Ähnlich negativ interpretiert auch Henri-Pierre Jeudy, die „Museomanie“ der Gegenwart. Jeudy wirft besonders der Ethnologie vor, kollektive Erinnerung unmöglich zu machen, da sie Nostalgie und unreflektierte Erinnerung fördere.⁶⁵

Martin Scharfe greift die Kompensationsdebatte (die auf den Philosophen Joachim Ritter zurückgeht) auf und fordert dazu auf, die Rolle der Museen als kompensative Anstalten zu hinterfragen. Die Bemühungen, Alltagskultur zu sammeln und auszustellen, hätten sich verselbständigt. „Inzwischen, nachdem die Rekonstruktion des Banalen in ihrer modischen Massenhaftigkeit selbst banal geworden ist, wäre zu fragen, was sie signalisieren, wofür sie stehen, was sie bedeuten.“ Er plädiert dafür, daß sich das volkskundliche Museum vom Alltag emanzipieren sollte, es „müßte abstehen von der als *selbstverständlich* angesehenen

⁶¹ So der Titel des Sammelbandes von Wolfgang Zacharias (Hg.): Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung, Essen 1990.

⁶² Pierre Nora (wie Anm. 10), S. 17/18.

⁶³ Ebd., S. 20. Nora bewertet die Archivierung von Zeugnissen der Durchschnittsmentalität, d.h. von Alltagszeugnissen negativ. Dahinter steht ein elitäres Bewußtsein, dem die Alltagsgeschichte zu Recht entgentreten will.

⁶⁴ Hermann Lübke: Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen, London 1982, S.14.

⁶⁵ Henri Pierre Jeudy: Die Welt als Museum, Berlin 1987, S. 12ff.

Sammlung und Darbietung des Alltags. Auch wäre es zu überlegen, ob nicht unsere gefälligen Präsentationen des *Alltagszusammenhangs*, unserer *Ensembles* und *Inszenierungen* die glatte Eingängigkeit des Trivialen befördern.“⁶⁶ Zu ganz ähnlichen Ergebnissen gelangt die Kritik, die an den sichtbaren Ergebnissen musealisierter Alltagskultur ansetzt.

Die „Total Musealisierung“⁶⁷ der letzten 15 Jahre hat in den großen Museen zu experimentellen Ausstellungen und einer Erweiterung des Kulturverständnisses geführt, auf lokaler Ebene jedoch zu einer „Auratisierung der Trivial-, der Alltagskultur“ – so der Vorwurf Gottfried Korffs. Darüberhinaus kritisiert er: „In die Musealisierung der Heimat-, der Volks- und Alltagskultur war von Anfang an und ist verstärkt in letzter Zeit eine Tendenz zur Folklorisierung eingeschrieben“.⁶⁸ Oder allgemeiner:

„Fragwürdig erscheint heute der Einsatz für Museen der Alltags-, Volks- und Populärkultur. Was vor Jahren richtig war, ist heute möglicherweise eine falsche Strategie, weil sie die Aufforderung zur tendenziellen Entwertung nicht nur der Alltagskultur, sondern auch der Museumsarbeit darstellt. War vor Jahren ohne Zweifel das Plädoyer für die museale Aufbereitung der Alltagskultur noch angebracht, um das ‚Recht der kleinen Leute‘ in Geschichte und Gegenwart einzufordern, so verliert sich heute das gleiche Plädoyer in einer banalen Reliktbegier, die Wurststopfapparate und Konservendosen zu Ikonen eines Mentalhistorismus hochstilisiert. Nicht nur die Hinwendung zu den Kleinwelten erscheint erforderlich, sondern – vermehrt – die Erinnerung an die großen Strukturen, Fragen und Linien.“⁶⁹

Gottfried Korff geht an späterer Stelle von einem unauflösbaren Widerspruch zwischen Alltagsrealität und musealer Alltagsdarstellung aus. Er legt dar, daß die Objekte des Alltags im Museum ihre Alltäglichkeit verlieren und zu Semiphoren werden. Besonders problematisch ist die Darstellung des Alltags der unteren

⁶⁶ Martin Scharfe: Aufhellung und Eintrübung. Zu einem Paradigmen- und Funktionswandel im Museum 1970-1990, in: Susanne Abel (wie Anm. 56), S. 60.

⁶⁷ Gottfried Korff: Aporien der Musealisierung. Notizen zu einem Trend, der die Institution, nach der er benannt ist, hinter sich gelassen hat, in: Wolfgang Zacharias (wie Anm. 61), S.59; ganz ähnlich Gottfried Korff: Musealisierung total? Notizen zu einem Trend, der die Institution, nach der er benannt ist, hinter sich gelassen hat, in: Klaus Fußmann et al.: Historische Faszination. Geschichtskultur heute, Köln 1994, S. 129-144.

⁶⁸ Ebd., S. 62.

⁶⁹ Ebd., S. 68.

Sozialschichten, da sie größtenteils besitzlos waren, d.h. sie haben keine Objekte überliefert, mit denen man ihren Alltag darstellen könnte. Dieser Mangel ließe sich teilweise mit Inszenierungen ausgleichen, nicht darstellbar bleiben jedoch nicht-materieller Kulturbesitz wie Symbole, Rituale, Visionen, Träume und Utopien.⁷⁰ Unter dem Stichwort „Alltagskultur passé?“ kann auch auf die Debatte um die Weiterexistenz des „Musée national des arts et traditions populaires“ (ATP) verwiesen werden. Das ATP, 1937 von Georges-Henri Rivière konzipiert und geleitet, wurde aufgrund geringer Besucherzahlen 1991 einer Wirtschaftlichkeitsprüfung unterzogen, in deren Folge deutliche Mängel des Museumskonzeptes zutage traten, so daß es notwendig schien, die Zukunft dieses Museums sowie der volkskundlichen Museen in Frankreich prinzipiell zu diskutieren.

Das Konzept Rivières, welches von seinem Nachfolger Jean Cuisenier im wesentlichen beibehalten wurde, sah eine Präsentation der „vie traditionnelle française“, des vorindustriellen Lebens, vor, ergänzt durch die „galerie scientifique“, in der typologische Objektreihen für Forschungszwecke ausgestellt sind. Jean Guibal, der Leiter des ethnographischen Musée Dauphinois, Grenoble, der beauftragt wurde, ein neues Konzept für das Museum zu erarbeiten, schlug folgende Veränderungen vor: Eine kleinere Dauerausstellung und ein größerer Stellenwert der Sonderausstellungen, die Erweiterung des bisher ländlich orientierten Themenkataloges im Hinblick auf Stadt- und Industriekultur, das kritische Hinterfragen von Identitäten, allgemein die Präsentation kultureller Breite und eine Zusammenarbeit mit Museen auf regionaler und europäischer Ebene. In der begleitenden Debatte in führenden französischen Zeitschriften schlug Cuisenier eine Trennung des auf die Vergangenheit bezogenen „Musée des arts et traditions populaires“ vom auf die Gegenwart bezogenen Museum der Alltagskultur, „Musée des arts de la pratique sociale ordinaire“, vor. Der Konservator des Musée Dauphinois plädiert dagegen für ein „Musée de l’homme et de la société“, in dem Objekte eine gesteigerte Bedeutung als Dokumente innerhalb eines komplexen gesellschaftlichen Zusammenhangs besitzen.⁷¹ Die Diskussion um das ATP ist im Kontext der französischen Ethnologie

⁷⁰ Gottfried Korff: Aporien der Alltagspräsentation in volkskundlich-ethnographischen Museen, in: Staatliche Museen zu Berlin (wie Anm. 58), S. 87ff. Allerdings hat er selbst in der Ausstellung „13 Dinge“ (Waldenbuch: 3. Oktober 1992 - 28. Februar 1993) versucht, zu symbolischen Dingen einen musealen Zugang zu finden und diese durch inszenierte und konstruierte Zusammenhänge in ihrer „sinnlichen Präsenz“, ihren „Gebrauchskontexten“ und der „Multidimensionalität“ von Bedeutungen – unterstützt durch entsprechende Ausstellungsarchitektur – zu zeigen (Museum für Volkskultur (Hg.): 13 Dinge. Form Funktion Bedeutung, Stuttgart 1992, S. 8ff)

und Geschichte zu sehen, nicht im Zusammenhang mit der Alltagsforschung im deutschsprachigen Raum.⁷² Sie erscheint mir jedoch als Diskussionsbeitrag zur Frage für oder wider Alltagskultur wichtig.

Vergleicht man die Kritik an der Musealisierung von Alltagskultur mit der Kritik an der historischen und volkskundlichen Alltagsforschung, ergeben sich einige Übereinstimmungen. Die Gefahr der Folklorisierung, die Gottfried Korff im Museum sieht, betonte Hermann Bausinger auch für die Alltagsforschung. Die Einbindung kleiner Lebenswelten in große Strukturen und die Notwendigkeit, den Alltag nicht nur darzustellen, sondern in seinen Bedeutungen zu erfassen, gehören zu den Ansprüchen historischer wie volkskundlicher Alltagsforschung. Die Erweiterung des thematischen Spektrums in Richtung auf Industrialisierung und städtische Kultur ist in der Alltagsforschung ebenfalls angelegt.

Da die Kritik Korffs zumindest teilweise berechtigt ist, stellt sich die Frage, warum die an der Alltagsgeschichte schon vor fast zehn Jahren geübte Kritik ähnliche Fehler in den Museen nicht verhindern konnte. Die Antwort liegt nahe: Die wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen zur Alltagsgeschichte und -kultur wurden in den Museen kaum rezipiert.

Ein Grund liegt meines Erachtens darin, daß die Universitätsvolkskunde, die als Vermittler dienen sollte, die wissenschaftstheoretischen Alltagskonzepte zunächst nicht kritisch hinterfragt hat. Auf das Museum bezogen erfolgte dies erst mit den Artikeln von Silke Göttisch und Carola Lipp. Möglicherweise wurden die Alltagsforschungen gerade in der Volkskunde weniger kritisiert, weil damit ein Hinterfragen des fachlichen Selbstverständnisses verbunden gewesen wäre.

Die Plädoyers für eine Abkehr vom Alltag im Museum stammen vorwiegend von Nicht-Museologen. Die Arbeitsgruppe „Kulturhistorisches Museum“ in der DGV nahm 1992 diese Herausforderung an und veranstaltete eine Tagung zum Thema „Alltagskultur passé?“. Ein weiterer Dialog zwischen Universität und Museum fand in der Auseinandersetzung zwischen Carola Lipp und Helmut Ottenjann bzw. Uwe Meiners statt, den die volkskundliche Kommission für Niedersachsen förderte.

⁷¹ Siehe dazu die Beiträge von Michaela Brandstetter-Köran: Das Pariser Musée des Arts et Traditions populaires (ATP) in der Krise und Wassilia von Hinten: Vom Volkskunstmuseum zum Museum der Gesellschafts- und Alltagskultur, in: BBV 1(1992), S.1/2 und 3-17; Wassilia und Wolfgang von Hinten: Fortsetzung der Diskussion um die „Musées des Arts et Traditions Populaires“ in Frankreich, in: BBV 4(1992), S. 197-208

⁷² Siehe dazu: Was ist ein „Musée des Arts et Tradition Populaires“?, Isac Chiva im Gespräch mit Claude Lévi-Strauss, in: BBV 4 (1992), S. 209-221.

In der Diskussion ergaben sich einige Mißverständnisse, die bestätigen, daß das Verbindungsglied zwischen Alltagstheorien und Museen fehlt. Dazu ein Beispiel: Helmut Ottenjann und Uwe Meiners bemängeln beide die von Carola Lipp dargelegte „Subjektzentrierung“ innerhalb der Alltagskonzepte als Pendant zur objektzentrierten Sachkulturforschung.⁷³ Der Begriff Subjektzentrierung meint jedoch, wie in Kapitel 2.1 dargelegt wurde und wie Carola Lipp in ihrer Antwort auch deutlich macht⁷⁴, eine Orientierung am Konzept der Lebenswelt, welches eine Interpretation von Objekten im Hinblick auf den Menschen als Subjekt vorsieht.

Gottfried Korff legt in seiner Einleitung zur Tagung Alltagskultur passé? – wie bereits mehrfach vorher – dar, daß Alltag nur in Verbindung von Gesellschafts- und Alltagskultur bzw. Kultur und Alltagskultur seine Berechtigung habe, und kritisiert die „statischen Genrebildchen“ der Heimatmuseen.⁷⁵

Wie in den Kapiteln zur historischen und volkskundlichen Alltagsforschung deutlich wurde, ist die Forderung nach einer Einbindung mikro-historischer Untersuchungseinheiten in größere Strukturen darin enthalten. In der (Alltags-) Soziologie wird überhaupt von gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen ausgegangen (wie auch immer das über Objekte zu vermitteln ist). Das Berliner Werkbund Archiv forderte bereits 1987: „Die Entwicklung eines vernetzten Museums ist eine logische Folge des Versuchs, Alltagskultur auszustellen.“⁷⁶

Daraus ergibt sich, daß Anspruch und Leistungsvermögen der Darstellung von Alltagskultur im Museum von der Kritik an den Negativerscheinungen innerhalb vieler Museen zu trennen ist und die wissenschaftlich betriebene Volkskunde abstrakte Theorien stärker im Hinblick auf eine museale Umsetzung interpretieren müßte (wobei Museen sicher nicht nur ausführende Institutionen sind und die Museumsentwicklung offensichtlich auch eine nicht wissenschaftlich kontrollierbare Eigendynamik besitzt). Umgekehrt könnten die Museen im Bereich der Sachkulturforschung Impulse geben und ihrerseits an die Universitäten Ansprüche herantra-

⁷³ Helmut Ottenjann: Alltagskultur und Alltagsgeschichte im Museum, in: *Volkskunde in Niedersachsen Heft 2* (1994), S. 73; Uwe Meiners: Alltagskulturforschung im Museum und an der Universität, in: ebd., S. 81.

⁷⁴ Carola Lipp: Zum Verhältnis von Alltagskultur- und Sachkulturforschung, in: *Volkskunde in Niedersachsen Heft 2* (1994), S. 86.

⁷⁵ Gottfried Korff: Die Wonnen der Gewöhnung, in: Ders./Hans-Ulrich Roller (Hg.): *Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit*, Tübingen 1993, S. 19ff.

⁷⁶ *Alchimie des Alltags. Das Werkbund Archiv, Museum der Alltagskultur des 20. Jhs.*, Giessen 1987, S. 37.

gen. Die wissenschaftliche Kritik an der Alltagskultur in Museen, die sehr personengebunden ist, bleibt oft der Ebene des „Trendsettings“ verhaftet. Sie kritisiert fach- oder institutsspezifische Entwicklungen und richtet nur selten den Blick auf einzelne Museen. Dennoch ist die Kritik an der Musealisierung von Alltag nicht destruktiv gewesen, sondern hat beispielsweise der Neukonzeption des Österreichischen Museums für Volkskunde wichtige Impulse gegeben.⁷⁷ Das Museum fühlt sich dem Alltag verpflichtet: „Dem Alltag soll in der neukonzipierten Schau-sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde durch die überlieferten Bestände hindurch nachgespürt werden.“⁷⁸ Allerdings mit der Absicht: „Die Anstrengungen gelten mithin dem Herausholen der Dinge aus ihrer Banalität und der Hinführung auf Tatbestände, die das Reden über Volkskultur vielleicht nicht von vornherein impliziert.“⁷⁹

Innerhalb des ersten Teils dieser Arbeit wurde ein weites Spektrum von Alltagstheorien und Alltagskritik, Forschungskontext und Rezeption, Museumsentwicklung und Museumskritik ausgebreitet. Einige Aspekte sollen noch einmal hervorgehoben werden.

Auch wenn es bisher nicht gelungen ist, Alltag und die dazugehörigen Komposita zu definieren, bieten Alltagssoziologie und Alltagsgeschichte in Kombination einige Hinweise auf das Leistungsvermögen eines Alltagskonzeptes. Mir scheint, daß bei der Rezeption durch die Volkskunde einige wichtige Aspekte verlorengegangen sind. Da in der Volkskunde aufgrund der verschiedenen Schulen verschiedene Aspekte rezipiert worden sind und aus der Fachtradition eine Adhärenz zur Alltagsthematik besteht, hat dies den Begriff eher weiter verunklart. In Verbindung mit den ganz anders gearteten Ansprüchen und Bedürfnissen der Museen, die sich in den letzten 25 Jahren stark gewandelt haben, mußten sich zwangsläufig Differenzen und Brüche ergeben.

Der bereits erwähnte Musealisierungstrend, die kontinuierliche Erweiterung des Museumsbestandes und die (zum Teil) daraus resultierenden hohen Besucherzahlen, erfordern Konzeptionen, die sich in erster Linie am wissenschaftlichen Kenntnisstand und darüber hinaus an den Seh-/Lerngewohnheiten der multimedial gewöhnten Besucher orientieren.

⁷⁷ Bernhard Tschofen: *Volkskultur im Museum oder: Den Alltag muß man sich denken*, in: *ÖZfV* 97 (1994), S. 16.

⁷⁸ Ebd., S. 22.

⁷⁹ Ebd., S. 24.

Wie Alltagskultur bisher in den Museen repräsentiert ist, welche Möglichkeiten vorhanden sind, die oben dargelegten Ansprüche zu erfüllen, aber auch welche theoretischen Forderungen museal nicht zu realisieren sind, soll in den folgenden Kapiteln gezeigt werden. Vor dem Hintergrund der pauschal geäußerten Kritik werden im Anschluß einzelne Museen in der Komplexität ihrer Existenz- und Arbeitsbedingungen betrachtet und die Möglichkeiten und Schwierigkeiten der musealen Umsetzung von Alltag hinterfragt.

3.6 Entwicklungen der Alltagsforschung in Schweizer Museen

1973 wurde anlässlich der Tagung der „Arbeitsgruppe kulturgeschichtliche Museen“ mit dem Thema „Volkskunde im Museum“ ein Fragebogen zur „Sammlungsgeschichte volkskundlicher Museumsbestände im deutschsprachigen Mitteleuropa“ an ausgewählte größere Museen verschickt. Angeschrieben wurden auch das Schweizerische Museum für Volkskunde in Basel, das Historische Museum in Bern, das Rätische Museum in Chur und das Schweizerische Landesmuseum in Zürich.⁸⁰

Die Entwicklung dieser Museen und ihr heutiges Verhältnis zur Alltagsforschung scheint mir insofern wichtig, da sich an ihnen die Wirkung der fachwissenschaftlichen Forschung am ehesten ablesen und datieren läßt und sie oftmals als Anregung für die kleineren Orts- und Regionalmuseen gelten.

Die Ergebnisse der Fragebogenaktion differieren sehr stark. Während das Berner Museum die Sammelgebiete einzeln benannt hat, wird vom Museum in Basel unter dieser Rubrik eher die Geschichte der Sammlung dargelegt. Aufgrund der Literatur- und Quellenlage bietet es sich an, die Entwicklung der Museen in etwa zehnjährigen Etappen festzumachen.

3.6.1 Das Schweizerische Museum für Volkskunde, Basel

In Basel wurden 1973 auf der Grundlage von Eduard Hoffmann-Krayers „Ideen über ein Museum für primitive Ergologie“⁸¹ europäische Arbeitsgeräte und Kulturgüter gesammelt, wobei die Sammlung „an den Stand der volkskundlichen Forschung auf dem Bereich der materiellen Kulturgüter“⁸² angepaßt wurde. In einem Rückblick des Museums zum Erwerb von Objekten des 20. Jahrhunderts wird bereits das Jahr 1970 als Einschnitt markiert, von dem an die Dokumentation des Alltags (Arbeitswelt und Freizeit der mobilen Industriegesellschaft) ins Sammlungskonzept integriert wurde.⁸³

⁸⁰ Wolfgang Brückner/Bernward Deneke (Hg.): Volkskunde im Museum. Referate, Stellungnahmen und Umfrageauswertung zur wissenschaftlichen Arbeitstagung 1973 in Frankfurt/M., Würzburg 1976, S. 320-325.

⁸¹ Eduard Hoffmann-Krayer: Ideen über ein Museum für primitive Ergologie, in: Museumskunde 6 (1910), S. 113-125.

⁸² Umfrageauswertung (wie Anm. 80), S. 320.

⁸³ Katharina Eder Matt: Objekte des 20. Jahrhunderts in der Sammlung des Schweizerischen Museums für Volkskunde (Basel), in: Mitteilungen des VMS 52 (1994), S. 35/36.

Dennoch wird Mitte der 80er Jahre die Situation der Regionalmuseen wie auch der professionell geführten Museen mit vorwiegend volkskundlichem Sammlungsbestand mehrfach kritisiert; beispielsweise von Thomas Antonietti:

„Von ihren Beständen her zwar eindeutig volkskundlich, repräsentieren diese Museen in ihrer Ausrichtung und ihren Ausstellungsinhalten nur selten Volkskunde in einem heutigen Sinn. Zentrale Begriffe wie Folklorismus, Identität, Kulturkonflikt, Industriekultur kommen in ihnen nicht vor [...]. Und dort, wo eine volkskundliche Betrachtungsweise vorliegt, ist es nur allzu oft diejenige einer traditionellen, rückwärts orientierten Volkskunde mit ihrem Bild von geschlossenen, einheitlichen Wertvorstellungen folgenden Gesellschaften.“⁸⁴

Ebenso heißt es bei Martin Schärer: „Was mangelt, und zwar sowohl im Orts- wie im ‚grossen‘ Museum [...], läßt sich mit den Schlagwörtern ‚Zusammenhänge‘ ‚Alltag‘ und ‚Gegenwartsbezug‘ beschreiben“.⁸⁵ Diese Kritik gilt – nach den zeitgleichen Aussagen von Dominik Wunderlin über das Basler Museum – auch für die Dauerausstellung des Schweizerischen Museums für Volkskunde.⁸⁶

In einem Gespräch mit der Konservatorin Katharina Eder Matt ergab sich, daß die Diskussion um Dokumentation von Alltagskultur in Museen hier als Befreiung angesehen wurde, weil der Legitimationszwang für die Sammlung von alltäglichen Gegenständen wegfiel, ja deren Sammlung wissenschaftstheoretisch unterstützt wurde. Die volkskundliche Forschung, besonders die „Tübinger Schule“, sowie soziologische und sozialgeschichtliche Fragestellungen hätten zu neuen Sammlungsgebieten angeregt und bei der Erarbeitung von Sonderausstellungen bzw. deren Themenwahl einen Zugang ermöglicht, der vor 1970 nicht denkbar gewesen wäre.⁸⁷ Oft ergab sich jedoch eine Diskrepanz zwischen den theoretischen Ansprüchen und der im Museum dominanten Arbeit mit Objekten. In der Ausstellungspraxis sind die Anregungen der Alltagsforschung daher nur in Sonderausstellungen umgesetzt worden, so in den zusammen mit dem Museum für Völkerkunde ver-

⁸⁴ Thomas Antonietti: Vom Schaumuseum zum Museumsprogramm. Das Kleinmuseum als Instrument angewandter Volkskunde, in: SAVk 81 (1985), S. 132/33.

⁸⁵ Martin Schärer: Von der einseitigen Vielfalt der schweizerischen Museumslandschaft, in: Unsere Kunstdenkmäler 37 (1986), S. 260.

⁸⁶ Dominik Wunderlin: Das „Schweizerische Museum für Volkskunde“ in Basel. Schaffung von Möglichkeiten des Vergleichs als Leitidee, in SAVk 81 (1985), S.145-150.

⁸⁷ Vergleiche dazu: Dominik Wunderlin: ‚Europa‘ sammeln und ausstellen, in: Staatliche Museen zu Berlin (Hg.): Wege nach Europa, Berlin 1995, S. 83-85.

anstalteten Ausstellungen „Rund ums Essen“ und „Kleidung und Schmuck“; ferner im Beitrag zum 700-jährigen Bestehen der Schweiz „typisch?“⁸⁸ und der Ausstellung „Wie man sich bettet – zur Kulturgeschichte des Bettes“.

3.6.2 Das Berner Historische Museum

Das Berner Historische Museum erwarb bis 1950 nur Objekte aus der Zeit bis 1850, in den folgenden Jahren wurde der Sammlungszeitraum bis zum Ersten Weltkrieg erweitert.⁸⁹ Die volkskundliche Sammlung umfaßte 1973 traditionelle Sammlungsgebiete wie Trachten und Textilien (Stickereien etc.), Bauernmöbel, Glaskunst, Urkunden, landwirtschaftliche Geräte (Käse- und Milchwirtschaft, Rebbau etc), Handwerksutensilien, Küchen- und Haushaltsgeräte, Bauernkeramik, Musikinstrumente und ländliche Transportmittel. Nach dem Krieg wurde nicht mehr systematisch volkskundlich gesammelt, da die umliegenden Heimatmuseen die Sammlung regionaler Volkskunde übernommen hatten.

1980 wurde vor dem Hintergrund der Diskussion um das Historische Museum in Frankfurt⁹⁰ von der Aufsichtskommission des Museums beschlossen, den Sammlungszeitraum bis in die Gegenwart zu erweitern, so daß in den folgenden Jahren in Sonderausstellungen erste Versuche, den Wandel des neuzeitlichen Alltags darzustellen, gemacht werden konnten. In der praktischen Umsetzung orientierte sich der Historiker Franz Bächtiger an Vorbildern aus den USA und Frankreich, beispielsweise in der Musealisierung subjektiver Empfindungen in der Ausstellung „Emotionen“ (1992/1993), in der ein Teil der Museumsbestände in ihren möglichen emotionalen Bedeutungsschattierungen ausgestellt wurde. Anlässlich des 100-jährigen Bestehens des Museums 1994 hieß es: „Zwei Gesichtspunkte sind hier wegleitend. Das Thema ‚Alltag‘ erlaubt es, neue Besucherschichten und -generationen ‚abzuholen‘, wo sie betroffen und im Bild sind; und gerade das Thema ‚Alltag‘ verlangt vom Geschichtsmuseum neben der historischen die geographische Dimension, neben dem Helden Caesar auf den flämischen Bildteppichen die Beatles auf

⁸⁸ Katharina Eder Matt/Theo Gantner/Dominik Wunderlin: Typisch?. Objekte als regionale und nationale Zeichen, Basel 1990.

⁸⁹ Franz Bächtiger: Streiflichter zur Sammlungspolitik historischer Museen in der Schweiz, in: Unsere Kunstdenkmäler 37 (1986), S. 302.

⁹⁰ Franz Bächtiger: Zwei Methamorphosen für ein neues Konzept. Die Historische Abteilung 1944-1994, in: 100 Jahre Bernisches Historisches Museum, s. Anm. 18, S. 293.

dem Poster.“⁹¹ In Bern wurde im Juni desselben Jahres die Dauerausstellung „Wandel im Alltag“ eröffnet, die bereits in den vorhergehenden Jahren vor den Augen der Besucher kontinuierlich aufgebaut worden war.

Die Ausstellung besteht aus kleineren Ensembles und zahlreichen Objektreihen zur Formentwicklung technischer Geräte. Eine Einbindung in einen Kontext, wie sie die Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte oder aber Mikro-Historie fordern, ist hier nicht sichtbar. Obwohl in Bern eine wissenschaftliche Auseinandersetzung der Ausstellungsgestalter mit Alltagsgeschichte stattgefunden hat, sind inhaltliche und methodische Ansprüche der Geschichtsforschung in der Gestaltung der Dauerausstellung nicht museal umgesetzt worden, obwohl dies vom Sammlungsbestand her möglich gewesen wäre.

3.6.3 Das Rätische Museum, Chur

Im Rätischen Museum wurden seit 1899 Trachten, seit 1905 Gegenstände der bündnerischen Hausindustrie und seit 1924 landwirtschaftliche Geräte gesammelt. Ab 1960 wird versucht, zu einzelnen Sachgebieten systematisch zu sammeln, z.B. zur Sozialgeschichte des Lesens in einem Bergkanton.⁹² In der Absicht, funktionale und gesellschaftliche Zusammenhänge zu dokumentieren, ist das Museum fortschrittlich.

Die Sammlungs- und Ausstellungstätigkeit des Museums ist in den Jahresberichten der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden dokumentiert. Danach verfügt das Museum über umfangreiche volkskundliche Sammlungsbestände aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn dieses Jahrhunderts. Neben dem bereits erwähnten Schwerpunkt Schreiben und Lesen sind seit 1980 topographische Ansichten und Postkarten sowie vermehrt Objekte zum Thema Verkehr und Reisen hinzugekommen. Frau Brunold-Bigler, die die Sammlung von 1983 bis 1986 betreute, sammelte umfangreiche Bestände an Haushaltsgeräten und Reklame bis ca. 1930. In den letzten Jahren liegt tendenziell ein Schwerpunkt auf Objekten, mit denen die Entwicklung in Tourismus und Wintersport dokumentiert werden könnte.

⁹¹ Georg Germann: Vom Wunschbild zum Leitbild, in: 100 Jahre Bernisches Historisches Museum, 1894-1994, S. 264.

⁹² Ursula Brunold-Bigler: Notizen zur Sammlungsgeschichte der volkskundlichen Bestände im Rätischen Museum Chur, in: SAV 81(1986), S. 178/79.

Die Direktorin des Rätischen Museums bestätigte, daß zwar Alltagskultur gesammelt und ausgestellt würde, eine Auseinandersetzung mit der Theorie von Alltagskultur jedoch aufgrund der Provenienz der Fachwissenschaftler (Archäologin, Numismatiker, Historiker) nicht stattfinden würde. Dies wird in der Dauerausstellung und den Sonderausstellungen sehr deutlich. Das Konzept der Dauerausstellung ist sowohl von den Themen (bürgerliche Wohnkultur, Kunsthandwerk, Waffen, Modelle, landwirtschaftliche Geräte) wie auch von der Präsentation und dem zeitlichen Rahmen ausgesprochen traditionell. Die Ausstellung ist objektzentriert, ohne deren Einbindung in einen alltagskulturellen oder sozialgeschichtlichen Kontext und ohne das Aufzeigen von Veränderungen und Entwicklungen.⁹³ Themen wie Fremdenverkehr oder Lesekultur werden in der Dauerausstellung nicht gezeigt. Eine Sonderausstellung zum Fremdenverkehr blieb auf vorwiegend graphische Ansichten zur „Bündner Hotellerie“ beschränkt. Auch in Chur äußert sich die Diskrepanz zwischen dem Sammlungsbestand, in dem Alltagsobjekte vorhanden und zeitweilig gezielt gesammelt wurden, und der Ausstellungspraxis.

3.6.4 Das Schweizerische Landesmuseum, Zürich

Im Landesmuseum wurde 1973, dem Jahr der schriftlichen Befragung, nach Materialien gegliedert gesammelt. Die Aufteilung der Ressorts zeigt jedoch auch eine funktionale Gliederung. Volkskundliche Objekte verbergen sich auch hinter Stichwörtern wie bäuerliche Sachgüter, Beleuchtung, Gesundheitspflege, Küchengeräte, Spielsachen etc.⁹⁴ Anlässlich des 75-jährigen Jubiläums 1973 hieß es „Man verbindet mit ihm [dem Museum] die Vorstellung von getragener, fast respektvoller Würde, von etwas, das im Gegensatz zum Alltag steht und zur Besinnlichkeit aufruft.“⁹⁵ Zwischen dem Landesmuseum und dem Schweizerischen Museum für Volkskunde bestand zu dieser Zeit eine unausgesprochene Übereinkunft, daß das Landesmuseum eher für Preziosen, das Basler Museum mehr für „Volkskultur“ zuständig

⁹³ Dies bestätigt Peter Egloff: Kulturvermittlung oder Raritätenschau. Kritische Gedanken beim Gang durch das neugestaltete Rätische Museum in Chur, in: Bündner Zeitung vom 5.1.1985, S. 21.

⁹⁴ Wolfgang Brückner/Bernward Deneke (Hg.): Volkskunde im Museum (wie Anm. 80), S. 320-325.

⁹⁵ Schweizerisches Landesmuseum – gestern und heute. 75 Jahre im Dienste der Öffentlichkeit 1898-1973, Zürich 1973, S. 7.

sei.⁹⁶

Erst 1989 wird die Darstellung von „Kulturgeschichte im umfassenden Sinn“ als neues Ziel des Museums formuliert.⁹⁷ Bei der Erneuerung des Kulturgeschichtlichen Rundgangs, der Vorbereitung der Ausstellung zur Geschichte der Schweiz nach dem 2. Weltkrieg „Sonderfall?“ sowie der Arbeit an den Ausstellungskonzepten für die geplanten Außenstellen in Schwyz und Prangins wurden erhebliche Sammlungslücken im Bereich der (Alltags)kultur des 20. Jahrhunderts aufgedeckt, in deren Folge ein neues Sammlungskonzept für diesen Zeitraum erstellt werden mußte.⁹⁸

Als 1992 und 1993 die Ausstellungsziele der Außenstellen formuliert werden, ist darin eine deutliche Orientierung an der Alltagsforschung erkennbar:

„Das neue Museum [in Schwyz] will so, ausgehend von der reichhaltigen Objektsammlung des Landesmuseums, die große Vielfalt der Lebenswelten, der Handlungs-, Denk- und Fühlweisen der Menschen, die vor 1800 im Raume der heutigen Schweiz gelebt haben, aufzeigen und auf diese Weise zum Nachdenken nicht nur über die Vergangenheit, sondern auch über die Gegenwart und die Zukunft unserer heutigen Gesellschaft anregen.“⁹⁹

In Prangins sollen sowohl die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Ereignisse als auch eine Beschreibung des Alltags der verschiedenen Bevölkerungsschichten zur Darstellung kommen.¹⁰⁰

Diese Entwicklung wird nach einer schriftlichen Anfrage zur Bedeutung von Alltagskultur und der theoretischen Orientierung im Mai 1995 bestätigt: „Selbstverständlich setzen sich die WissenschaftlerInnen des Schweizerischen Landesmuseums intensiv und auf unterschiedliche Weise mit Theorie und Praxis der

⁹⁶ Vergleiche dazu den zeitlich früheren Artikel von Fritz Gysin: Schweizerisches Landesmuseum und Schweizerisches Museum für Volkskunde, in: Schweizer Volkskunde. Korrespondenzblatt der SGV 43 (1953), S. 25/26.

⁹⁷ Jahresbericht, herausgegeben vom Schweizerischen Landesmuseum, Zürich 98 (1989), S. 8.

⁹⁸ Siehe dazu: Das 20. Jahrhundert als Kulturgut, in: Neue Züricher Zeitung (NZZ) vom 25.1.1995.

⁹⁹ Jahresbericht, herausgegeben vom Schweizerischen Landesmuseum 101 (1992), S. 19; siehe auch: Ein Landesmuseum für die Innerschweiz, in: NZZ vom 10./11. Juni 1995, S. 26.

¹⁰⁰ Jahresbericht, herausgegeben vom Schweizerischen Landesmuseum 102 (1993), S. 19.

Alltagsforschung auseinander.”¹⁰¹ Dies spiegelt sich im repräsentativen und aufwendig designten „Forum für Schweizer Geschichte“ in Schwyz wider, welches am 9. Juni 1995 eröffnet wurde. In den Texten und anhand von schriftlichen Dokumenten und Bildquellen, die z.T. durch Tonträger oder am Computer vermittelt werden, werden soziale Differenzierungen, die Rolle der Frau, der Umgang mit Außenseitern, der Umgang mit Ressourcen, die Entsorgung von Fäkalien, religiöses und gesellschaftliches Leben u.v.a.m. angesprochen – Themen, die sich aus der Alltagsforschung ergeben haben können. Anhand der Tonträger werden individuelle Quellen oder Ereignisse in größeren Zusammenhängen interpretiert. Grundlage ist der temporale Alltagsbegriff vom täglichen Leben.

Eine Pionierleistung für die Schweiz ist der intensive Versuch, die Abhängigkeit der musealer Geschichtsinterpretation vom „Zeitgeist“ sowie Mythenbildungen – also Aspekte des Alltagsdenkens – zu entschlüsseln.

Als Problem erweist sich, daß für viele der angesprochenen Themen, besonders wenn es das Leben unterer Sozialschichten betrifft, vor 1800 kaum Objekte vorhanden sind. Dies führt beispielsweise dazu, daß drei Bretter eines Abtritts sorgsam unter Glas auratisiert werden. Im visuellen Erleben der Ausstellung dominieren jedoch die Objekte religiöser, weltlicher oder bürgerlicher Repräsentation, in denen sich die bisherige Sammlungspolitik des Landesmuseums spiegelt.¹⁰² Es stellt sich die Frage, weshalb das Landesmuseum den Zugang zur Alltagskultur erst so spät gesucht hat. Dies hat mehrere Ursachen: Zum einen hatten sich die oben genannten Museen in Basel und Bern bereits des Themas Alltag von volkskundlicher und historischer Seite angenommen. Andererseits hatte es in der Schweiz keine öffentliche Diskussion um die museale Präsentation von Alltagskultur gegeben, so daß für das Landesmuseum keine unmittelbare Notwendigkeit bestand, Alltagskultur zu sammeln und auszustellen. Dies änderte sich Anfang der 90er Jahre, nachdem das Thema Alltag eine breitere Öffentlichkeit gewonnen hatte und die neu einzurichtenden Außenstellen andere Inhalte als das Mutterhaus vermitteln sollten.

Die Kultur der Oberschichten wird weiterhin im Haupthaus in der Stadt Zürich gezeigt, die Volkskultur ist außerhalb in eher ländlicher Umgebung – allerdings an Orten militärischer Repräsentation (Zeughaus, Schwyz) und ehemals feudaler Herrschaft (Schloß Prangins) – angesiedelt. In der momentanen Dauerausstellung

¹⁰¹ Korrespondenz vom 26. April 1995 mit Herrn Draeyer, Vizedirektor des Schweizerischen Landesmuseums.

¹⁰² Vergleiche dazu: Walter Leimgruber/Peter Pfrunder (Hg.): Forum der Schweizer Geschichte. Geschichte ist Bewegung, Zürich o.J. (1995), S. 113ff.

und den großen repräsentativen Sonderausstellungen kommt dieses Interesse am Alltag weiterhin nicht zum Ausdruck. Im Ausstellungskatalog zu „Gold der Helvetier“ (1991; aus dem Titel geht bereits hervor, daß es nicht um Alltagskultur geht) wird betont, daß die Objekte „nicht Teile der Alltagsausstattung, sondern [...] speziellen Besitzern und Funktionen vorbehalten“, also Luxus- und Kultgegenstände waren.¹⁰³ Auch in weiteren Sonderausstellungen, die „Manessische Liederhandschrift“ (1991), „Fahnen und ihre Symbole“ (1993) oder „Himmel, Hölle, Fegefeuer“ (1994) geht es weniger um Alltagskultur als um die Präsentation außergewöhnlicher und publikumswirksamer Sammlungsbestände.

Anhand dieser vier Museen aus dem Deutschschweizer Gebiet wird der unterschiedliche Zugang zum Thema Alltag und der offensichtlich schwierige Umgang mit dessen theoretischer Fundierung innerhalb der Ausstellungsrealisation bereits deutlich. Darüber hinaus gibt es weitere Schweizer Beispiele, in denen erfolgreich versucht wird, einzelne Aspekte der Alltagskultur museal darzustellen. Dazu gehören das Kantonsmuseum in Liestal, im frankophonen Raum das Alimentarium in Vevey, das Musée historique cantonal in Sion oder das Musée d'ethnographie in Genf. Diese Museen werden, wie auch die vier oben behandelten Museen, wissenschaftlich geleitet.

Die Museen der französischsprachigen Schweiz haben stärker als im deutschsprachigen Raum Impulse von der Museologiediskussion¹⁰⁴ erhalten, besonders der objektorientierten Museologie, wie sie beispielsweise von Peter von Mensch dargelegt wurde. Dabei wird nicht nur die spezifische Beziehung des Menschen zu seiner materiellen Umgebung analysiert, sondern auch die Veränderungen des primären Kontextes der Objekte gegenüber dem museologischen Kontext thematisiert.¹⁰⁵ Daraus ergeben sich neue Perspektiven für den musealen Umgang mit (Alltags-) Objekten, wie sie sich in Ausstellungsprojekten wie beispielsweise

¹⁰³ Gold der Helvetier. Keltische Kostbarkeiten aus der Schweiz. Ausstellungskatalog von Andreas Furger und Felix Müller. Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1991, S. 16.

¹⁰⁴ In der Bundesrepublik wird diese Diskussion erst seit 1989 geführt. Unter Museologie wird darin meistens das ausstellungstechnisch-orientierte Fach verstanden, wie es in der DDR als Hilfswissenschaft für im Museum beschäftigte Fachwissenschaftler und Fachwissenschaftlerinnen gelehrt wurde. In der internationalen Diskussion, d.h. auch in der Schweiz, wird darunter die Museumswissenschaft allgemein verstanden.

¹⁰⁵ Peter van Mensch: Die Methodik der Museologie und ihre Verwendung in der musealen Praxis, in: Hermann Auer (Hg.): Museologie. Neue Wege – Neue Ziele, München 1989, S. 54/55.

„Emotionen“ zeigte.

Die zehn volkskundlichen Museen im Tessin, in denen vorwiegend bäuerliche Kultur zu sehen ist, werden seit 1980 wissenschaftlich zentral vom „Ufficio dei musei etnografici“ beraten.¹⁰⁶ Von den dort tätigen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen haben ein Teil in der deutschen Schweiz Volkskunde studiert, zum Teil auch in der frankophonen Schweiz Ethnologie. „Dass dabei der Alltag gezeigt wurde und nichts durch reichverzierte Objekte aus der Festtagskultur verschönert wurde“, liegt nach Ansicht der Konservatorin Alessandra Ferrini daran, „dass man die Finger von der Bauernromantik lassen wollte. Wichtig für die Gründer war vor allem, die bäuerliche Kultur festzuhalten, die mit der Modernisierung immer schneller verschwand“.¹⁰⁷

In den vorangegangenen Abschnitten wurde ein Überblick über die wissenschaftliche Alltagsforschung in der Schweiz gegeben und dargelegt, in welcher Form sich Museen mit Vorbildfunktion in den letzten Jahren mit der Alltagsforschung auseinandergesetzt haben. Das Ziel war dabei, deutlich zu machen, daß die Alltagsforschung in der Schweiz eine gewisse Öffentlichkeit erreicht hat. Daran schließt sich die Frage an, ob sich diese Entwicklung bis auf die lokale Ebene fortgesetzt hat und das vermehrte Interesse an Alltagsgeschichte und -kultur den lokalen Museen Anregungen gegeben hat. Um jedoch die Realisierungs- und Wirkungschancen dieses neuen Zugangs in Heimat- und Regionalmuseen realistisch einschätzen zu können, sollen die allgemeinen Rahmenbedingungen dieses Museumstyps kurz vorgestellt werden.

¹⁰⁶ Durch fachspezifische Unterstützung bei Ausstellungen, Publikationen, Restaurationen, finanziellen Fragen und Museumspädagogik.

¹⁰⁷ Korrespondenz mit Frau Alessandra Ferrini vom 7. November 1995. Die Beschränkung auf die bäuerliche oder ländliche Kultur erfolgt auch im Freilichtmuseum Ballenberg. Es ist im Einzelfall zu prüfen, inwieweit die Dokumentation ländlichen Alltags nicht doch vorindustrielle Lebensformen idealisiert und aus einer Fortschrittsskepsis à la Lübke resultiert bzw. ihr entgegenkommt. Siehe dazu auch die Kritik von Martin Schärer zum mangelnden Gegenwartsbezug, S.93 und die Diskussion zum ATP, S. 87 dieser Arbeit.

4. Alltagskultur in Museen mit orts- und heimatkundlichen Sammlungen

4.1 Alltagskultur im Heimatmuseum

Das Heimatmuseum hat in Deutschland und der Schweiz eine etwas über 100-jährige Geschichte.¹ Die Motive für die Gründung von Heimatmuseen und ihr Selbstverständnis haben sich in dieser Zeit stark verändert; es gibt jedoch auch Kontinuitäten: die kompensatorische Funktion vieler Heimatmuseen und ihr Beitrag zur Identitätsvermittlung.

Die Veränderung der Ansprüche und der damit teilweise verbundene Wandel der Heimatmuseen resultiert aus mehreren unterschiedlichen, aber miteinander in Beziehung stehenden Diskussionsrichtungen: der didaktisch orientierten Diskussion zum Lernort Museum², der Alltagsdiskussion und der Diskussion zur Heimatgeschichte. Alle Museen stehen im Spannungsfeld zwischen den wissenschaftlichen Ansprüchen einerseits und dem gesellschaftlichen Standort, der ihnen von der Wissenschaft zugewiesenen Bedeutung, dem (lokalen) kulturellen Umfeld und den museumsinternen Existenzbedingungen andererseits. Dies gilt besonders für die Heimatmuseen. Die Alltagsforschung hat der Entwicklung der Heimatmuseen wesentliche Impulse gegeben, sie sind in diesem Zusammenhang jedoch auch besonders kritisiert worden. Auf diese Ambivalenz von Nostalgie und gesellschaftlicher Aufgabe wird im folgenden eingegangen.

¹ Zur Geschichte der Heimatmuseen in der Bundesrepublik Deutschland vgl. Carla Elisabeth Döring: Das kulturgeschichtliche Museum. Geschichte einer Institution und Möglichkeiten des Selbstverständnisses dargestellt am Beispiel „Heimatmuseum“, Diss., Frankfurt 1977. Die Zeit bis 1945 ist in folgenden Arbeiten erfaßt: Andreas Kuntz: Das Museum als Volksbildungsstätte, ² Münster 1996; Martin Roth: Heimatmuseum. Zur Geschichte einer deutschen Institution, Berlin 1990.

² Da auf diesen Aspekt nicht weiter eingegangen wird vgl. dazu Peter Assion: Lernort „Heimatmuseum“ und Lerngegenstand Geschichte, in: Annette Kuhn/Gerhard Schneider: Geschichte lernen im Museum, Düsseldorf 1978, S. 82-95; Andreas Kuntz (wie Anm.1).

4.1.1 Existenzbedingungen von Orts- und Heimatmuseen

Der gesellschaftliche Standort von Heimatmuseen ist in Deutschland und der Schweiz weitgehend gleich. In Deutschland wie auch in der Schweiz stellen die Heimatmuseen zahlenmäßig den größten Anteil aller Museen, in Deutschland sind dies (1994) 48,0%, in der Schweiz etwas über 40% (1994); sie haben immer noch leichte Zuwachsraten.³ In Deutschland stellen sie den größten Besucheranteil (20,3%), in der Schweiz den zweitgrößten hinter den Kunstmuseen (9,4%). Da immer mehr kleine Museen gegründet (bzw. von den Datenbanken erfaßt) werden, die Anzahl der Museumsbesuche jedoch leicht sinkt, ist die Popularität des Museumstyps etwas zu relativieren.

Die Ursachen für die dennoch vorhandene Popularität und Verbreitung der Heimatmuseen werden in dem zunehmenden Interesse an Geschichte, der damit verbundenen „Musealisierung der Gesellschaft“ und der „Entdeckung“ und Verbreitung von Mentalitätsgeschichte und Alltagskultur gesehen.⁴ Dabei gibt es jedoch besonders in der vielgestaltigen Gruppe der Heimatmuseen immer auch Museen, die sich den allgemeinen Trends widersetzen.⁵ Der größte Unterschied zwischen den deutschen und schweizerischen Museen scheint mir, daß die Professionalisierung in der Schweiz weniger stattgefunden hat, die Rentabilität der Einrichtungen in der Schweiz eine größere Rolle spielt und der damit verbundene Erfolgsdruck die Museumsarbeit zwangsläufig beeinflusst. Diese Entwicklung gilt jedoch zunehmend auch für Heimatmuseen in Deutschland.

Die Bedeutung der Ortsmuseen und das wissenschaftliche Interesse an ihnen ist daran erkennbar, daß dieser Museumstyp immer wieder Abhandlungen über Sinn

³ Innerhalb der Schweiz vorwiegend im deutschsprachigen Gebiet, Martin Schärer: Für ein neues Heimatmuseum, in: Mitteilungen des Verband Museen der Schweiz (VMS) 39 (1987), S. 6.

⁴ Dieter Kramer: Gedanken zur kulturpolitischen Bedeutung kleiner Museen, in: Martin Scharfe (Hg.): Museen in der Provinz, Tübingen 1982, S. 10/11; Gottfried Korff: Der gesellschaftliche Standort der Heimatmuseen heute, in: Joachim Meynert/Volker Rodekamp: Heimatmuseum 2000, Bielefeld 1993, S. 15-19; Sigrid Heinze/Andreas Ludwig: Geschichtsvermittlung und Ausstellungsplanung im Heimatmuseum – eine empirische Studie in Berlin, Berlin 1992, S. 11; Dies et al.: Schwierigkeiten mit der Tradition. Zur kulturellen Praxis städtischer Heimatmuseen, in: Gottfried Korff/Martin Roth (Hg.): Das historische Museum, Frankfurt 1990, S. 239.

⁵ Christine Burckhardt-Seebass: Projektionen von Heimatlichkeit. Zur Diskussion um kleine Museen, in: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Bd. 5/1993, S. 263.

und Aufgaben von Heimatmuseen provoziert hat. Im Hinblick auf das zu untersuchende Museum sollen hier einige Schweizer Diskussionsbeiträge herausgegriffen werden⁶: So sah Richard Weiss die Bedeutung der Heimatmuseen besonders in ihrer Vielfalt. Er erkannte jedoch auch klar, „dass Orte, die ihre ländlich bäuerliche Einheit eingebüsst haben, eher Sinn für Heimatmuseen und andere kulturelle Bestrebungen zeigen. Erst die Krisis weckt das Bedürfnis nach Selbstbewusstsein und Selbstbewahrung.“⁷

Auf der vierten Generalversammlung des Verbands Museen der Schweiz hob Armin Müller die besonderen Möglichkeiten und damit verbundenen Aufgaben der Heimatmuseen hervor: In den Heimatmuseen liegen die Objekte in ihrer eigentlichen Heimat.

„[...] von den Objekten her liesse sich die Bezeichnung ‚Heimatmuseum‘ neu interpretieren [...]. Jede Ortschaft hat ihre historische Dimension. Diese sichtbar machen zu wollen, ist unbedingt anzuerkennen. Über die Magazine der grossen Museen ist dies nicht möglich. Die Sammlung eines Ortsmuseums bietet einem Kopf, der es vorzieht, auf dem Lande zu bleiben, wenigstens die Möglichkeit, eine singuläre kulturelle Arbeit zu leisten. In ihrer räumlichen Nähe zur Schule sind Ortsmuseen Fundgruben kulturhistorischer Anschauung ohnegleichen. Viele Ortsmuseen haben eine touristische und volkswirtschaftliche Bedeutung.“⁸

Besonders hervorzuheben sind zwei in Zürich abgeschlossene Lizentiatsarbeiten: Christa Bollinger-Karcher untersuchte die Promotoren und das Publikum von Ortsmuseen im Kanton Zürich.⁹ Sie stellt den wissenschaftlich postulierten Funktionswandel des Museums mit der musealen Realität und den Erwartungen von Schülern, Lehrern und Einwohnern in Beziehung und kommt zu dem Ergebnis, „dass das Ortsmuseum ein großes unerkanntes Potential an Kristallisationsmöglichkeiten für Wertvorstellungen der urbanisierten Gesellschaft in sich birgt“ und „dass das Ortsmuseum, wie keine andere Institution der Elitekultur, die Möglichkeit hat,

⁶ In der Presse beispielsweise: Walter Betulius: Ortsmuseen – warum eigentlich? in: Tages Anzeiger vom 27.3.1976; Annemarie Zogg: Aufgaben des Ortsmuseums, in: Bernerspiegel vom 26.11.1977.

⁷ Richard Weiss: Vom Sinn der Heimatmuseen, in: Schweizer Volkskunde. Korrespondenzblatt der SGV 43 (1953), S. 30. Weiss beschreibt bereits 1953 die Kompensationsfunktion der Heimatmuseen.

⁸ Armin Müller: Aufgaben der Heimatmuseen, in: Mitteilungsblatt des VMS, Dez. 1970, S. 9.

⁹ Christa Bollinger-Karcher: Ortsmuseen. Ihre Promotoren und ihr Publikum, Lizentiatsarbeit, Typoskript Zürich 1975.

sich an die unteren Sozialschichten zu wenden und dass es diese offensichtlich auch erreicht.“¹⁰ Sie stellt jedoch ähnlich wie Richard Weiss fest, daß die Heimatmuseen die retrospektiven Erwartungen des Publikums erfüllen und wenig Möglichkeiten für eine aktive und kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte bieten.

Vor dem Hintergrund der Museumskritik der 70er Jahre und den damit verbundenen neuen Ansätzen versuchte Peter Bretscher Kategorien zu entwickeln, die Laienkuratoren in Heimatmuseen befähigen, die „Hauptaufgaben des Museums [...] so zu erfüllen, dass sie ‚professionellen‘ Ansprüchen genügen.“¹¹ Auf der einen Seite gelangt er zu dem Ergebnis, daß es sinnvoller ist, die in den Heimatmuseen enthaltene Problematik von Folklore als Gegenwelt und gesamtkulturelles Phänomen zu deuten, ohne die kleinen Museen an (momentanen) wissenschaftlichen Standards zu messen. Auf der anderen Seite sind die von ihm vorgeschlagenen Kategorien im Hinblick auf Sammlung und Präsentation sehr anspruchsvoll und wissenschaftsorientiert.

Aus den hier genannten Beiträgen wird die Ambivalenz deutlich, die in den Heimatmuseen gegeben ist, bevor überhaupt wissenschaftliche Ansprüche an die Institution herangetragen werden: ihre Möglichkeiten der Sammlung, Dokumentation, Kommunikation und Belehrung vor Ort und ihre Gefahren, die in den (emotional und politisch motivierten) Fluchtmöglichkeiten aus der Gegenwart in eine idealisierte Vergangenheit und den monokausalen Identifikationsangeboten der Heimatmuseen liegen. Sie bieten *eine* Lokalgeschichte, nicht unterschiedliche sozial differenzierte Geschichten. Die Möglichkeiten der Identitätsfindung für eine soziale Gruppe, so Köstlin, gehe mit der sozialen Enteignung der anderen einher.¹² Diese Ambivalenzen liegen in der Geschichte der Institution „Heimatmuseum“ begründet. Hinzu kommt, daß die Professionalisierung in den Heimatmuseen nicht so stark vollzogen wurde und der Heimatbegriff viele Assoziationsmöglichkeiten zuläßt.

Damit gelangt man zu den unterschiedlichen lokalen Existenzbedingungen, die von den Erwartungen der Museumsträger (Verbesserung der Lebensqualität durch ein Museum, Prestigeobjekt, mögliche finanzielle Zuschüsse, Vorhandensein einer Sammlung), den (erwarteten und Erwartungen von) Besuchern, dem Engagement

¹⁰ Ebd., S. 102.

¹¹ Peter Bretscher: Probleme der Ausstellungspraxis und Sachdokumentation in kleineren Museen, Lizentiatsarbeit, Typoskript Winterthur 1986, S. 3.

¹² Konrad Köstlin: Das Museum zwischen Wissenschaft und Anschaulichkeit, in: Martin Scharfe (Hg.): Museen in der Provinz. Strukturen, Probleme, Tendenzen, Chancen, Tübingen 1982, S. 51/52.

einzelner Persönlichkeiten oder Initiativen und dem Vorhandensein leerstehender denkmalgeschützter Gebäude geprägt sein können. Christine Burckhardt-Seebass hat diese Aspekte anhand von schweizerischen Beispielen aufgezeigt und kommt zu dem Schluß, daß der oben erwähnte „Historismustrend“ nur ein Element der aktuellen Museumsentwicklung darstellt und vor Ort jeweils unterschiedliche Aspekte zum Tragen kommen.

Dazu gehört ergänzend, daß die (Heimat)museen Kultureinrichtungen neben anderen (Volkshochschule, Musikveranstaltungen etc.) sind. Der ihnen zugewiesene finanzielle Rahmen bestimmt auch die museumsinterne Arbeit, so die klassischen Aufgaben sammeln, bewahren, erforschen und vermitteln (Museumspädagogik, Sonderausstellungen). Die museumsinternen Arbeitsbedingungen lassen sich nicht generalisieren. Sie werden durch die finanziellen Zuwendungen, die Aus- und Vorbildung des Personals, die Trägerschaft der Museen, die Zusammenarbeit mit einem Museumsverein uvm. beeinflusst. Das heißt, alle an das Heimatmuseum gerichteten wissenschaftlichen Ansprüche (die museale Umsetzung von Alltag ist nur einer unter mehreren) werden auf lokaler Ebene weit stärker als in größeren, wissenschaftlich geführten Museen durch die Gegebenheiten, Ansprüche und Erwartungen vor Ort gefiltert.

Museen mit nicht-professionellen Betreuern können dabei nicht primär an wissenschaftlichen Ansprüchen gemessen werden, sondern nach den museums-eigenen Vermittlungszielen und -möglichkeiten. Erst danach stellen sich Fragen nach wissenschaftlichen Korrekturbedürfnissen.

4.1.2 Die Rolle der Alltagskultur für die akademischen Ansprüche an Orts- und Heimatmuseen

Wie in Kapitel 2.3 dargelegt wurde, gehören in den Bereich der historischen Alltagsforschung nicht nur die wissenschaftlich betriebene Forschung, sondern gerade auch die von Laien betriebene Geschichtsforschung innerhalb von Geschichtswerkstätten und des Konzeptes „Grabe, wo du stehst“. Die Alltagsgeschichte hat durch ihre lokal- und mikrohistorischen Ansätze wesentlich zur Ausbildung der Regionalgeschichte und einer „neuen Heimatgeschichte“ beigetragen. Diese Regionalforschung wird von Utz Jeggle und Ruth-E. Mohrmann als eine der volkskundlichen Traditionen der Alltagsforschung bezeichnet.

In diesem Zusammenhang wurden von wissenschaftlicher und museums-wissenschaftlicher Seite neue Aufgaben an die bereits bestehenden und neu zu er-richtenden Museen herangetragen. Dies geschieht auf der Basis eines neuen eman-zipatorischen Heimatbegriffs entsprechend dem Zitat von Hermann Bausinger: „Heimat und offene Gesellschaft schließen sich nicht mehr aus. Heimat als An-eignung und Umbau gemeinsam mit anderen, Heimat als selbst mitgeschaffene kleine Welt, die Verhaltenssicherheit gibt, Heimat als menschlich gestaltete Um-welt.“¹³ „Experiment Heimatmuseum“ heißt die programmatische Publikation der 80er Jahre zur Musealisierung von Alltagskultur in Heimat- und Regionalmuseen. Hinter der Forderung nach einem „aktiven Heimatmuseum“¹⁴ steht der Versuch, den Begriff Heimat(-museum) mit positiven aktuellen Inhalten zu füllen. Dazu gehören die Verknüpfung des Themas Alltag mit einer Zukunftsperspektive im Sinne von Robert Jungks Zukunftswerkstatt und eine auf dieses Ziel ausgerichtete komplexe Auseinandersetzung mit der sozialen und natürlichen Umgebung (Umweltproblematik), mit Tradition, Geschichte und Wertvorstellungen. Durch die ständige Präsenz der Institution am Ort soll das Heimatmuseum Ort einer dyna-mischen Identitätssuche, Begegnungszentrum für „kommunikative Geschichts-arbeit“ werden.¹⁵ Dazu sollte es auch aus seinen Räumlichkeiten heraustreten und das Museumsumfeld zur Vermittlung einbeziehen. Dieser letzte Aspekt wird auch von Schweizer Museologen gefordert.¹⁶

In den 90er Jahren soll das lokale Museum den Erfordernissen einer multikulturel-len Gesellschaft Rechnung tragen, Geschlechterbeziehungen und ökologische Fragestellungen einbeziehen. Auch diese Themen ergeben sich direkt aus der

¹³ Hermann Bausinger: Was bedeutet eigentlich Heimat? Auf dem Wege zu einem neuen aktiven Heimatverständnis. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte, in: Der Bürger im Staat 33/44 (1983), S. 215; Ders.: Heimat. Über eine vieldeutige Beziehung, in: Narodna umjetnost 27 (1990), S. 43ff. Ebenso Oliver Bätz: Heimat, deine Sterne, in: Museumsjournal 2 (1987), S. 6.

¹⁴ Dorothea Kolland: Neukölln und sein Museum, in: Oliver Bätz/Udo Gößwald: Experiment Heimatmuseum, Marburg 1988, S. 29.

¹⁵ Dieter Kramer: Zum kulturpolitischen Standort der Heimat- und Regionalmuseen, in: Bätz/Gößwald (wie Anm 14); Oliver Bätz: In einem anderen Licht, in: Meynert/Rodekamp (wie Anm.4), S. 30; Utz Jeggle: Subjektive Heimat, objektive Musealität. Zum Verhältnis von subjektiver Erlebnisfähigkeit und objektiven Ereignissen, in: Udo Liebelt/Ulrich Löber (Hg.): Museumspädagogik. Heimat im Museum, Koblenz 1984, S. 37.

¹⁶ Martin R. Schärer: Für ein neues Heimatmuseum, in: Mitteilungen des VMS 39 (1987), S. 7; Thomas Antoniotti: Vom Schaumuseum zum Museumsprogramm, in: SAVk 81 (1985), S. 138/39.

Alltagsforschung. Das lokale Museum scheint also für eine museale Aufbereitung der verschiedenen inhaltlichen Aspekte von Alltagskultur geradezu prädestiniert.¹⁷ Christine Burckhardt-Seebass bezweifelt jedoch angesichts der ökonomischen Motivation bei vielen Museumsgründungen, daß diese Heimatmuseen für die eigene Bevölkerung gedacht sind.¹⁸ Um diesen Punkt kristallisieren sich jedoch fast alle Aspekte, die einem „neuen“ Heimatmuseum zugeschrieben werden. Das Heimatmuseum soll der Museumstyp sein, der die geringste Distanz zum Besucher hat, da die Gegenstände aus dessen Erfahrungs- und emotionellem Erlebnisbereich stammen.¹⁹ Utz Jeggle geht davon aus, daß ein Heimatmuseum so viel subjektive Nähe und Vertrautheit bieten kann, daß es daneben auch Irritationen verträgt, die neue Erkenntnisse ermöglichen.²⁰ Er plädiert für ein Vermischtwarenmuseum, bei dem wissenschaftliche Genauigkeit, inszenatorische Präsentation und anekdotische Zugänglichkeit ein Ganzes bilden.²¹ Besonders die von Jeggle als positiv hervorgehobene Möglichkeit der Heimatmuseen, von subjektiven Erfahrungen ausgehend, Heimatkunde zu betreiben, läßt sich aus der Alltagsforschung ableiten. In der Konzentration auf den lokalen (subjektiven) Alltag ist der gesamtgesellschaftliche Ansatz, wie er in der Soziologie formuliert wurde, nicht berücksichtigt. Dieser Aspekt ist Kernpunkt der Kritik an der Musealisierung von Alltag in Heimatmuseen: „Wo der Alltag vom großen Ganzen abgeschnitten wird, dominiert die funktionelle, instrumentelle Perspektive; die Gebrauchswerteigenschaften der Dinge werden vorgeführt, aber weder der soziale Sinn noch die kulturelle Bedeutung der Dinge erschlossen.“²² Prinzipiell gelten die Aufgabenzuweisungen sowohl für ländliche wie für städtische Heimatmuseen, sie lassen sich jedoch teilweise auch auf Stadtmuseen übertragen.

Zwischen den Existenzbedingungen der Heimatmuseen einerseits und den akademischen Ansprüchen andererseits besteht ein weites Feld museumspraktischer

¹⁷ Siehe dazu Meynert/Rodekamp (wie Anm. 4); Thomas Antonietti (wie Anm. 16), S.133.

¹⁸ Burckhardt-Seebass (wie Anm. 5), S. 257.

¹⁹ Oliver Bätz: Alltag im Blick – Heimat in Sicht, in: Bätz/Gößwald (wie Anm. 14), S. 49.

²⁰ Jeggle (wie Anm. 15), S. 17; Ders.: Heimatmuseum, in: Gottfried Fliedl et al. (Hg.): Wie zu sehen ist, Wien 1995, S. 120 ff.

²¹ Jeggle (wie Anm. 15), S. 27. Dies wird in der Sonderausstellung „1948/49. Revolution der deutschen Demokraten in Baden“ vom Badischen Landesmuseum versucht. Neben Texten und Inszenierungen versuchen Schauspieler, die Besucher in die Ausstellung zu integrieren (Landesausstellung vom 18.2.1998-2.8.1998, Baden-Baden 1998).

²² Gottfried Korff: Einleitung, in: Ders./Roller (Hg.): Alltagskultur passé? Tübingen 1993, S. 28.

Entfaltung. Die Umsetzung wissenschaftlicher Vorgaben hängt dabei vor allem von der Museumsbetreuung ab. Im Museumsverband Baden-Württemberg wurde festgestellt, daß die nicht-professionellen Konservatoren an wissenschaftlichen Tagungen immer weniger teilnehmen.²³ Der Konservator des Langnauer Heimatmuseums bemerkt dazu „[...] ich hab ein bißchen Schwierigkeiten gehabt, eben in meiner Stellung“. Durch die mangelnde Anerkennung der Arbeit von Nicht-professionellen sind diese indirekt von der Teilnahme an aktuellen wissenschaftlichen Diskussionen ausgeschlossen. Ein in der Schweiz geplantes Projekt soll hier Abhilfe schaffen: Der Verband Museen der Schweiz (VMS) plant Ausbildungskurse für nicht-professionelle Betreuer und Betreuerinnen kleiner Museen. In diesen soll über Sinn und Aufgaben von Museen nachgedacht, theoretische Hintergrundinformationen und Literatur geboten und Kontakte vermittelt werden.²⁴

In den folgenden Kapiteln werden die zwei Ortsmuseen in Langnau und Bietigheim-Bissingen im Hinblick auf die Bedeutung von Alltagskultur innerhalb ihrer Konzepte detailliert untersucht: ein Museum, welches anhand seiner Entwicklung und Betreuung einen traditionellen Zuschnitt aufweist, und ein Museum, welches wissenschaftlich konzipiert und betreut wird. Die Kapitel werden durch die Untersuchung der Sonderausstellung „Alltag in Karlsruhe“ ergänzt.

²³ Den Publikationen „Experiment Heimatmuseum“ und „Heimatmuseum 2000“ liegen Tagungen zugrunde. Diese Entwicklung ist vom Museumsverband Baden-Württemberg bereits vor Jahren festgestellt worden.

²⁴ Josef Brülisauer: Die Ausbildung für Betreuer kleiner und mittlerer Museen in der Schweiz, in: ICOM (Hg.): Reif für das Museum?, Münster 1995, S. 105-111; Diese Beratung wird in der Bundesrepublik Deutschland von den einzelnen Bundesländern unterschiedlich gehandhabt: In Nordrhein-Westfalen sind dafür beispielsweise Museumsämter zuständig, in Baden-Württemberg die Landesstelle für Museumsbetreuung, in Niedersachsen der Museumsverband. Seit Beginn der 80er Jahre gibt es in der Bundesrepublik auch von Historikern veranstaltete Weiterbildungsmöglichkeiten für Heimatforscher (Hauptmeyer: Landesgeschichte heute, Göttingen 1987, S. 77ff).

4.2 Das „Heimatmuseum Chüechlihus“ in Langnau im Emmental

4.2.1 Einige Aspekte zur Geschichte des Emmentals

Im folgenden sollen die demographische Entwicklung und die damit verbundenen sozialen und ökonomischen Veränderungen im Emmental kurz skizziert werden, um die im Heimatmuseum getroffene Themenauswahl vor dem historischen Hintergrund werten zu können.

Während die Geschichte Berns und des Emmentals bis 1798 in relativ umfangreichen, allerdings etwas älteren Werken publiziert vorliegt²⁵, ist die historische Aufarbeitung des 19. und des 20. Jahrhunderts nach Thomas Hengartner immer noch ein Desiderat. Ich stütze mich daher vorwiegend auf die Arbeit Hengartners, der im Rahmen einer Untersuchung religiöser Sondergruppen im Emmental einen sozialhistorischen Überblick vom 15. bis zum 20. Jahrhundert bietet²⁶, sowie auf die Arbeit über den Ort Langnau von Benedikt Bietenhard.²⁷ Beide Arbeiten sind dem Museumsleiter des Heimatmuseums Chüechlihus bekannt.

Das Emmental gelangte während des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts vollständig in bernischen Besitz; der Stadtstaat übernahm nach der Reformation auch die Besitz- und Herrschaftsrechte der Emmentaler Klöster Trub und Röthenbach.²⁸

Die Verdoppelung der Bevölkerung im Emmental zu Beginn des 16. Jahrhunderts führte zunächst zum Ausschöpfen aller Landreserven (durch Rodung, Ansteigen der Dauersiedlungsgrenze und Ansiedlung in den Schachen, den überschwemmungsgefährdeten Gebieten der Emme). Schließlich entstanden zwei Klassen von Landbewohnern: grundbesitzende Bauern und Landlose, die als ländliches Proletariat vorwiegend in den Schachen lebten.²⁹ Die zunehmende Landnot führte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu einer Aufteilung der Allmenden und damit zu einer Ausbreitung der für das Emmental bis heute typischen Einzelhofwirtschaft. Trotz der sich andeutenden Probleme war die Ernährungsbasis im Emmental aufgrund der Einzelhof- und Wechselwirtschaft und der langsamen

²⁵ Richard Feller: Geschichte Berns, 4 Bde., Bern 1946-1960; Fritz Häusler: Das Emmental im Staate Bern bis 1798, Bd. 1, Bern 1958, Bd. 2, Bern 1968.

²⁶ Thomas Hengartner: Gott und die Welt im Emmental, Bern/Stuttgart 1990.

²⁷ Benedikt Bietenhard: Langnau im 18. Jahrhundert. Die Biographie einer ländlichen Kirchengemeinde im bernischen Ancien Régime, Diss. Thun 1988.

²⁸ Hengartner (wie Anm. 26), S. 67/68.

²⁹ Ebd., S. 70-72.

Verbreitung der Kartoffel als Nahrungsmittel so gut, daß sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine der bevölkerungsmäßig größten Gemeinden innerhalb des bernischen Landesteils bilden konnte.³⁰

Etwa ab dem 17. Jahrhundert konnte die Bevölkerung nicht mehr allein durch die Landwirtschaft ernährt werden. Aufgrund des Anerbenrechtes wurden landwirtschaftliche Arbeitskräfte frei, die ab dem 17. Jahrhundert zunehmend in die Käserei gingen (und Küher auf den Alpen wurden). Ab dem 19. Jahrhundert wurde Käse auch im Tal produziert. Die Käsewirtschaft brachte eine Umstellung von der Acker- auf die Weidewirtschaft, sie vergrößerte soziale Unterschiede und bewirkte eine Abnahme der Beschäftigungsmöglichkeiten auf dem Agrarsektor. Im 17. Jahrhundert beginnend, entwickelte sich fortan die Leinwandproduktion im Emmental im zur Hochblüte – eine Entwicklung, die allerdings mit der Mechanisierung der Textilindustrie wieder fast zum Erliegen kam. Im selben Zeitraum wurde, trotz mangelnder Reserven, Holz exportiert; auch gehörte das Emmental im 18. Jahrhundert zu den bedeutenden Pferdeexporteuren (z.B. Versorgung mit Pferden im Siebenjährigen Krieg), ein Wirtschaftszweig, der anschließend schnell wieder zurückging.³¹

Ende des 18. Jahrhunderts deutete sich im Emmental „eine schleichende Strukturkrise“³² an. Neben erschwerenden klimatischen und politischen Bedingungen (Kleine Eiszeit, Folgen des Dreißigjährigen Krieges) führte die Umstrukturierung der Landwirtschaft zu einem Arbeitskräfteüberschuß, und mit dem Niedergang des Leinwandgewerbes verarmten viele Tagelöhner, Kleinbauern und Kleinhandwerker. Da die Allmende aufgeteilt war, stand kein Land für die Ortsarmen mehr zur Verfügung. Gleichzeitig wurden die Gemeinden finanziell stark belastet, da sie auch die abgewanderten Bürger unterstützen mußten.³³

Im 19. Jahrhundert begann die verkehrsmäßige Erschließung des Emmentals. Hengartner legt dar, daß „die Linienführungen sowohl der Schiene als auch der neu erstellten Straßen [...] nur in kleinerem Maße die historische Siedlungsstruktur“ (Einzelhoflandschaft) berücksichtigten.³⁴

³⁰ Ebd., S. 72-74.

³¹ Ebd., S. 80ff.

³² Bietenhard (wie Anm. 27), S. 274.

³³ Hengartner (wie Anm. 26), S. 85-87.

³⁴ Ebd., S. 97.

1880 liegt der Anteil der in der Landwirtschaft Beschäftigten mit 59% weit über dem Berner Durchschnitt, eine Entwicklung, die sich bis heute fortsetzt.³⁵ Die Dominanz agrarischer Strukturen verhinderte eine Entwicklung des gewerblich-industriellen Sektors und war u.a. mit Mängeln im Gesundheits- und Bildungswesen verbunden.³⁶

Die verschiedenen Aspekte trugen dazu bei, daß trotz des kantonal höchsten Geburtenüberschusses durch die Abwanderung der Emmentaler teilweise ein Mangel an Arbeitskräften entstand. Für die schleppende Durchsetzung der Industrialisierung macht Hengartner zusätzlich die späte Einführung des Kredit- und Sparwesens verantwortlich.³⁷

Die aufgezeigten Entwicklungen beziehen sich auf das gesamte Emmental. Die Situation in den größeren Orten Langnau, Trubschachen und auch Burgdorf sah z.T. weniger dramatisch aus. Der Ort Langnau besaß seit dem 15. Jahrhundert Marktrechte, wurde zum Umschlagsort für die oben genannten Wirtschaftszweige und aufgrund seiner zentralen Lage zu einem Dienstleistungszentrum für ländliches Handwerk und Gewerbe. Darin war Ende des 18. Jahrhunderts etwa ein Drittel der arbeitenden Bevölkerung beschäftigt. Dennoch mußte die Hälfte der Bevölkerung zwischen 1751 und 1798 aus Arbeitsplatzmangel abwandern.³⁸ Bietenhard kann in seiner Aufarbeitung des demografischen Materials für Langnau nachweisen, daß die Bevölkerung sich durch einen Rückgang der Geburten, durch Auswanderung und eine Verdichtung des Gewerbes an den Strukturwandel angepasst hat.

Heute gibt es mehrere industrielle Ansiedlungen im Emmental, die sich aus den historischen Gewerbebezweigen entwickelt haben: Nach der Aufforstung und Begründung der Plenterwirtschaft konnte sich die Holzindustrie entwickeln; es gibt einige neu angesiedelte Textilbetriebe und die – wenn auch rückläufige – Käserei.³⁹

³⁵ 1965 liegt er im Amt Signau (mit der Stadt Langnau) bei 41%, 1986 immer noch bei 33% (Schweizerischer Durchschnitt 6,1%).

³⁶ Hengartner (wie Anm. 26), S. 104/5

³⁷ Ebd., S. 114/15

³⁸ Bietenhard (wie Anm. 27), S. 298/99.

³⁹ Hengartner (wie Anm. 26), S. 110-113.

4.2.2 Das „Heimatmuseum Chüechlihus“ heute

Das Museum liegt in der Ortsmitte von Langnau (9200 Einwohner), dem Kernort der Gemeinde Langnau im oberen Emmental.



Abbildung 1: Frontansicht des Museums

Bereits 1930 wurde in zwei Räumen des aus dem 16. Jahrhundert stammenden gotischen Holzbaus, der auch das heutige Museum beherbergt, eine „Historische Sammlung“ gezeigt. 1960 übernahm die Gemeinde die Trägerschaft, die Räumlichkeiten wurden erweitert, und das „Heimatmuseum“ wurde offiziell eröffnet. Seit der Restaurierung des Gebäudes 1982 ist die Ausstellungsfläche auf das gesamte Haus ausgedehnt; sie beträgt heute ca. 200 m². Zur Zeit betreut Kurt Zutter, ein Notariatsangestellter, der aus dem Kanton Neuchatel stammt, das Museum nebenberuflich. Er wird von einem technischen Mitarbeiter und einer Museumskommission der Gemeinde, deren Mitglieder einen Teil der Führungen bestreiten, unterstützt. Der Jahresetat beträgt 50 000.- SFR für Aufsicht, Gebäudeerhaltung und Arbeitsleistung des Konservators. Darin ist ein Subventionsanteil des Kantons Bern von ca. 20% enthalten. Das Museum erhielt zweimal Lotteriegelder für Inventarisierung und Aufarbeitung (76 000.- SFR auf fünf Jahre verteilt) bzw. für Neuanschaffungen (ca. 70 000.- SFR).⁴⁰

⁴⁰ Interview mit Kurt Zutter am 22. Oktober 1992. .

Bis 1995 war das Museum von Januar bis November 42 Stunden pro Woche geöffnet, ab 1995 wurden die Öffnungszeiten auf 27 Wochenstunden und auf die Monate März bis November „gestrafft“. Der Eintritt beträgt für Erwachsene 3.- SFR, für Kinder 1.- SFR. 1994 habe 50 Gruppen eine Führung in Anspruch genommen. Die Anzahl der Führungen geht mit zunehmender Beschriftung und nach der Erarbeitung eines mehrsprachig erhältlichen Raumführers seit Juli 1995 kontinuierlich zurück. Neben dem Museumsführer und Einzeltexten zu verschiedenen Themen wird in jährlich erscheinenden Mitteilungsblättern über die laufende Museumsarbeit berichtet.

Die Unterstützung des Museums durch die politische Gemeinde und durch die Kommission gestaltete sich teilweise schwierig. Die Kommission bestand bis 1993 vorwiegend aus Vertretern der Parteien, und die Gemeinde sah keine Veranlassung für die vielen Veränderungen, die der Konservator für die Dauerausstellung vorgesehen hatte. Da er jedoch außerordentlich engagiert ist und Kontakte zum Museum im Kornhaus Burgdorf und zum Bernischen Historischen Museum geknüpft hatte, war die Kooperation für ihn nicht immer einfach.

4.2.3 Sammlungsgeschichte und Museumsentwicklung

Der Schwerpunkt des Objektbestandes liegt auf Arbeitsgeräten und Produkten aus Handwerk und Kunsthandwerk, umfaßt Exponate aus Land- und Waldwirtschaft sowie Gegenstände des sogenannten Hausfließes. Hinzu kommen einzelne Objekte zur Wohnkultur und zu besonderen Persönlichkeiten der Gemeinde. Die meisten der ca. 15 000 Objekte stammen aus dem 18. und 19. Jahrhundert, in den letzten Jahren sind vereinzelt Objekte vom Beginn dieses Jahrhunderts hinzugekommen. Etwa ein Drittel der Objekte sind im Museum ausgestellt.

Die genaue Entwicklung des Sammlungsbestandes ist in Langnau aufgrund der Quellenlage nicht nachzuvollziehen. Erst seit etwa 1982 wird eine nach Sachgruppen gegliederte Kartei erstellt; seit 1989 erfolgt eine chronologische Auflistung der Neueingänge. Informationen über den früheren Sammlungsbestand finden sich – neben den Interviewaussagen des Konservators – in Gemeindeprotokollen bzw. in Zeitungsartikeln.

Grundlage des Objektbestandes ist eine Privatsammlung des Oberlehrers Emil Aeschlimann (ca.1864-1930), der zu Beginn dieses Jahrhunderts Langnauer Keramik, Flühliglas, Gold und Münzen, Waagen, Uhren, Schmuck, Waffen, Pferdezügler, Tabakpfeifen, Beleuchtungs- und Haushaltsgegenstände, Möbel, Bilder und alte

Schriften gesammelt hatte, die er für die Gründung des Museums 1930 teilweise verkaufte. Seine Sammlungsmotivation war, Anschauungsmaterial für Schulen zusammenzutragen, wobei die Gegenstände einen positiven Eindruck vom Leben der vorigen Generationen vermitteln sollten.

Die ersten beiden 1930 gestalteten Räume enthielten ein Sammelsurium von Raritäten, Waffen, Flühliglas, Haushaltsgegenständen und als Schwerpunkt Alt-Langnauer-Keramik (Abbildung 2).



Abbildung 2: Ausstellungsraum in den 30er Jahren
(Foto: Heimatmuseum Chüechlihus)

Aus den Nachlässen von Emil Aeschlimann und der Familie Lappert erwarb das Museum in den 30er Jahren erneut Keramik und Zinngegenstände. Erst 1948 wurde der Sammlungsbestand wieder erweitert. Dem Museum wurden Alt-Langnauer Keramik aus der Sammlung Pappé, Bern, Flühliglas (1956), Dokumente und Gegenstände aus den Nachlässen der Familien Schenk von Signau (1960), Emmentaler

Glas (1967), Weißküfer-Erzeugnisse, Langnauer Öfen, eine Kirchenorgel und ein Tafelklavier im Jahre 1977 überlassen.⁴¹

Bei der räumlichen Erweiterung des Museums 1960 wurden zunächst die Keramik- und die Glasausstellung vergrößert. Der Ankauf von Objekten aus diesen Bereichen wurde teilweise von Banken und Privatbetrieben gesponsort.

Über die gegenwärtige Sammlungserweiterung sagt der Konservator aus, daß ähnliche Objekte wie in den letzten Jahren (also seit Führung einer Eingangsliste) hinzugekommen sind, allerdings vom Umfang her eher weniger. Es gibt, was für Heimatmuseen dieser Art typisch ist, keine statuarischen Anweisungen über das zu erwerbende Sachgut.

Etwa seit 1980 hat der Konservator versucht, die einzelnen Räume des Museums neu zu gestalten: zunächst die Keramikausstellung, anschließend die sogenannte Landschaftsstube, einen Musikraum mit spielbaren Instrumenten und eine Schlafkammer. Ende der 1980er Jahre wurden in Verbindung mit dem Berner Historischen Museum ein Raum über den Wunderdoktor Michael Schüpbach eingerichtet und die Glasausstellung neu konzipiert. In den letzten Jahren erfolgte vorwiegend die Neueinrichtung von Räumen zu verschiedenen Handwerken (Schuhmacherei, Langnauer Handorgelherstellung, Töpferei und Textilherstellung) sowie zur Waldwirtschaft.

Seit 1989 sind jährlich zwischen 21 und 26 Neuzugänge verzeichnet, davon 3/4 Schenkungen und 1/4 Leihgaben und Ankäufe, darunter mehrere kleinere Konvolute. Dies ist relativ wenig und stimmt mit der Aussage des Konservators überein, daß das Interesse am Museum bei der Bevölkerung nicht sehr groß sei und aus den außerhalb von Langnau gelegenen Gebieten kaum Objekte in das Museum gegeben werden. Die Schenkungen und Leihgaben bestehen vorwiegend aus den Bereichen, die im Museum ausgestellt sind: Keramik und Geschirr, Textilien und Bekleidung, Geräte zur Textilherstellung, landwirtschaftliche und handwerkliche Geräte/Materialien, Haushaltsgeräte (Apfelrüstmaschine), Haushaltszubehör, waldwirtschaftliche Geräte, medizinische Geräte, Kleinmöbeln, Militaria, Feuerwehrutensilien, Dokumente wie Fotos, Rechnungen, Lehrbriefe, Wanderbücher, Tonbandaufnahmen der Museumsorgel, Microfilme, Zeitungen, Kopien v. Ansichtskarten, Abbildungen wichtiger Gebäude und Gemälde mit regionalem Bezug, die sich als Original in anderen Museen befinden, ein Postkartenalbum, ein Liederbuch, eine Bibel, ein Tauf- und Geburtsschein sowie naturkundliche Objekte.

⁴¹ Berner Zeitung vom 27. Oktober 1982

Angekauft wurden Gegenstände wie beispielsweise eine Petroleumlampe, ein eintüriger Schrank von 1785, Haushalts- und Beleuchtungsgegenstände sowie Schmuck, ein hölzerner Vogelkäfig, Küfer-, Drechsler- und Korbwaren, ein Flühli-hund, ausgestopfte Tiere, ein Rokokotrögli von 1772, Trachten- und Textilzubehör, ein Holzkochherd, eine Balkenwaage, eine Schwarzwälderuhr, eine Bauernsilbervase.⁴² Vor Sonderausstellungen ruft der Konservator gelegentlich zur Stiftung gesuchter Objekte auf, wobei das Resultat meist geringer ist, als eine direkte Anfrage bei konkreten Personen. Die Sammlungsentwicklung ist auch abhängig von der Öffentlichkeitsarbeit des Museums. Die Lokalpresse berichtet, nach Aussage von Herrn Zutter, selten aus eigenem Antrieb über die Museumsarbeit. Daher schreibt er drei- bis viermal jährlich kleinere Berichte für die lokale Zeitung („Wochenblatt für das Emmental und das Entlebuch“) sowie ein- bis zweimal im Jahr für die regionalen Tageszeitungen, die „Berner Zeitung“ oder den „Bund“. Dies ist trotz des hohen Arbeitsaufwandes für den Konservator wenig Öffentlichkeitsarbeit.

Anhand der obigen Auflistungen läßt sich eine Sammlungsentwicklung aufzeigen, die sicherlich für viele Heimatmuseen typisch ist: Emil Aeschlimann sammelte zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorwiegend Objekte aus dem Bereich der Volkskunst sowie repräsentative Gegenstände bürgerlicher Kultur, wobei diese Sammlungstradition bis Ende der 70er Jahre von den Museumsbetreuern (zwei Lehrern und Frau Susan Roethlisberger-Berger) weitgehend übernommen wurde. Die Sammlungsentwicklung durch Schenkungen scheint aufgrund der seltenen Resonanz in der Presse vorwiegend von dem abhängig zu sein, was im Museum bereits zu sehen war: bis 1961 Langnauer Keramik, Flühliglas, Käserei, Textilien und Beleuchtungsgegenstände. Die zum Teil kuriosen Ankäufe der letzten Jahre ergeben sich dadurch, daß der Konservator bei der Gestaltung neuer Ausstellungsteile nach seinen Aussagen eine Idee zugrunde legt, eine bildliche Vorstellung, wie etwas aussehen soll. So wird die Reihe der Beleuchtungsgegenstände durch eine Petroleumlampe ergänzt, für das Mittelalter ein Harnisch erworben und für den Kamin bzw. die Schusterwerkstatt eine ausgestopfte Katze oder ein Vogelkäfig gekauft. Im Interview vom Oktober 1992 bezeichnet Kurt Zutter die Ankaufssituation als schwierig, da er nur in Absprache mit der Museumskommission Objekte erwerben kann und damit schnelle und unbürokratische Käufe unmöglich werden. Dies erklärt auch die wenigen Ankäufe. Die Situation scheint sich

⁴² Entnommen der Liste der Neueingänge seit 1989.

nach einer Neugestaltung der Kommission verbessert zu haben, ist aber in den Eingangsinventaren noch nicht sichtbar.

4.2.4 Grundlagen der Ausstellungskonzeption

Zunächst wird versucht, die ideellen, bewußt oder unbewußt programmatischen Hintergründe der Museumsarbeit aufzuspüren. Zum Teil ergeben sich aus den Gesprächen und dem Interview mit dem Konservator auch Vorstellungen, die die Darstellung von Alltag im Museum betreffen. Diese Faktoren werden dann mit dem Sammlungsbestand in Verbindung gesetzt, die zusammen den Hintergrund für die bestehende Konzeption bilden. Für das Museum in Langnau gibt es keine theoriegeleitete Aufzeichnungen über Ziele und Aufgaben der Museumstätigkeit. Der programmatische Anspruch läßt sich jedoch aus den Mitteilungsblättern sowie aus dem Interview schließen. Als Hauptaufgaben nennt der Konservator:

1. Erhaltung von oberemmentalischem Kulturgut, Pflege und Dokumentation für die Nachwelt
2. Darstellung der ländlichen Vergangenheit, Einblick in den Hausfleiss, Landwirtschaft und Gewerbe sowie Pionierleistungen
3. Würdigung der mühseligen Arbeitsweise der Altvorderen, Einblick in ihr Leben.⁴³

Wie „die Landschaft aus dem obern Emmental es aus dem Nichts zum Wohlstand brachte, und wie es sich in Notzeiten entwickelte“, soll anhand eines thematischen Zugangs gezeigt werden. Inhaltliches Ziel ist, daß „Gegenstände erscheinen und in Zusammenhänge gebracht werden, als Brücke zwischen gestern und heute. Das Alte soll neu gezeigt und das Vergangene verständlich gemacht werden. So wird Positives im Emmental für alle Welt sichtbar.“⁴⁴

In diesen Äußerungen wird eine Verbindung von Sachinteresse, d.i. eine möglichst genaue Schilderung von Tatsachen, mit einer philosophisch fundierten Geschichtsauffassung deutlich. Zutter wies im Interview besonders auf das Werk Carl Friedrich von Weizsäckers „Der Mensch in seiner Geschichte“ hin. Die Eingangsfragen dieses Werkes ‚wer sind wir?‘ und ‚woher kommen wir?‘ ent-

⁴³ Heimatmuseum Langnau i.E. Mitteilungsblatt 3, September 1992, S. 12.

⁴⁴ Heimatmuseum Langnau i.E., Mitteilungsblatt 4, Februar 1993, S. 1.

sprechen den oben genannten Vermittlungsabsichten innerhalb des Museums.

Aus dem Interview mit Kurt Zutter ergaben sich unterschiedliche Vorstellungen von Alltag: Alltag spiegele sich in den Mentalitäten; „Man müßte, wenn man könnte, so Mentalitäten darstellen [...]. Der Mensch, gleich wer, wurde nur eingeschätzt nach dem, was er da krampfen [arbeiten] konnte.“ Im Verlauf des Interviews kam Zutter immer wieder auf die Geschichte von Langnau zu sprechen: Die Machtstellung von Bern, die kirchliche Macht, die daraus resultierende Auswanderung der Täufer sowie die sozialen Unterschichten (Landstreicher, Bettler und Störgänger). Aus dieser Geschichte und der natürlichen Umgebung meint Zutter bestimmte Mentalitäten ableiten zu können, aus der Geschichte das „Beharrliche“, aus der Natur das „Beklommene, das Grüblerische [...] einfach all das Kleinliche“. Aus der Distanz des nicht gebürtigen Emmentalers sieht der Konservator diese Mentalitäten durchaus kritisch und verbindet sie beispielsweise damit, daß sich das Emmental dem Tourismus nur zögerlich öffnet. Kritische Aspekte der Emmentaler Geschichte, beispielsweise der von Thomas Hengartner dargelegte Strukturwandel oder das Thema der verschiedenen Glaubensgemeinschaften im Emmental, lassen sich nach Meinung des Konservators aufgrund des Widerstandes in der Bevölkerung nicht ausstellen.

Der Schwerpunkt der Ausstellung liegt daher auf den Herstellungsprozessen und der Materialverarbeitung in Handwerk und Hausgewerbe sowie der Material- und Formentwicklung, beispielsweise von Haushaltsgegenständen in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zutter kommentiert dies: Für den „in der Gegend bestehenden Alltag, gestern – heute usw. Dann braucht man das oder? Die ganze Materialentwicklung ist interessant.“ Diese Entwicklung sollte, so Zutter, bevorzugt in Wechselausstellungen gezeigt werden.

Die genannten Vorstellungen von Alltag sollten nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Thema Alltag erst innerhalb des Interviews an Bedeutung gewann und reflektiert wurde. Forschung und Forschungsinhalt sind also eine Beziehung eingegangen.

4.2.5 Die Ausstellungskonzeption

Verbunden mit dem Sammlungsbestand ergeben sich aus der ideellen Zielsetzung des Konservators verschiedene konzeptionelle Möglichkeiten. Da für das Museum und seine Ausstellung nie eine Gesamtkonzeption erarbeitet wurde, sondern die einzelnen Ausstellungsräume nacheinander überarbeitet oder durch neue Aus-

stellungsthemen ergänzt wurden, lassen sich Entwicklungen und Brüche feststellen. Daher werden einzelne Ausstellungsthemen in der Reihenfolge ihrer Entstehung vorgestellt: Die ältesten Ausstellungsräume, beispielsweise zur Käserei und Milchwirtschaft, beinhalten ein Konglomerat von Gerätschaften, die kaum beschriftet sind. Zu den ersten neu konzipierten Räumen gehört die Landschaftsstube, die der Entwicklung der Landschaft Emmental als Verwaltungsbezirk gewidmet ist. Dargestellt sind weltliche und kirchliche Herrschaft seit dem 16. Jahrhundert, Gerichtsbarkeit, Münzen und Gewichte. Im Interview hatte der Konservator die Befugnisse und Auswirkungen der Machtverhältnisse für die verschiedenen sozialen Gruppen ausführlich geschildert. In der Ausstellung selbst werden die Gerichtsbarkeiten, Steuern etc. anhand symbolischer Objekte vorgestellt: beispielsweise die kirchliche Gewalt („Die Landschaft entsteht im ständigen Widerstreit zwischen himmlischen und teuflischen Gewalten“) durch die Kopie eines vorreformatorischen Holzkreuzes, eine Bibel von 1571, eine Kopie aus den Stundenbüchern des Herzogs von Berry sowie Hieb- und Stichwaffen des 16.-18. Jahrhunderts aus dem Besitz des Museums. In Zitaten zur Besteuerung der Land- und Hintersassen läßt sich die Wirkung der Machtverhältnisse auf untere Sozialschichten ablesen. In diesem Ausstellungsteil wird der Versuch unternommen, ein Sammelsurium von Einzelobjekten aus dem 16.-18. Jahrhundert für eine geschichtliche Einführung zu nutzen. Der Einstieg über Gerichtsbarkeit, Besteuerung und Münzwesen hängt vermutlich auch mit dem biographischen Hintergrund des Konservators zusammen. Zusammenhänge zwischen der historischen Entwicklung und der Mentalität, wie er sie im Interview angedeutet hat, werden in der Ausstellung nicht hergestellt.

In der Folge wurden die Keramik- und Glasausstellung neu konzipiert; etwas später kamen eine Langnauer Handharfen-Werkstatt und eine Schuhmacherwerkstatt hinzu.

Die Keramikausstellung bietet einen Überblick über die Langnauer Keramik vom 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Sie besteht aus kurzen Texten zur Entwicklung der Langnauer Töpferei um 1800, der Arbeit des Hafners, der Langnauer Zierkeramik und führt über das Verschwinden der Herstellung zu ihrem Wiederaufleben nach 1920. Anhand der Objekte wird versucht, soziale Unterschiede aufzuzeigen. So gibt es ein „Alltagsgedeck des Kleinbauern und Webers um 1800“. Unterschieden werden ferner ein Festgedeck für Störgänger, ein Gedeck der ländlichen Oberschicht, eine Familien-Muesschüssel (Abbildung 3) und bürgerliches Fayencegeschirr.



Abbildung 3: Familien-Muesschüssel „gebraucht, zerbrochen, geheftet und wieder gebraucht. Für die Mahlzeiten der Kleinbauernfamilie am Werktag“

Dieser Ausstellungsteil wird durch eine Broschüre ergänzt. Darin sind weiterführende Informationen geboten; beispielsweise wird anhand einer Schreibgarnitur die Verwendung des Sandes, die Herstellung von Tinte und das Aufkommen von Löschpapier beschrieben. Die Entwicklung der Keramik im 20. Jahrhundert wird durch die teilweise mechanisierte Herstellung gekennzeichnet, deren Produkte „der Tradition (Handwerk) und der Freiheit (Kunst) verhaftet“, d.h. dem Kunsthandwerk zuzuordnen sind.

Ausgehend von den Objekten, ihren Gebrauchsspuren, den Sprüchen und den bildlichen Darstellungen hat der Konservator in Langnau Unterschiede zwischen Gebrauchs- und Ziergeschirr, zwischen bürgerlichem, groß- und kleinbäuerlichem Geschirr aufgezeigt. Verbunden mit den Herstellungsprozessen ergeben sich Einblicke in den historischen (Arbeits)Alltag.

Ergänzend wird im Dachgeschoß die Keramikherstellung gezeigt: Die Arbeitsabläufe von der Tongewinnung über die Herstellung und Verzierung von Geschirr bis zur Arbeit des „Chacheliflickers“ werden anhand eines Modells, kurzen Texten und den verschiedenen Arbeitsgeräten dargestellt. Der Vertrieb der Waren wird mittels eines Fotos ansatzweise dokumentiert.

Ganz anders als die „Keramik-Abteilung“ – nämlich als Inszenierung – sind die Werkstätten präsentiert. Mit Vogelkäfig und einem imaginären Fenster wurden



Abbildung 4: Schusterwerkstatt im Heimatmuseum Langnau

Räume im Raum geschaffen, die idyllisch wirken. Beide Werkstätten sind mit Texttafeln versehen. Ein Text zum Schuhmacherhandwerk informiert über das am häufigsten verbreitete Gewerbe in Langnau im 18. Jahrhundert: über die Vereinigung in Landzünften, über den Wechsel vom Stücklohn zum Tageslohn ab 1800 und die Trennung von gelernten Handwerkern und Störhandwerkern zu dieser Zeit. Ein zweiter Text beschreibt die Tätigkeiten und Werkzeuge des Schuhmachers: vermessen, nähen, nageln und ausputzen (allerdings ohne die Geräte genau zuzuordnen). Informationen zur Arbeitszeit (Die Herstellung von einem Paar Schuhe brauchte zwei Tage) und zur Abwertung des Schusters als Flickschuster nach den ab 1850 aufkommenden Schuhfabriken, beschließen die Texte. Auch in den Werkstätten wird der Versuch deutlich, zu einzelnen Aspekten des täglichen Lebens, besonders aber zu Arbeitsprozessen zu informieren.

Im ersten Obergeschoß sind die jüngsten, im Mai 1993 eröffneten, Ausstellungsteile zu sehen: Textilherstellung als bäuerliche Selbstversorgung und Waldnutzung. Der Aufbau dieser Abteilungen begann nach meinem Besuch und dem Interview. Anhand von Fotos, den einzelnen Bestandteilen der Pflanzen sowie den verschiedenen Geräten ist die Entwicklung vom Anbau der Pflanzen (Abbildung 5 und 6) bis zum Verspinnen der Faser in einer (halb-inszenierten) Spinnstube dargestellt (Abbildung 7).



Abbildung 5: Flachsverarbeitung



Abbildung 6: Fortsetzung Flachsverarbeitung



Abbildung 7: „Spinnstube“

Im Dachgeschoß des vorderen Hausteils wird diese Abteilung mit dem Thema „Das Leinwandgewerbe im Emmental“ weitergeführt. Anhand von Zitaten aus Erzählungen Jeremias Gotthelfs (1797-1854) werden Stimmungsbilder geschaffen, mit denen die Mentalität der Menschen im Emmental verdeutlicht werden soll. Dies ist insofern interessant, da Gotthelf als Pfarrer seine Schriften als vertiefte Seelsorge ansah, in denen er das Volk erreichen wollte, was mit dem belehrenden Anspruch des Museums korrespondiert. Gleichzeitig war Gotthelf ein Gegner des Fortschritts-glaubens, ebenfalls eine Eigenschaft, die traditionellen Heimatmuseen zugewiesen wird.

Anschließend werden die Materialien, die Arbeitsgeräte und -vorgänge der Leinwandherstellung ausführlich beschrieben und mit den entsprechenden Dialekt-ausdrücken, jedoch ohne eine genaue Zuordnung der Geräte, benannt; die historische Entwicklung des Leinwandgewerbes wird bis zu dessen Niedergang geschildert.

4.2.6 Das Verhältnis von Alltagsvorstellung und ihrer Umsetzung

Anhand der vorgestellten Ausstellungsteile lassen sich mehrere Schlüsse ziehen: Da im Museum vorwiegend Teilkonzeptionen umgesetzt wurden, die nicht aufeinander abgestimmt sind, werden kulturgeschichtliche Zusammenhänge – wird Alltagskultur nur ansatzweise sichtbar. Das eigentliche Ziel ist, zu zeigen, wie es früher gewesen ist, wie man früher gelebt und gearbeitet hat („wer sind wir?“). Der Schwerpunkt liegt auf einer genauen Beschreibung historischer Arbeitsprozesse, die ja durchaus einen Aspekt des historischen Alltags ausmachen.

Die Darstellung der Materialverarbeitung ist in der chronologischen Entwicklung der Ausstellungseinheiten immer mehr verfeinert worden; die Menge an Text mit Zusatzinformationen zum Arbeitsleben hat deutlich zugenommen.

Die Material- und Formentwicklung, die der Konservator zum Alltag zählt, wird u.a. an Beleuchtungsgegenständen gezeigt: an Kerzenherstellung und Kerzenstöcken, an Öllampen, Wagenlaternen etc. bis zur Petroleumlampe. Ergänzt wird dieser Ausstellungsabschnitt durch verschiedene Formen der Feuererzeugung. Die Darstellungsform entspricht dem Konzept der Ausstellung „Wandel im Alltag“ im Bernischen Historischen Museum, mit dem Zutter gelegentlich zusammenarbeitet. Die Ausstellung der Beleuchtungsgegenstände in Langnau ist zwar älter als die Berner Ausstellung, sie wird durch die Berner Dauerausstellung jedoch nachträglich wissenschaftlich legitimiert.

Am wenigsten konnten die von Zutter selbst postulierten „Mentalitäten“ museal umgesetzt werden. Dies scheint auch daran zu liegen, daß sich Herr Zutter in seiner Rolle als auswärtiger, ehrenamtlich arbeitender Konservator kaum besonders kritisch über die Emmentaler Mentalität, über die es ja von den Einheimischen vermutlich ganz unterschiedliche Vorstellungen gibt, äußern kann. Der Rückgriff auf Zitate von Jeremias Gotthelf ist eine geschickte Lösung. Der Konservator selbst verwies besonders auf ein ausgestelltes Album mit historischen Fotos, in dem sich Mentalitäten spiegeln würden.

4.2.7 Wertung der Museumsbesucher

Im Langnauer Heimatmuseum wurden 50 Fragebögen ausgelegt, der Rücklauf betrug 49. Mehrere Fragebögen (10) wurden von einer Gruppe gemeinsam ausgefüllt, sie sind damit nur bedingt auswertbar.

Die Besucher und Besucherinnen sind vorwiegend bürgerlicher Herkunft, überproportional vertreten sind Lehrer und Lehrerinnen (7), VertreterInnen aus Pflegeberufen (3) und Hausfrauen (3). Beide Geschlechter sind etwa gleich vertreten. Fast die Hälfte der Besucher ist über 50 Jahre alt (21); unter 35 Jahren waren 13 Personen. 34 Personen besuchten das Museum zum erstenmal, 6 waren das zweite Mal dort, und 9 waren bereits noch öfter im Museum

Das Museum wurde überwiegend mit der Familie (24) oder mit einer Gruppe (11) besucht, wobei die Aufenthaltsdauer im allgemeinen zwischen einer und eineinhalb Stunden betrug (39). Die Frage, woher die Anregung zum Museumsbesuch kam, wurde nur teilweise beantwortet. 12 Besucher hatten durch eine Broschüre, einen Museumsführer (Autoatlas, Migros-Buch zu Sehenswürdigkeiten der Schweiz) oder in der Presse vom Museum gelesen, 5 führte der Zufall ins Museum, 9 kamen nach einer Empfehlung und 2 verwiesen auf die allgemeine Bekanntheit des Hauses. Herr Zutter bedauerte im Interview, daß das Museum mehr von Auswärtigen als von Einheimischen besucht würde.

Die Resonanz auf das Museum war durchweg positiv; keinem hat das Museum nicht gefallen, 38 Befragte bewerteten das Gesehene mit sehr gut. Gelobt wurden die übersichtliche, informative Darstellung und die überschaubare Größe des Museums. Die Ausstellung sei leicht verständlich und biete „klare und sachliche Erklärung ohne progressives Soziologenkauderwelsch“.

Im Fragenkomplex, ob die Besucher und Besucherinnen in der Ausstellung Informationen zum Alltagsleben finden, ob diese genügen oder ob die Objekte für sie keinen Bezug zum Alltagsleben haben, waren mehrere Antworten möglich. Die meisten entschieden sich in Langnau für die Antwort: „In diesem Museum wird in erster Linie das Alltagsleben der kleinen Leute dargestellt“ (25). Darüber hinaus fanden sie auch Informationen zum Alltagsleben anderer Bevölkerungsschichten (16); 11 Befragten fehlten Informationen zum Alltagsleben der „kleinen Leute“. Wenn man dieses Ergebnis vorsichtig interpretiert, heißt das, daß für relativ viele Besucher die Darstellung von historischen Herstellungsprozessen und formale Entwicklungsreihen von Objektgruppen mit der Vorstellung vom Alltagsleben übereinstimmt. Es scheint, daß sich die Ausstellung mit den Publikumserwartungen weitgehend deckt, zumal auch diejenigen, denen Informationen zum Alltagsleben fehlen, das Museum als gut bewertet haben. Lediglich ein Besucher nutzte die Möglichkeit in der Begründung zur Bewertung des Museums, Mängel des Museums zu benennen: Er wies darauf hin, daß Haushalts- und Küchengeräte fast ganz fehlten.

An dieser Stelle soll – stellvertretend für alle für diese Studie durchgeführten Fragebogenaktionen – die Auswertung der schriftlichen Befragung relativiert werden:

1. Die Befragungen waren nicht repräsentativ angelegt, sie können daher nur einen Eindruck von individuellen Meinungen geben.
2. Die Befragungssituationen waren unterschiedlich: während in Langnau die Besucher beispielsweise ausdrücklich auf die Aktion hingewiesen wurden, was den Rücklauf von fast allen Fragebögen erklärt, lagen in Bietigheim-Bissingen und Waldenbuch die Fragebögen „nur“ aus, und das Aufsichtspersonal hat gelegentlich darauf hingewiesen. Hier wurden lediglich 22 (Bietigheim) bzw. 51 (Waldenbuch) von jeweils 100 ausgelegten Fragebögen ausgefüllt.
3. Daraus ergab sich, daß die Besucher und Besucherinnen, die mündlich um die Ausfüllung gebeten wurden, die Fragebögen zwar ausfüllten, aber möglichst kurz: Gruppen füllten einen Fragebogen gemeinsam aus⁴⁵, Erklärungen wurden nur von der Hälfte der Befragten gegeben. Bei der Bewertungsfrage zum Alltagsleben (dieser Begriff wurde dem der Alltagskultur vorgezogen, weil er für Laien verständlicher schien) wäre es daher auch denkbar, daß die erste und einfachste Lösung angekreuzt wurde, um sich nicht weiter mit dem Thema auseinandersetzen zu müssen.
4. Bei der Sichtung der Fragebögen wurde deutlich, daß es auch eine Frage der Höflichkeit ist, das beurteilte Museum nicht völlig abzuwerten; dies gilt besonders für die Schweiz. Hinzu kam, daß die Bewertung der Museen keine Vergleiche zuließ, d.h., es konnte nicht gefragt werden ‚gefällt Ihnen das Heimatmuseum Chüechlihus besser oder das Heimatmuseum Appenzell?‘

4.2.8 Stellungnahme des Museumsträgers

Der allgemein positiven Wertschätzung der Besucher steht die geringe Bedeutung des Museums im gesamten kulturellen Leben der Gemeinde gegenüber, in welchem die Aktivitäten der Vereine – wie von der Gemeinde Langnau mitgeteilt wurde – eine weitaus größere Rolle spielen. Als Zielgruppen des Museums wurden vom Museumsträger die Einheimischen, Touristen und Schulen genannt. Der Träger des

⁴⁵ Allerdings wurde im Fragebogen nicht darum gebeten, ihn einzeln zu beantworten, und die geringe Menge der ausgelegten Bögen ließ es vielleicht von Besuchsgruppen sinnvoll erscheinen, möglichst sparsam damit umzugehen.

Museums stimmt inhaltlich mit dem Konservator des Museums überein: Gezeigt werden sollen unbedingt „altes Brauchtum, bekannte Persönlichkeiten aus der Region und ihr Schaffen, Berufs- und Alltagsgegenstände und Werkzeuge aus früheren Zeiten, die man nicht mehr kennt, handwerkliche Kostbarkeiten.“⁴⁶ Das Museum sollte jedoch in seiner Attraktivität gesteigert werden, d.h. konkret, höhere Besuchszahlen aufweisen, da für den Träger der Aufwand für das Museum nicht mit seinem Ertrag übereinstimmt. Dazu soll das Museum auf der einen Seite vermehrt in Volkshochschulkurse einbezogen und Handwerkskunst praktisch gezeigt werden, auf der anderen Seite wurden die Öffnungszeiten reduziert.

Damit wird die vom Träger gewünschte Museumsarbeit stark von wirtschaftlichen Interessen bestimmt, so daß die Gefahr besteht, daß die sachlichen Informationen zugunsten folkloristischer Aktivitäten wie Handwerksvorführungen zurücktreten könnten.

4.2.9 Zusammenfassung

Aus dem umfangreichen (obwohl relativ langsam anwachsenden) volkskundlichen Sammlungsbestand hat der Konservator in den letzten Jahren eine Dauerausstellung erstellt, die im Bereich des Arbeitslebens im Emmental umfangreiche sachliche Informationen bietet. An mehreren Stellen wird auf die Arbeit ländlicher Unterschichten, der Störgänger, hingewiesen (Schuster als Störgänger, die tragbare Nähmaschine einer Störgängerin, das Gedeck eines Störgängers). Für den Bereich der Arbeit ist die Ausstellung kritischer, als es der Anspruch „Positives im Emmental sichtbar zu machen“ oder die Erwartungen des Museumsträgers vermuten lassen. Der Alltagsbegriff, der der Ausstellung zugrunde liegt, ist der temporale Begriff von Alltag als jeden Tag.

Das Museum bietet Ausstellungseinheiten, die mit den Prädikaten interessant, aber auch kurios bezeichnet werden können. Immerhin läßt sich anhand der Ungleichzeitigkeit der einzelnen Teile der Dauerausstellung ein Stück Museumsgeschichte nachvollziehen. Brüche dieser Art machen Heimatmuseen interessant und wertvoll.

Die Darstellung wird von den ca. 7000 jährlichen Besuchern offensichtlich gut angenommen. Dennoch hat der Konservator angedeutet, daß das Museum von der einheimischen Bevölkerung und dem Museumsträger nicht die gewünschte An-

⁴⁶ Antwortbrief des Gemeinderates der Einwohnergemeinde, Langnau vom 16. August 1995.

erkennung erhalte, was durch die Reduzierung der Öffnungszeiten unterstrichen wird.

Das Ortsmuseum in Langnau gehört zu den personenzentrierten Museen. Christa Bollinger-Karcher unterscheidet drei Typen von Museumsbetreuern und Kustodinnen: Mitglieder politischer Gemeindebehörden, Ideologen und Praktiker.⁴⁷ Der Konservator in Langnau verbindet die beiden letztgenannten Kategorien. Er ist Ideologe, da seine Aktivitäten eng mit seiner Lebensanschauung zusammenhängen und er als Reaktion auf den Zeitgeist der Gesellschaft zeigen will, wie „die Landschaft aus dem obern Emmental es aus dem Nichts zum Wohlstand brachte und wie es sich in Notzeiten entwickelte“. Gleichzeitig plant und realisiert er die praktische Umsetzung. Christa Bollinger-Karcher weist darauf hin, daß sich die praktische Arbeit verselbständigen kann. Ebenso kann sich die ideologisch motivierte Museumsarbeit nachteilig auswirken, als unreflektierte Deckung von Publikumsbedürfnissen oder als Rückzug aus der musealen Kommunikation, da das Publikum die individuellen Erkenntnisse des Museumsbetreuers nicht annimmt.⁴⁸ Für das Museum in Langnau treffen diese Negativerscheinungen nicht zu. Der Konservator ist zwar ein passionierter Museumsman, der fast jede freie Minute im Museum verbringt; seine Museumsarbeit hat jedoch das Ziel, dem Publikum etwas zu bieten.

Das Museum entspricht, wie aus der Besucheruntersuchung ersichtlich, damit weitgehend den Erwartungen der Besucher und Besucherinnen. Wenn die lokale Bevölkerung das Museum nicht in der Weise annimmt, wie sich Gemeinde und Konservator das wünschen, liegt das vermutlich eher an den lokalen Strukturen (die außerhalb Langnaus ländlich geprägt sind: weit auseinanderliegende Höfe, d.h. lange Wege zum Museum) und an den Einstellungen zur Geschichte und zur Institution Museum. Vielleicht ist die Motivation, Landwirtschaft und Waldwirtschaft im Museum zu sehen, für den Personenkreis nicht besonders hoch, der diese Tätigkeiten noch selbst ausübt. Dies gilt besonders, da die Landwirtschaft im Emmental weniger technisiert ist als in anderen Kantonen (beispielsweise Appenzell), so daß sich nicht in der Schärfe ein Gegensatz von Gestern und Heute ergibt. Die ländliche Bevölkerung im Emmental könnte man vielleicht für Themen interessieren, die mit eigenen (positiven) Erfahrungen verbunden sind: Elektrifizierung, verkehrsmäßige Erschließung des Emmentals oder die Veränderungen des Emmentals als Kulturlandschaft. Genaue Aussagen leßen sich nur auf der Basis einer Nichtbesucher-

⁴⁷ Christa Bollinger-Karcher: Ortsmuseen, Lizentiatsarbeit, Typoskript Zürich 1975, S. 45.

⁴⁸ Ebd., S. 47/48.

Befragung treffen, die aber unterbleiben mußte.

Die Museums- und Sammlungsentwicklung ist, wie auch an der Herkunft der Betreuungskräfte ersichtlich, von einer bürgerlichen Weltanschauung geprägt. Dies wird durch den Standort Langnau als Dienstleistungszentrum im Emmental unterstützt. Das Publikum besteht vorwiegend aus (bürgerlichen) Langnauern und Touristen. Dem wird beispielsweise in einer Sonderausstellung zum Markttort Langnau (Frühjahr 1996), in dem sich der Wohlstand präsentiert, Rechnung getragen. Die Vor- und Nachteile des Museumskonzeptes sollen noch einmal skizziert werden:

Das Museum verfügt über eine recht umfangreiche und über einen längeren Zeitraum entstandene Sammlung. Diese ist zwar relativ einseitig auf repräsentative Gegenstände ausgerichtet, umfasst aber auch umfangreiche Bestände zur Dokumentation von landwirtschaftlichen, waldwirtschaftlichen, handwerklichen und hauswirtschaftlichen Arbeiten. Zudem besitzt der Konservator eine Offenheit, auch neue Sammlungsgebiete zu erschließen. Damit gehört das Museum nicht zu den von Gottfried Korff kritisierten und in Folge des Museumsbooms entstandenen „Wenigzellern“, in denen sich nur eine Sammlung von Belanglosigkeiten befindet.

Im Museum werden Arbeitsvorgänge anhand historischer Geräte dokumentiert und durch literarische Zitate und Fotos ergänzt. Diese weitgehend sachliche Dokumentation entspricht zwar nicht der wissenschaftlichen Forderung nach einer Einbindung der Arbeit in einen umfassenden sozialgeschichtlichen Kontext, ist jedoch mehr, als man von einer ehrenamtlichen Nebentätigkeit eines Laien erwarten kann.

Die Präsentation ist eng objektgebunden. Die Objekte sind arrangiert, aber – außer in Sonderausstellungen und in den Werkstätten – wenig inszeniert. Die Texte und der inzwischen erstellte Raumführer zeugen vom informativen und belehrenden Charakter des Museums; dies entspricht der Forderung nach der Bildungsinstitution Heimatmuseum. Die Darstellungsweise regt jedoch kaum zu eigenen Reflexionen an. Christa Bollinger-Karcher resümiert nach der Untersuchung von Besuchern von Heimatmuseen, daß diese eine „aussengeleitete Führung“ erwarten. Im Hinblick auf die Manipulationsfähigkeit der Rezipienten stellt sich die Frage, inwieweit das Museum in Langnau regressiv und kompensatorisch ausgerichtet ist oder inwieweit es Aufschlüsse über die Geschichtlichkeit der Gegenwart und Möglichkeiten der Zukunftsgestaltung gibt.

Hier scheint vor dem Hintergrund des potentiell Machbaren der größte Mangel des Museums zu liegen. Das Museum ist, von einer Ausnahme abgesehen, aus-

schließlich retrospektiv: Gezeigt wird, wie es früher war. Der (wissenschaftlich geforderte) Gegenwartsbezug fehlt.

Begänne man die Ausstellungsteile zur Flachsverarbeitung und Textilherstellung mit einem Blick in die in Langnau noch ansässige Textilweberei, so würde sich sofort ein ganzes Spektrum von Veränderungen zeigen. Ginge man, davon ausgehend, den Fragen nach dem technischen Wandel, der Veränderung des Arbeitsplatzes, der Situation der Arbeitskräfte, dem Bedeutungswandel des heutigen Produktes Leinen nach, so böten sich Bilder vom Wandel des Alltags.

Mit diesen kritischen Bemerkungen sollen die Leistungen des Konservators, der das Museum gewissermaßen in seiner Freizeit aufbaut, nicht geschmälert werden. Es ist zu hoffen, daß der Museumsträger seine Leistung honoriert und nicht im Zuge einer Umstrukturierung oder Modernisierung zur Uniformierung der Heimatmuseumskultur beiträgt.

4.3 Alltagskultur im Stadtmuseum

4.3.1 Stadtkultur als Forschungs- und Ausstellungsthema

Während historische oder heimatkundliche Ortsmonographien bereits seit dem 18. Jahrhundert (von Kameralisten) entstanden sind, gibt es umfassende Darstellungen einzelner Städte und Gemeinden als wissenschaftlich betriebene Forschungen in der volkskundlichen deutschsprachigen Forschung erst seit dem Zweiten Weltkrieg.⁴⁹ Frühere Ansätze einer gegenwartsorientierten Großstadtforschung nach dem Ersten Weltkrieg (Adolf Spamer, Will-Erich Peuckert, Leopold Schmidt) sowie der Einfluß der amerikanischen Anthropologie konnten erst nach dem Zweiten Weltkrieg auf den weiteren Forschungsverlauf wirken.⁵⁰ Nach der Entstehung zahlreicher Gemeindestudien in den 60er und 70er Jahren wandte sich die Volkskunde im Zusammenhang mit dem 24. Volkskunde-Kongreß in Berlin 1985 auch der (Groß-)Stadt zu⁵¹.

Die Entwicklung der volkskundlichen Stadtforschung ist mehrfach von Ruth-E. Mohrmann dargelegt worden. Mohrmann verweist auf die Arbeiten der „Münchner Schule“, in denen sich „neue Zugänge zu städtischen Lebensformen und -normen, zum städtischen Alltagsleben“⁵² äußern, und auf die Arbeiten des Frankfurter Lehrstuhls. Weitere Themenkomplexe ergeben sich aus der Untersuchung der Stadt-Umland-Beziehungen⁵³ und der gegenwärtigen Stadt als volkskundlichem Untersuchungsraum. Dabei kommt Mohrmann 1990 zu dem überraschenden Schluß, daß städtischer Lebensstil nicht im Alltag, sondern besonders gut an seiner Festkultur zu manifestieren sei. In ihrem jüngsten Artikel zu diesem Thema erweitert sie das Spektrum der gegenwartsorientierten volkskundlichen Arbeiten zur

⁴⁹ Siehe dazu: Paul Hugger: Volkskundliche Gemeinde- und Stadtteilmforschung, in: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde, Berlin 1994, S. 273ff.

⁵⁰ Vergleiche Thomas Scholze: Im Lichte der Großstadt. Volkskundliche Erforschung metropolitaner Lebensformen, Wien 1990; Matti Räsänen: Die Stadt als Forschungsgegenstand, in: Nils Arvid Bringéus et al. (Hg.): Wandel der Volkskultur in Europa, Bd. 1, Münster 1988, S. 105ff.

⁵¹ Theodor Kohlmann/Hermann Bausinger (Hg.): Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. Deutscher Volkskunde-Kongreß, Berlin 1985;

⁵² Ruth-E. Mohrmann: Die Stadt als volkskundliches Forschungsfeld, in: ÖZfV 44 (1990), S. 133.

⁵³ In Münster entstanden innerhalb des Sonderforschungsbereiches 164 „Vergleichende geschichtliche Stadtforschung“ und des volkskundlichen Projektes „Stadt-Land-Beziehungen“ Arbeiten zum städtischen Bauen und Wohnen und zur Ausstrahlung städtisch-bürgerlicher Kultur auf das Umland.

Stadtkultur inhaltlich und methodisch.⁵⁴ Die sozialwissenschaftliche Orientierung der Volkskunde hat - nach Mohrmann - „mit der Alltagskultur und Alltagsgeschichte und den Sozialbeziehungen andere Bereiche des städtischen Volkslebens ins Blickfeld gerückt“⁵⁵, besonders im Bereich der materiellen Alltagskultur. Hier zeigt sich ansatzweise, daß das Thema Alltag der Erforschung städtischer Kultur neue Impulse gegeben hat.

Während Ruth-E. Mohrmann die Meinung vertritt, daß die Volkskunde eine Reihe Untersuchungen zur Stadt vorzuweisen hat, spielt die volkskundliche Stadtforschung nach Arnold Niederer und Paul Hugger, deren Züricher Lehrstuhl ein Zentrum der gegenwartsbezogenen Stadtforschung ist, eine eher untergeordnete Rolle innerhalb des Faches Volkskunde.⁵⁶ Diese unterschiedliche Bewertung ist in den differierenden Forschungsansätzen zur Stadtkultur begründet. Den geringen Stellenwert der Stadtforschung sehen Niederer und Hugger auch in der Schweiz gegeben, in der zur Stadtkultur und -geschichte ebenfalls nur Einzeluntersuchungen vorliegen.⁵⁷

Die Gründe dafür liegen in der Komplexität städtischer Strukturen und in der Frage nach den Forschungsmethoden. Volkskundliche Untersuchungen haben sich daher meist mit Einzelaspekten (nach dem Vorbild der französischen Ethnologie) befaßt: Einer bestimmten sozialen oder ethnischen Gruppe, einem Stadtteil, der Vereinskultur oder der Entwicklung der Stadt innerhalb eines bestimmten Zeitraumes; d.h. die am Dorf erprobten Untersuchungselemente wurden auf die Stadt übertragen, ohne das Spezifische städtischer Kultur zu thematisieren. Hinzu kommen Definitions- und Abgrenzungsprobleme: Die Stadt läßt sich nicht präzise defi-

⁵⁴ Ruth-E. Mohrmann: Methoden der Stadtgeschichtsforschung aus volkskundlicher Sicht, in: Fritz Mayrhofer (Hg.): Stadtgeschichtsforschung. Aspekte, Tendenzen, Perspektiven, Linz/Donau, 1993, S. 204ff.

⁵⁵ Ebd., S. 211.

⁵⁶ Arnold Niederer: Volkskundliche Forschungsrichtungen in den deutschsprachigen Ländern, in: Isaac Chiva/Utz Jeggle (Hg.): Deutsche Volkskunde – französische Ethnologie, Frankfurt 1987, S. 60ff; Hugger (wie Anm. 49), S. 279. Im Register der Zeitschrift für Volkskunde wird unter dem Stichwort „Stadtkultur“ lediglich auf zwei Tagungsberichte verwiesen.

⁵⁷ Vergleiche Ueli Gyr: Volkskunde und Stadt – Volkskundler in der Stadt? Zur Situation städtischer Kulturforschung in der Schweiz, in: Theodor Kohlmann/Hermann Bausinger (Hg.): Großstadt (wie Anm. 51), S. 157-165; Bruno Fritsche: Moderne Stadtgeschichtsforschung in der Schweiz, in: Christian Engeli/Horst Matzerath (Hg.): Moderne Stadtgeschichtsforschung in Europa, USA und Japan, Stuttgart 1989, S. 153-163; Paul Hugger: Kleinhüningen. Von der „Dorfidylle“ zum Alltag eines Basler Industriequartiers, Basel 1984.

nieren, da die Verstädterung und Verbürgerlichung auch das Land erreicht hat, in Ballungsgebieten eine flächendeckende Verstädterung stattgefunden hat etc. Um so schwieriger ist es, einen städtischen „Lebensstil“⁵⁸ – dieser Begriff wurde von Karl-S. Kramer geprägt⁵⁹ – in seiner kulturellen Dimension auszumachen⁶⁰. Die hier angesprochenen Probleme zeigten sich explizit auf dem zweiten deutschschweizerisch-französischen Kolloquium zu „Städtisches Leben und pratique rituelle“ (1986): Aus den unterschiedlichen Wissenschaftstraditionen resultierend, wurden von den französischen und deutschen Teilnehmern unterschiedliche Aspekte als Stadtspezifika wahrgenommen. Gegenüber den klassisch strukturalistisch angelegten französischen Arbeiten hatten die deutschsprachigen Beiträge Einzelaspekte des Alltags zum Thema (Promenieren und Spazieren, Kulturzüge des Bürolebens) bzw. Subkulturen in ihren identitätsbildenden Ausdrucksformen (Rocker, Wilde Cliques).

Entsprechend seiner bisher geübten Kritik an Mikrowelten warf Gottfried Korff den Referenten vor, daß sich die Stadt nicht aus der Summe von Kleinwelten konstituiert, sondern deren Produkt ist.⁶¹ Dies hatte auch Helge Gerndt im Sinn, als er die (Groß)-Stadt in ihrer Gesamtheit, als kulturelles Gebilde, als kulturellen Vermittlungsraum oder als Vorstellungsbild für die volkskundliche Forschung zugänglich machen wollte. Hauptziel sei dabei eine Annäherung an das kulturelle Alltagsleben. Zu fragen wäre dabei (er bezieht sich beispielhaft auf München) „Wie wird München von seinen Bewohnern, wie von Fremden gesehen? Wie wird dort der Alltag erfahren? In welchen Bildern lebt die Stadt, das Quartier, die Straße beim alltäglichen Lebensvollzug? Unter welchen Bedingungen? Und welchen Einfluß haben sie und ihr Wandel auf die täglichen Lebensentscheidungen?“⁶² Aus Fachtradition bezogen sich diese Fragen bevorzugt auf die Alltagswelt der Unter- und Mittelschichten, zu denen auch die „Masse von Angestellten und Beamten“ gehöre.⁶³ Dies deckt sich nur teilweise mit dem Anspruch der Historiker, eine

⁵⁸ Vergleiche Volker Hauff (Hg.): Stadt und Lebensstil. Thema Stadtkultur, Weinheim, Basel 1988.

⁵⁹ Vergleiche Karl S. Kramer: Volksleben in Holstein (1500-1800). Eine Volkskunde aufgrund archivalischer Quellen, Kiel 1987, S. 324ff.

⁶⁰ Vergleiche Ina-Maria Greverus: Kultur und Alltagswelt (Notizen Sonderausgabe Nr. 26), Frankfurt 1987, S. 145ff; Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede, Frankfurt 1984, S. 283.

⁶¹ Sabine Künsting: Städtisches Leben und pratique rituelle, in: ZfV 83 (1987), S. 82/3.

⁶² Helge Gerndt: Großstadtvolkskunde – Möglichkeiten und Probleme, in: Kohlmann /Bausinger (wie Anm. 51) S. 18/19.

„histoire totale“, d.h. eine Verknüpfung von Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur wenigstens für den Mikrokosmos einzelner Städte zu erarbeiten.

In den Übersichten zur Entwicklung der deutschen historischen Stadtgeschichtsforschung, die fast alle von Jürgen Reulecke verfaßt wurden, wird deutlich, daß diese wesentliche Impulse von verschiedenen Nachbardisziplinen, u.a. der Volkskunde, erhalten hat und von den innerwissenschaftlichen Veränderungen im Bereich der Alltagsgeschichte und den neuen Bedürfnisinteressen der „Geschichtskonsumenten“ profitiert hat.⁶⁴ Dazu gehören die Entdeckung der Stadt als Mikrokosmos sowie der Einfluß der Arbeitergeschichte auf die Stadtforschung. Dies gilt umgekehrt auch für die Volkskunde. Dabei ist z.T. eine enge Symbiose von Stadtgeschichte, Alltagsgeschichte und deren Musealisierung entstanden.⁶⁵

So entstanden in verschiedenen Städten als Orten industrieller Produktion Museen zur Industrie- und Arbeiterkultur, beispielsweise das Museum der Stadt Rüsselsheim, das Museum der Arbeit in Hamburg, das Zentrum Industriekultur in Nürnberg und das Museum für Technik und Arbeit in Mannheim. Eine Reihe von städtischen Sonderausstellungen haben speziell den Alltag zum Thema gemacht, z.B. Alltag in Wien seit 1848 (1979) und Alltag in Karlsruhe (1990). Schließlich wird Stadtgeschichte auch in Heimatmuseen präsent.⁶⁶

Die wissenschaftliche Stadtgeschichts- und Stadtkulturforschung hat vom Paradigma Alltag wesentliche Anregungen erhalten, wird zunehmend differenzierter und hat sich sowohl in Museumsgründungen wie auch in deren Inhalten niedergeschlagen. Dennoch ist die Musealisierung von Stadtkultur von Konrad Köstlin auf einer Tagung über Stadtmuseen scharf kritisiert worden. Er sieht „in der Auratisierung des Städtischen [...] eine Lebensform als Kulturstil stillgestellt und im Museum dem Historischen entzogen [...] Aber das Städtische kann als besondere Lebensform erst gedacht, benannt und kultiviert werden, wenn die Gesellschaft dieses

⁶³ Burkhard R. Lauterbach: Großstadtalltag im Museum? – Beispiel Berlin, in: Kohlmann/Bausinger (wie Anm. 51), S. 265.

⁶⁴ Jürgen Reulecke: Moderne Stadtgeschichtsforschung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Engeli/Matzerath (wie Anm. 57), S. 21-36; Ders.: Fragestellungen und Methoden der Urbanisierungsgeschichtsforschung in Deutschland, in: Mayrhofer (wie Anm. 54), S. 59ff.

⁶⁵ Vergleiche Stadtgeschichte als Kulturarbeit. Beiträge zur Geschichtspraxis in Berlin-Ost und -West, Berlin 1991.

⁶⁶ Vergleiche Burkhard R. Lauterbach: Großstadtalltag im Museum? (wie Anm. 63) S. 263-274; Heinz Reif/Sigrid Heinze/Andreas Ludwig: Schwierigkeiten mit der Tradition. Zur kulturellen Praxis städtischer Heimatmuseen, in: Korff/Roth (Hg.): Das historische Museum, Frankfurt 1990, S. 239.

Städtische als Besonderheit identifiziert.“⁶⁷ Für die Musealisierung des Städtischen im Museum und außerhalb der Museumsräume, besonders aber für das „neue Museumsdesign“, macht er das Paradigma „Alltag“ verantwortlich.⁶⁸

Der erste Teil der Kritik richtet sich dagegen, einen speziell städtischen Lebensstil anzuerkennen, der sich von anderen Lebensformen unterscheidet, dieser sei erst von der Gesellschaft als solcher hervorgehoben worden; der zweite Teil der Kritik betrifft die von Lübke festgestellte allgemeine Musealisierung der Gesellschaft.

Ähnlich wie bei Gottfried Korff in seiner Kritik der Heimatmuseen wird hier – ebenfalls mit dem Modewort der Auratisierung – ein ganzer Museumstyp wie auch die Musealisierung des Städtischen allgemein als eine museale Tendenz undifferenziert verurteilt. Die Alltagsforschung allgemein wie auch spezielle Ansätze zur Erforschung von Stadtkultur (s.o.) bieten eine Reihe von Fragestellungen für eine kritische Erforschung städtischen Alltags. Damit sind den Museen Möglichkeiten gegeben, die nicht nur auf eine Auratisierung des Städtischen hinauslaufen dürften.

In der nun folgenden Fallstudie soll den Fragen nachgegangen werden, welche Gestaltungsmöglichkeiten dem Museum aufgrund seiner Bedingungen gegeben sind, ob die Stadt- und Alltagsforschung direkt oder indirekt auf die Museumskonzeption und Ausstellungstätigkeit Einfluß genommen hat und welche der bisher genannten Anregungen innerhalb des Museums genutzt und gestaltet wurden – oder auch nicht. Im Anschluß daran läßt sich auch feststellen, inwieweit die Kritik Köstlins seine Berechtigung hat.

⁶⁷ Konrad Köstlin: Die Musealisierung des Städtischen, in: Museumsblatt 12, Dez. 1993, S. 47.

⁶⁸ Ebd., S. 48.

4.4 Das „Stadtmuseum Hornmoldhaus“, Bietigheim-Bissingen

Elf Jahre nach dem Beschluß des Gemeinderates, im Hornmoldhaus ein Museum einzurichten, wurde 1989 anlässlich des Stadtjubiläums die Ausstellung „1200 Jahre Bietigheim“ eröffnet, die in weiten Teilen als Dauerausstellung des heutigen Museums zu sehen ist.⁶⁹ Der Museumsträger, die Stadt Bietigheim-Bissingen, hatte den Gebäudekomplex im Stadtzentrum, ein Bürgerhaus (Fachwerkbau) aus dem 16./17. Jahrhundert, zuvor restauriert. Die Ausstellungsfläche im Hornmoldhaus und im dahinterliegenden Sommerhaus beträgt 600 m².

Das Museum, welches dem Kulturamt untergeordnet ist, wird von einer hauptamtlichen Leiterin mit volkskundlicher Ausbildung, die eine halbe Stelle innehat, sowie deren Stellvertreterin, ebenfalls Volkskundlerin mit halbem Deputat, betreut. Beiden Frauen steht halbtags eine Sekretärin zur Verfügung, außerdem eine „praktische Kraft“, die acht Stunden pro Woche arbeitet. Bis 1993 gab es eine ABM-Stelle für Inventarisierung.

Das Museum verfügt über einen Ankaufsetat von ca. 30 000.-DM, ca. 15 000.-DM für jede Sonderausstellung und 4000.-DM für die Anschaffung von Fachbüchern. Das Museum ist wöchentlich 32 Stunden geöffnet, an einem Tag verlängert bis 20 h. Der Eintritt ist frei.

Die fachlich personelle Besetzung ist für ein Museum dieser Größenordnung zu wenig, dennoch scheinen die Arbeitsbedingungen durch die Wertschätzung der Museumsarbeit, besonders auch des Museumsträgers, relativ gut zu sein.

Anlässlich des Stadtjubiläums entstand ein Textband zur Ausstellung⁷⁰; die ein bis zweimal jährlich stattfindenden Sonderausstellungen werden mit kleineren Heften begleitet. Monatlich findet eine öffentliche Führung durch die Museumsleiterin statt, weitere Führungen werden vorwiegend von geschulten Laien durchgeführt.⁷¹

Die Große Kreisstadt Bietigheim-Bissingen, die 1975 durch den Zusammenschluß der Stadt Bietigheim mit der Gemeinde Bissingen und zwei weiteren Stadtteilen entstand, hat heute knapp 40 000 Einwohner. Sie liegt 23 Kilometer nördlich der Landeshauptstadt Stuttgart im mittleren Neckartal. Aufgrund ihrer verkehrsgünstigen Lage und einer gezielten städtebaulichen Entwicklung ist Bietigheim-Bissin-

⁶⁹ Siehe dazu: Dagmar Lutz: Das Stadtmuseum Hornmoldhaus in Bietigheim-Bissingen, in: Museumsblatt 12 (1993), S. 16-18.

⁷⁰ Stadt Bietigheim-Bissingen (Hg.): 1200 Jahre Bietigheim. Etappen auf dem Weg zur Stadt von heute, Bietigheim 1989.

⁷¹ Interview mit Frau Lutz am 19.5.1992.

gen heute ein (noch) intakter Wirtschaftsstandort an der Peripherie Stuttgarts. Das Stadtmuseum wird als Bestandteil der städtischen Infrastruktur gesehen, welches mit seinen Identifikationsmöglichkeiten auch einen Beitrag zur Sicherung des Wirtschaftsstandortes leistet: „Als inzwischen wichtiger Teil der kulturellen Infrastruktur der Stadt trägt es nicht zuletzt als ‚weicher‘ Standortfaktor auch zur Sicherung des Wirtschaftsstandorts Bietigheim-Bissingen bei.“⁷²

4.4.1 Die Sammlungsentwicklung

Die konzeptionelle Vorbereitung der Dauerausstellung begann 1985 in Zusammenarbeit eines Wissenschaftlers und der Arbeitsgruppe „Nutzung Hornmoldhaus“, die aus zwei Geographen, einem Archivar, einer Kulturwissenschaftlerin und einer Lehrerin bestand. Bereits seit Ende 1982 sind Objekte in einem Inventarverzeichnis aufgenommen.⁷³ Aufgrund des fehlenden Museums- und Sammlungskonzeptes gelangte in den ersten Jahren ein Sammelsurium von Gegenständen ins Museum, darunter archäologische Objekte, eine Gasmaske aus dem 2. Weltkrieg, Architekturteile, Groschenromane, Vereinsutensilien sowie Haushalts-, Handwerks- und landwirtschaftliche Geräte. 1986 begann eine verstärkte Sammeltätigkeit, da die Dauerausstellung bereits 1988 eröffnet werden sollte. Nachdem 1987 die wissenschaftliche Leitung wechselte, wurde beschlossen, die Jubiläumsausstellung als Basis für die Dauerausstellung zu nutzen. Mit Museumsschaufenster, Zeitungsaufrufen und der Suche nach Gewährspersonen begann eine intensive, unter Zeitdruck stehende Sammeltätigkeit. Im Ergebnis lag der Schwerpunkt auf Objekten aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts und aus dem 20. Jahrhundert, besonders aus den Bereichen Haushalt und Privatleben, landwirtschaftliche, handwerkliche und hauswirtschaftliche Arbeitsgeräte; außerdem gab es kleinere Mengen an Textilien, Möbeln und Gegenstände zur Kinderkultur sowie zum Transportwesen. Belege für die industrielle Entwicklung der Orte fehlten fast völlig: Es wurde das erworben, was noch leicht aus Bietigheimer Beständen zu bekommen war, da bald deutlich wurde, daß sich die Vorgabe, 1200 Jahre Stadtgeschichte zu zeigen, ohnehin nur mit Leihgaben und Duplikaten realisieren lassen würde.

Das heutige Sammlungskonzept sieht vor, die objektarmen Teile der Daueraus-

⁷² Korrespondenz mit dem Museumsträger, vertreten durch Oberbürgermeister Manfred List, vom 26. Oktober 1995.

⁷³ Hinzu kommen noch einige Altbestände aus der Zeit vor 1982.

stellung und die Leihgaben durch Einzelobjekte zu ergänzen bzw. zu ersetzen. Zu den Sonderausstellungen, die einzelne Aspekte der Dauerausstellung vertiefen, wird gezielt gesammelt, z.B. zur Kinder- und Jugendkultur, zum Frauenleben oder zu Fremden in Bietigheim. Außerdem werden alle Objekte, die dem Museum darüber hinaus zur Lokalgeschichte angeboten werden, übernommen; dies – so die Aussage der Museumsleiterin – geschieht ohnehin recht selten.⁷⁴ Mit diesem Sammlungskonzept sollen neue Objektkomplexe erschlossen und Defizite aufgefüllt werden. Der Schwerpunkt der Sonderausstellungen und damit auch des Sammlungsbestands liegt auf Objekten des 20. Jahrhunderts. Neben der Sammeltätigkeit werden speziell für die Sonderausstellungen, z.T. auch darüber hinaus, Oral History betrieben und Videofilme, z.B. zum aussterbenden Handwerk, gedreht.

Mit der Etablierung des Museums sowie den Sonderausstellungen hat die Menge der Objekte und des dokumentarischen Materials, die dem Museum aus der Bevölkerung angeboten wird, zugenommen. Das Museum verfügt heute jedoch erst über ca. 6 000 Objekte.

In Bietigheim findet eine völlig andere Sammlungsentwicklung statt als in Museen, die über eine lange Sammlungstradition verfügen. In diesen Museen, wie beispielsweise dem „Museum am Burghof“ in Lörrach, werden weniger als die Hälfte der angebotenen Objekte ins Museum übernommen, die bereits umfangreiche Sammlung wird gezielt und selektiv erweitert. In Bietigheim erwirbt man fast alle Angebote. Dies ist im Hinblick auf die Zufälligkeit der Objekte problematisch; der damit verbundene Schwerpunkt auf der jüngeren und jüngsten Geschichte kann jedoch auch eine Chance darstellen.

4.4.2 Die Ausstellungskonzeption

Die Konzeption für die Jubiläumsausstellung wurde von den hauptamtlichen und freien Mitarbeitern (s.o.) gemeinsam mit der Museumsleiterin erstellt. Abhängig von der Vorgabe des Museumsträgers bietet die aus der Jubiläumsausstellung entstandene Dauerausstellung einen chronologischen Rundgang von der römischen

⁷⁴ Die Museumsleiterin sagte im Interview, daß Bietigheim nach dem 2. Weltkrieg 3000 Vertriebene aufgenommen hat und vermutet, daß bei der Wohnraumnot vieles weggeworfen wurde. Einen weiteren „Erneuerungsschub“ vermutet sie durch die Industrialisierung und den damit verbundenen neuen Wohlstand in den 60er/70er Jahren. Auf diese besondere Beziehung von Lebenssituation und Umgang mit Objekten der eigenen Geschichte hat bereits Christine Burckhardt-Seebass hingewiesen (wie Anm. 5), S. 262ff.

Besiedlung bis zum Zeitpunkt der Eröffnung des Museums, der aufgrund der schwierigen Räumlichkeiten besonders am Beginn nicht ganz schlüssig ist.

Die Ausstellungsarchitektur hebt sich deutlich von den räumlichen Gegebenheiten (z.T. bemalte Innenräume) ab: hellgraue, in Ausstellungsabschnitten zu Kriegszeit dunkelgraue Platten bilden eine eigene Raumstruktur, in die speziell angefertigte Vitrinen eingefügt wurden.



Abbildung 8: Ausstellungseinheit Bietigheim um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert (Foto: Stadtmuseum Hornmoldhaus)

Drei Kategorien von Beschriftung bieten umfangreiche Informationen: Erstens Einführungstexte, die man dem Bereich der Ereignis- und Strukturgeschichte zuordnen kann. An zweiter Stelle stehen Texte zur historischen Entwicklung Bietigheims, die in den Bereich der Alltagsgeschichte gehören und eine kritische Auseinandersetzung mit Aspekten der Alltagskultur oder -strukturen beinhalten; ein Beispiel: „Das tägliche Leben in einer kleinen Stadt wie Bietigheim [im 14./ 15. Jh.] wird durch enge, oft sonnenarme Wohnverhältnisse, fehlende Kanalisation sowie

Müllentsorgung, Feuer- und Seuchengefahr bestimmt“⁷⁵. Auf der letzten Textebene stehen Interpretationen, Kommentare und Fragen zu einzelnen Objekten oder Objektgruppen. Dazu gehört die Interpretation von Archivmaterialien im Hinblick auf ihre Bedeutung für das Alltagsleben. So heißt es zu einer Klage von Bauern über zu hohe Fronfuhren und überhandnehmende Einquartierungen von Soldaten des absolutistischen Landesherrn von 1720: „Die Bauern in der Stadt waren von den Frondiensten am schwersten belastet, besaßen sie doch zumeist das dazu notwendige Zugvieh. Die noch zusätzliche Unterhaltung von Soldaten in ihren Häusern schien ihnen nicht mehr zumutbar, zumal die dafür gezahlte Entschädigung niemals ausreichen wollte. Am meisten aber erzürnte sie die beanspruchte Personalfreiheit vieler Mitbürger, die auch nur ein kleines Amt versahen, bedeutete doch deren Befreiung eine Erhöhung der Belastungen für sie.“⁷⁶ Ein anderes Beispiel: Der Staubsauger wird nicht als Beleg für die Zeit seiner Erfindung ausgestellt, sondern in den 50er Jahren mit der Bemerkung: „Staubsauger sind zwar keine Erfindung der 50er Jahre, doch finden sie zu dieser Zeit erstmals Eingang in den Haushalt eines ‚Normalbürgers‘“.⁷⁷ Oder es werden Wertvorstellungen infragegestellt: Unter einem Bild des Wochenmarktes steht „Der Wochenmarkt als nostalgisches Moment?“ Die Texte, die – wie auch Klaus Graf befand – „in der Summe [...] zu viel des Guten“⁷⁸ sein mögen, leisten jedoch viel im Hinblick auf das Erschließen und Problematisieren alltäglicher Strukturen.

Als roter Faden zieht sich der Versuch durch die Ausstellung, die Beziehung zwischen den Objekten bzw. Archivalien und dem Alltag der Menschen deutlicher zu machen. Dabei sind manche Kommentare subjektiv, beispielsweise zur Verkehrsentwicklung: „Leitplanken, Fahrbahnmarkierungen, Beschilderung, Beleuchtung und ein Radweg. Verkehrssicherheit auf Kosten der landschaftlichen Schönheit. Aber wer hat heute noch Zeit, während der Fahrt aus dem Fenster zu schauen?“ Diese Art der Kommentierung regt zur kritischen Auseinandersetzung mit der Stadtgeschichte an und verhindert gleichzeitig, daß diese als etwas Abgeschlossenes, das die Besucher nicht mehr betrifft, empfunden wird.

Als wesentliches Gestaltungsmittel sind Inszenierungen eingesetzt worden, mit denen der Objektmangel ausgeglichen werden sollte. Einige sind so abstrakt, daß sie Inhalte pauschalisieren: beispielsweise wird der Mensch im Mittelalter als

⁷⁵ 1200 Jahre Bietigheim (wie Anm. 70), S. 50.

⁷⁶ Ebd., S. 154.

⁷⁷ Ebd., S. 247.

⁷⁸ Klaus Graf: Korreferat: Stadtmuseum Bietigheim, in: Museumsblatt 12 (1993), S. 19.

Gliederpuppe im Käfig inszeniert – gefangen in den Abhängigkeiten von Feudalherrschaft, Kirche und Alltag (Abbildung 9).



Abbildung 9: Der Mensch im Mittelalter

Andere Inszenierungen sind ausgesprochen gelungen, wie die Stellwände mit der Allee, die zum Schloß Ludwigsburg führt, auf der Rückseite sind die negativen Folgen des Absolutismus für die Bevölkerung aufgezeigt (Abbildung 10).



Abbildung 10: Das Zeitalter des Absolutismus

Der Objektmangel hat über die Inszenierungen hinaus die Museumsgestaltung beeinflusst: In der Menge der ausgestellten dokumentarischen „Flachware“ für die letzten 60 Jahre dominieren Fotografien.



Abbildung 11: Schaffe schaffe...Häusle baue
(Foto: Stadtmuseum Hornmoldhaus)

Die Ausstellungsgestaltung – Stellwände, Text und Dokumentation, relativ wenig Objekte – macht gelegentlich den Eindruck, als handele es sich um eine Sonderausstellung. Sie hat auf der einen Seite etwas Unvollständiges und Unvollkommenes, auf der anderen Seite entsteht jedoch ein positives Gefühl von Flexibilität und Veränderbarkeit.

Aufgrund des großen Zeitrahmens der Dauerausstellung, der kaum inhaltliche Vertiefungen ermöglicht, sind die Sonderausstellungen als Bestandteil der Konzeption zu werten. In den letzten Jahren gab es Ausstellungen zu folgenden Themen: „Kindheit in Bietigheim-Bissingen“, „Jugend in Bietigheim“, „Frauen in Bietigheim“, „Heimat ist da, wo ich satt werde“ (zu ausländischen Mitbürgern) „Partnerstädte“, aber auch zu „Verpackung und Müll“, zu „Grenzen“ und zum 150jährigen Bestehen des Krankenhauses. Für die Ausstellungen zu einzelnen Bevölkerungsgruppen wurden Interviews mit Bietigheimern und Bietigheimerinnen durchgeführt, zu denen auf diesem Wege der Kontakt zum Museum hergestellt wurde. In der Sonderausstellung über die Partnerstädte wurden u.a. Fotos gezeigt, mit denen das Leben einer Familie einen Tag lang in jeder Partnerstadt dokumentiert wurde. Von den eigenen Erfahrungen der „Leute in Bietigheim-Bissingen“ ausgehend, fordern die Sonderausstellungen, fordert teilweise auch die Dauerausstellung, zur direkten Auseinandersetzung mit Aspekten der Stadtgeschichte heraus.

4.4.3 Das Verhältnis von Alltagstheorie und ihrer Umsetzung

Die Museumsleiterin erläuterte im Interview, daß sie den Alltag als alltäglichen Lebensvollzug der Bietigheimer Bevölkerung in Geschichte und Gegenwart zeigen möchte. Dies zeigt sich in Texten wie dem oben zitierten zu den Lebensverhältnissen im 14./15. Jahrhundert und in der Auswahl der Themen: Kanalisation, Beleuchtung, Fortbewegung, Reisen und Einkauf. Arbeitswelt und Wohnungsbau werden mit Mentalitäten (Schaffe, schaffe...Häusle baue) in Verbindung gesetzt. Besonderes Augenmerk liegt auf den Veränderungen der Lebensumwelt und den damit verbundenen Veränderungen des Lebensalltags und umgekehrt. Einzelne Bevölkerungsgruppen werden, wie bereits erwähnt, in den Sonderausstellungen vertieft vorgestellt.

Das Anliegen der Museumsleiterin ist es, Stadtgeschichte bzw. den Alltag exemplarisch auszustellen, nicht jedoch Alltagskultur oder Kulturgeschichte. Diese Begriffe hält sie als Aufgabe eines Stadtmuseums für zu weit gefaßt.

Theoretische Arbeiten zu Stadtgeschichte und städtischem Alltag haben als Anregung für die Themenwahl gedient, boten aber – nach Aussage der Museumsleiterin – keine Hinweise zu einer praktischen Umsetzung: „Es ist vieles zu theoretisch. Und man muß ja – wenn man jetzt Museum macht – muß man ja immer noch dazu überlegen, wie bring ich das über die Objekte rüber.“⁷⁹ Damit stellt sich die Frage, woher die Anregungen gekommen sind. Theoretische Artikel zum Alltag, beispielsweise von Norbert Elias, Peter Borscheid oder Ina-Maria Greverus, geben keine Hinweise auf den Umgang mit Objekten. Das Forschungsthema Alltag hatte jedoch innerhalb der Volkskunde und der Geschichte Mitte der 80er Jahre, also zu Beginn der Museumsplanungen in Bietigheim, eine gewisse Etablierung und Popularität erreicht. Das Thema hatte einen relativ hohen Stellenwert in der fachwissenschaftlichen Diskussion und mußte „nur noch“ gestaltet werden. Methodische Möglichkeiten konnten zu dieser Zeit auch bereits aus den Museumsdiskussionen entnommen werden.

Methodisch wird in Bietigheim versucht, den Alltag qualitativ zu erfassen, was in den Sonderausstellungen deutlich gelungener ist als in der Dauerausstellung. Woher die Impulse im Einzelfall kommen, konnte (leider) nicht mehr festgestellt werden, so muß die Frage, ob die in den Texten vorgenommene Gegenüberstellung von Strukturgeschichte und Lokalgeschichte einer wissenschaftlichen Anregung folgte, Ergebnis eigener Überlegungen war oder ob sie sich zufällig ergab, offen bleiben.

4.4.4 Wertung der Museumsbesucher

Das Stadtmuseum Hornmoldhaus hat jährlich ca. 27 000 Besucher. Im Gegensatz zu den anderen Museen war der Rücklauf der Fragebögen in Bietigheim schlecht. Von 100 verteilten Exemplaren kam nur knapp ein Viertel (22) zurück; eine Auswertung läßt daher lediglich Aussagen über gewisse Tendenzen zu:

Etwa die Hälfte der Besucher kam zum ersten Mal ins Stadtmuseum und hielt sich mindestens eine Stunde, in der Regel noch länger auf. Die andere Hälfte besuchte schon mindestens zum dritten Mal für eine kürzere Zeit das Hornmoldhaus, z.T. vermutlich für den Besuch einer Sonderausstellung. Daraus läßt sich folgern, daß das Museum so viel bietet, daß die Besucher entweder länger verweilen oder aber erneut wiederkommen. Die Museumsleiterin bestätigt, daß das Museum

⁷⁹ Interview, (wie Anm. 71).

besonders von der lokalen Bevölkerung besucht wird.

15 Personen haben das Museum mit ‚sehr gut‘ bewertet. Besonders hervorgehoben wurde die umfangreiche Information, ein gut nachvollziehbarer didaktischer Aufbau und eine interessante (lebensnahe) Themenwahl („so war es“). Dennoch hat ein Drittel der Befragten angekreuzt, daß Informationen zum Alltagsleben der „kleinen Leute“ fehlten, was auch teilweise zur Abwertung des Museums geführt hat. Hier besteht also, wie auch die Untersuchung gezeigt hat, Nachholbedarf. Die übrigen Angaben lassen aufgrund der kleinen Menge von Befragten keine Auswertung zu.

4.4.5 Stellungnahme des Museumsträgers

In einer Informationsschrift für Bietigheimer Neubürger heißt es über die Kulturpolitik: „Ziel dieser Kulturarbeit war und ist, die Anonymität in der Stadt zu überwinden und die Kommunikation der Bürger untereinander sowie die Begegnung der Menschen zu fördern. Auf der Grundlage, daß sich Kultur nicht festlegen und nicht einschränken läßt und daß Kultur nicht dem Staat sondern dem Menschen dient, wird Jahr für Jahr eine Vielzahl von Veranstaltungen durchgeführt, die den Pluralismus städtischen Lebens reflektieren.“⁸⁰

Das Stadtmuseum Hornmoldhaus nimmt nach Auffassung des Museumsträgers innerhalb des kulturellen Angebots der Stadt einen festen Platz ein. Neben den allgemein verbindlichen Aufgaben (sammeln, bewahren, forschen) hat das Museum vor allem einen Bildungsauftrag, den es neben, aber auch gemeinsam mit anderen Bildungseinrichtungen erfüllt. Das zentrale inhaltliche Ausstellungsanliegen wird in der „Darstellung des Prozesses, warum die Gegenwart auf lokaler und regionaler Ebene so geworden ist, wie sie ist,“ gesehen. „In der Bewahrung von Erbe und Tradition, nicht zuletzt aber auch in der Vermittlung gegenwarts- wie zukunftsbezogener Aspekte schärft das Museum das Verständnis für die Welt und Umwelt; es bereichert so das Wissen um die eigene Existenz und schafft Identifikation mit der unmittelbaren Lebensumwelt, der Nachbarschaft, der Stadt, der Region. Es trägt so zur Entwicklung eines Heimatgefühls bei und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur psychosozialen Gesundheit der Menschen.“⁸¹ Aus diesen Aus-

⁸⁰ Stadt Bietigheim-Bissingen, herausgegeben von der Stadt Bietigheim-Bissingen, o.J. [1995], S. 5.

⁸¹ Korrespondenz (wie Anm. 4).

stellungszielen ergibt sich, daß das Museum vorwiegend für die Einwohner der Stadt „in ihren altersmäßigen, geschlechtsspezifischen und sozialen Differenzierungen“ gedacht und (mit den Sonderausstellungen) auch tatsächlich gemacht ist. Dazu gehört auch der Plan, die Dauerausstellung nach ca. zehn Jahren vollständig zu überarbeiten. Obwohl dem Museumsträger bei meiner Erhebung weder der Dissertationstitel bekannt war noch konkret nach dem Thema Alltag gefragt wurde, läßt sich aus den Antworten ablesen, daß die Darstellung des Alltagslebens der verschiedenen Einwohnergruppen durchaus dem Anliegen des Museumsträgers entspricht. Das, wie es scheint, übereinstimmende Zusammenspiel zwischen Museumsträger und Museumsleitung erleichtert die kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und Gegenwart.

4.4.6 Zusammenfassung

Mehrere Aspekte der Untersuchung scheinen mir wichtig: Aufgrund der personellen Besetzung des Museums und seiner finanziellen Ausstattung ist das Museum grundsätzlich in der Lage, wissenschaftliche Impulse aufzugreifen und umzusetzen. Das Thema „Alltag“ ist aufgrund der wissenschaftlichen Traditionen (Arbeitergeschichte/-kultur, kritischer Umgang mit den Folgen der Modernisierung, subjektbezogene Regionalforschung) besonders geeignet, Identifikationsmöglichkeiten über die Präsentation von städtischer Kultur zu bieten. Das bedeutet nicht, daß es ausschließliches Ausstellungsthema sein sollte.

Das Ausstellungsziel in Bietigheim ist, Alltag als den täglichen Lebensvollzug, als das sich routinemäßig Wiederholende, exemplarisch darzustellen. In der chronologischen Dauerausstellung wird jedoch eher ein (makrohistorischer) Überblick über die einzelnen Epochen gegeben, die anhand von einzelnen Themen vertieft wurden. Die Dauerausstellung hat auf diese Weise den Vorteil, daß keine Mikrowelten idealisiert werden. Der Alltag läßt sich auf dieser Ebene jedoch nur allgemein beschreiben, mit den wenigen vorhandenen Objekten jedoch kaum museumsspezifisch, d.h. visuell präsentieren. In der Absicht, den Alltag, aber nicht Alltagskultur auszustellen, zeigt sich eine begriffliche Unschärfe. Mit der Einbindung der Stadtgeschichte in überregionale Zusammenhänge, mit Inszenierungen wie der Gliederpuppe im goldenen Käfig, die die Einengung des Menschen im Mittelalter symbolisieren soll, dem Aufzeigen von Herrschaftsverhältnissen oder dem Versuch, Mentalitäten zu erfassen, gibt es durchaus Ansätze, in denen auch die kulturelle Dimension des Alltags – also Alltagskultur – aufgezeigt wird. Diese sehe

ich auch in den Sonderausstellungen, in denen einzelne Personen zu Wort kommen (Oral History) und (auch) individuelle Geschichte präsentiert wird, gegeben. Die Verbindung von Makrohistorie in der Dauerausstellung und Mikrohistorie in den Sonderausstellungen scheint ein sinnvolles Zusammenspiel von Dauer- und Sonderausstellung zu sein.

Voraussetzung für die weitere Museumsarbeit ist eine gezielte Sammlungsstrategie, die bisher vorwiegend im Hinblick auf Sonderausstellungen betrieben wird. Sie sollte die industrielle Entwicklung des Ortes, die den heutigen Stellenwert des Ortes ausmacht, stärker berücksichtigen. Der „unvollständige“ Objektbestand bietet jedoch auch die Chance eines kreativen Umgangs mit einzelnen Objekten, neuen Ausstellungsformen und die Möglichkeit, Lücken im Objektbestand als Brüche im Alltagsleben der Bietigheimer Bevölkerung aufzuzeigen.⁸² Diese Aspekte könnten für die in einigen Jahren geplante Erneuerung der Dauerausstellung berücksichtigt werden.

Die Kritik der Museumsleiterin an den zu wenig museumsbezogenen wissenschaftstheoretischen Arbeiten zum Alltag entspricht der Kritik von Katharina Eder Matt⁸³, die ebenfalls fand, daß sich die Alltagstheorien nicht museal umsetzen lassen. Dennoch scheint mir in den Voraussetzungen ein wesentlicher Unterschied zu liegen: Das Museum für Volkskunde in Basel verfügt über einen umfangreichen Sammlungsbestand und erarbeitet die Sonderausstellungen im Hinblick auf einen bestimmten Objektbestand. In Bietigheim wurde das Konzept weitgehend unabhängig von vorhandenen Objekten erarbeitet. Durch diesen Freiraum bestand eher die Möglichkeit, sich an der aktuellen Fach- und Museumsdiskussion zu orientieren. Wie aus den Aussagen der Museumsleiterin ersichtlich, hat diese Orientierung jedoch nur sehr indirekt stattgefunden. Obwohl im Stadtmuseum Hornmoldhaus der Lebensalltag der Bietigheimer Bevölkerung und dessen Wandel bis heute ein zentrales Thema ist, hat bei der Konzeption der Dauerausstellung auch keine bewußte Orientierung an den Ansprüchen der Alltagsforschung stattgefunden. So bietet die Ausstellung keine spezifische „Geschichte von unten“, keine Geschichte der ArbeiterInnen und keine Frauengeschichte (für die es eine Sonderausstellung gab) – Themen, die für die Darstellung der industriellen Entwicklung, die den Ort stark prägt, sehr wichtig wären.

Die Rolle der Stadtkultur im Bietigheimer Museum soll durch einen Vergleich

⁸² Vergleiche Anmerkung 74 dieses Kapitels.

⁸³ Vergleiche S. 98 dieser Arbeit.

von Dauerausstellung und Sonderausstellungen mit dem Fragenkatalog, den Helge Gerndt entwickelt hat, beantwortet werden. Da Bietigheim über eine lange städtische Tradition verfügt (1200 Jahre), ist das Leben in der Stadt seit dem Mittelalter als Thema präsent. In den Etappen der Stadtentwicklung und aus den zahlreichen Texten lassen sich die Besonderheiten städtischen Lebens gegenüber dem ländlichen erschließen: Im Mittelalter beispielsweise eine bessere medizinische Versorgung, Bildungsmöglichkeiten (Lateinschule), Sicherheit innerhalb der Stadtmauern etc. Dies entspricht Gerndts Forderung, die Stadt als kulturelles Gebilde und als kulturellen Vermittlungsraum zu erschließen. Die Fragen Gerndts, wie die Stadt von den Bewohnern und Fremden gesehen wird, wie Alltag erfahren wird und in welchen Bildern die Stadt lebt, wird in Bietigheim besonders für die jüngste Vergangenheit dokumentiert.

Positiv im Sinne der Alltagsforschung ist zu werten, daß durch die häufigen Sonderausstellungen und Oral-History-Projekte das Museum zu einem Ort der Begegnung für die Bietigheimer Bevölkerung geworden ist. Die Aussage des Bürgermeisters, daß im Museum eine Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft geschlagen werden soll, entspricht ebenfalls wissenschaftlichen Anforderungen. Dies soll nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Museum – nach Aussage des Museumsträgers – spezifische Aufgaben zu erfüllen habe: neben der Bildungsfunktion helfe das Museum, ein Heimatgefühl zu entwickeln, und trage damit zur „psychosozialen Gesundheit“ bei. Der Begriff Gesundheit assoziiert die Frage nach der Krankheit und erinnert an die Aussage Konrad Köstlins, daß die Museen zu „Heilanstalten“ werden, sofern sie den Alltag ausblenden.⁸⁴ Offensichtlich können Museen ihre „heilende Funktion“ auch erfüllen, indem sie Alltagskultur darstellen.

Die Kritik Köstlins an der Auratisierung von Stadtkultur trifft für das Beispiel Bietigheim dennoch nicht zu, da hier kein spezieller Lebensstil musealisiert ist, der konserviert werden könnte. Erstens ist das Museum vorwiegend historisch angelegt, die Darstellung von Lebensstil ist nicht primäres Ziel. Zweitens scheint das Museum durch die häufigen Sonderausstellungen und durch das erklärte Ziel des Museumsträgers, die Aufgabe des Museums ständig zu hinterfragen, eine gewisse Flexibilität zu besitzen.

Das Museum wird seit 1989 ausschließlich von Frauen wissenschaftlich betreut. Die Frage, ob sich in der Museumsarbeit auch eine geschlechtsspezifische Arbeitsweise zeigt, kann hier nicht ausreichend beantwortet werden. Allerdings deutet sich

⁸⁴ Siehe S. 78 dieser Arbeit.

in den Sonderausstellungsthemen und den subjektiven Stellungnahmen an, daß die (weibliche) Lebenserfahrung der Museumsbetreuerinnen mit in die Arbeit einfließt.⁸⁵

Fraglich ist, ob das Museum die hohen Ansprüche und Erwartungen erfüllen und sich die die positiv zu wertenden häufigen Sonderausstellungen bei der schwachen personellen Besetzung in Zukunft weiter leisten kann.

⁸⁵ Vergleiche dazu: Gaby Porter: Wir halten das Haus in Ordnung. Darstellungen von Frauen und häuslichem Leben, in: Cornelia Brink et al. (Hg.): Schneewittchen im Glassarg, Geschichtswerkstatt 27, Garbsen 1993, S. 12/13.

4.5 Die Sonderausstellung „Alltag in Karlsruhe“

Anlässlich des 275-jährigen Jahrestags der Stadtgründung veranstaltete das Stadtarchiv Karlsruhe in den Ausstellungsräumen des Prinz-Max-Palais vom 5. April bis 19. August 1990 eine Sonderausstellung „Alltag in Karlsruhe. Vom Lebenswandel einer Stadt durch drei Jahrhunderte“.⁸⁶ Die inhaltlichen Aspekte der Ausstellung wurden von einem Team aus Historikern, Volkskundlern, Kunsthistorikern und einem Lehrer erarbeitet. Der Leiter des Stadtarchivs, Heinz Schmitt, hatte als Volkskundler und Historiker die Ausstellungsleitung inne; die didaktische und räumliche Gestaltung lag in den Händen der Kulturwissenschaftler Gilles Piot und Birgit Schweizer sowie des Ausstellungsarchitekten Dominique Stemer, die erst drei Monate vor Ausstellungseröffnung hinzugezogen wurden. Im Begleitbuch werden einzelne Aspekte der Ausstellung vertieft.⁸⁷ Sie war dem Publikum in der Woche 44 Stunden zugänglich, davon zwei Stunden am Abend. An zwei Tagen der Woche fanden abwechselnd vormittags (Sonntag) und abends öffentliche Führungen statt.

Die Stadt Karlsruhe ist mit ca. 286 000 Einwohnern und als ehemalige badische Landeshauptstadt kulturelles Zentrum des Oberrheingebietes; sie bildet aber auch ein Dienstleistungszentrum, ist Mittelpunkt der „TechnologieRegion Karlsruhe“, von Bildungs-, Forschungs- und Entwicklungseinrichtungen und Sitz der höchsten deutschen Gerichte (seit 1950/51).

4.5.1 Stadtarchiv und städtische Sammlungen

Nach Gründung des Stadtarchivs und der „Städtischen Sammlungen“ im Jahre 1883 wurde zum Erwerb von Altertümern der Stadtgeschichte aufgerufen, als deren Folge eine Sammlung sowie eine Ausstellung entstanden, die jedoch im Ersten Weltkrieg teilweise zerstört wurden. Als eigene Abteilung des Badischen Landesmuseums vorübergehend ausgestellt, gelangte die Sammlung nach dem Zweiten Weltkrieg mit einigen Verlusten an die Stadt zurück. Heute wird sie als Teil der städtischen Sammlungen wieder etwas systematischer erweitert, vorwiegend durch Abbildungen der Stadt Karlsruhe, durch Sachobjekte und Mobiliar mit direktem Bezug zur

⁸⁶ Siehe dazu: Heinz Schmitt: Neue Modelle in der Präsentation von Stadtgeschichte. Ein Karlsruher Exempel, in: Gottfried Korff/Hans-Ulrich Roller (Hg.): Alltagskultur passé?, Tübingen 1993, S. 99-107.

⁸⁷ Heinz Schmitt (Hg.): Alltag in Karlsruhe. Vom Lebenswandel einer Stadt durch drei Jahrhunderte, Karlsruhe 1990.

Stadt. Erst seit einigen Jahren ist die Sammlung vom Bestand des Stadtarchivs stärker getrennt. Da Karlsruhe kein stadthistorisches Museum besitzt, sind die Sammlungs- und Magazinierungsmöglichkeiten sehr begrenzt, eine Situation, die sich auch auf die Praxis der (Sonder-)Ausstellungen auswirkt.

4.5.2 Die Konzeption der Sonderausstellung

Das inhaltliche Konzept der Sonderausstellung sah einen chronologischen Zeitgang vor, der sich alle 25 Jahre (50 Jahre nach der Stadtgründung 1715 beginnend), also im Abstand einer Generation oder eines fiktiven Jubiläumjahres öffnet und Raum für die Darstellung eines inhaltlichen Schwerpunktthemas bietet. Dieser Zeitgang konnte entweder vom Beginn der Stadtgründung chronologisch durchlaufen werden, oder man ging entgegen der Chronologie immer weiter in die Vergangenheit zurück. An den Wänden des Zeitgangs waren weltgeschichtliche Ereignisse, Erfindungen usw. abgedruckt⁸⁸, deren Auswirkungen auf den Alltag jedoch nicht weiter verfolgt wurden. Tendenziell sollte sich die Vorstellung des grauen Alltags in einer tristen Farbgebung der Ausstellung widerspiegeln.⁸⁹

Am Beginn jedes vertiefenden Ausstellungsjahres hing ein zeitgleicher Stadtplan mit demographischen Angaben zur Einwohnerzahl, Konfessionsstruktur, zur Gemarkungsfläche und Berufsstruktur, um das Wachstum der Stadt und die damit verbundenen strukturellen Veränderungen aufzuzeigen. Diese Angaben wurden durch einen kurzen Einführungstext ergänzt, in dem die Charakteristika bzw. wesentlichsten Veränderungen des jeweiligen Zeitabschnittes erläutert wurden. In den vertiefenden Ausstellungsteilen der Jubiläumsjahre wird der Bogen von der Entwicklung des residenzstädtischen Lebens über die Armen- und Sozialfürsorge (1790), das kulturelle Angebot und Freizeitgestaltung (1815), Verkehrsmittel, Fortbewegungsmittel und Mobilität (1840), das Leben kleiner Beamter (1865), die Industrialisierung (1890), das Leben während des Ersten Weltkrieges (1915) und Zweiten Weltkrieges (1940) bis hin zum Wirtschaftswunder (1965) geschlagen.

Innerhalb des Ausstellungsrundgangs wurden die Besucher und Besucherinnen akustisch (Musik, Hörspiel, Sondermeldungen 1940) und optisch (Diashow, Film

⁸⁸ Übernommen aus Werner Stein: Der große Kulturfahrplan – Die wichtigsten Daten der Weltgeschichte. Politik, Kunst, Religion, Wirtschaft, München 1978.

⁸⁹ Auch der Begleitband ist in Grauschattierungen gehalten, von einzelnen farbigen Balken und dem gelben Ausstellungstitel unterbrochen.

Karlsruhe 60er Jahre, Monitore mit Bildern einzelner Objekte) zur Auseinandersetzung angeregt (oder berieselt?). Ein spielerischer Umgang mit Geschichte konnte durch das Aufprobieren von Perücken im Jahresraum 1790 sowie beim „Würfelspiel der Stadtbauten“ (1815) versucht werden.

Ausgehend von der Überlegung, daß der Objektbestand abnimmt, je weiter man in die Vergangenheit zurückgeht, und daß Objekte der unteren Sozialschichten ganz fehlen, wurden in den Räumen für die Jahre 1765, 1790 und 1815 Videoinstallationen mit Standbildern von Exponaten, Quellen und Abbildungen wichtiger Persönlichkeiten aufgebaut. Dadurch sollte der museumstypische Zugang durch Objekte gebrochen werden. Diese Art des historischen Zugangs ist – das soll an dieser Stelle vorweggenommen werden – vom Publikum nicht angenommen worden, zumal diese Räume für die Mehrzahl der Besucher und Besucherinnen, die den chronologischen Rundgang gewählt hatten, am Beginn des Ausstellungsbesuchs standen.

Für die folgenden Vertiefungsräume wurden verschiedene Präsentationsmethoden gewählt: In Karlsruhe bot sich besonders die kontrastive Gegenüberstellung von höfischem Alltag und Alltag der Unterschichten an: Vor einer Abbildung des Karlsruher Schlosses wurden beispielsweise Quellen und Texte zum Reglement des Armenwesens gezeigt. Die Modellhäuser Weinbrenners als Zeichen bürgerlicher Emanzipation werden ebenso gezeigt wie das Wohnen im Arbeiterviertel, dem sogenannten „Dörfle“.

Als wesentliches Darstellungsmittel wurden Inszenierungen aufgebaut: zum Leben der Familie eines kleinen Beamten (Kanzleirat), einer Arbeiterwohnung und zur Wohnkultur in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts.

Die Szenen aus dem Leben des „Kanzleirathes“ stellen eine Besonderheit dar, da sie aus einer genauen Beschreibung dieses Berufsstandes von Albert Bürklin entwickelt werden konnten.⁹⁰ Bürklin wollte anhand einer Aufschlüsselung der Lebenshaltungskosten eines Kanzleirates zeigen, daß eine Gehaltserhöhung für die niederen Beamten notwendig sei. Die drei szenischen Darstellungen der Ausstellung, in denen der Kanzleirat die Ausgaben des letzten Jahres durchrechnet („Es reicht eben nicht“), die siebenköpfige Familie beim Essen sitzt („...also wieder 50 fl. mehr als im Jahr zuvor“), und die Frauen beim Schneidern und Flickern von Kleidung beschäftigt sind, wurden durch eine Auflistung der Ausgaben ergänzt. Die Ausgabenpunkte, die zukünftig eingespart werden mußten, wurden mit dem Rotstift

⁹⁰ Albert Bürklin: *Der Kanzleirath oder Bilder aus den Leben eines Subaltern-Beamten*. Ernst-humoristischer Beitrag zur Besoldungsfrage. 4. Aufl. Karlsruhe 1859.

gestrichen und mit Zitaten Bürklins kommentiert: „Wozu das Wohnzimmer heizen? Im Winter macht man sich gerne traulich zusammen, das Kinderzimmer ist hell und geräumig [...], die Kinder können so Vieles profitieren im unmittelbaren Umgange mit ihren Eltern.“



Abbildung 12: Inszenierung: Die Familie des Kanzleirates (Foto, Stadtarchiv Karlsruhe)

Durch diese Ausstellungsweise ergab sich ein guter Einblick in den Alltag dieses Berufsstandes, aber auch in die Vorstellungen über eine solche Musterfamilie.⁹¹ Die Inszenierung der Arbeiterwohnung wurde nach dem Bericht des evangelischen Arbeitervereins, also in enger Anlehnung an eine historische Quelle aufgebaut. In der Kombination von Objekten und dokumentarischem Material konnte keine Verwechslung mit historischer Realität bzw. eine Idealisierung stattfinden.

Als Ausstellung eines Stadtarchivs wurde der Blick besonders anhand von Archivalien auf untere und mittlere Sozialschichten gelenkt: Gezeigt wurden Dokumente zum Bürgerbegehren eines Schuhmachers, zur Besoldung der Nachtwächter, zum Leben der Perückenmacher, alleinstehender Frauen, Soldatenwitwen, Arbeiter, Straßenkehrerinnen etc. Eine Reihe von Quellenzitaten geben Aufschluß

⁹¹ Isolde Brunner-Schubert: 1865: „Wie man leben muß, um leben zu können“. Die kleinen Beamten in der großherzoglich Badischen Haupt- und Residenzstadt, in: Heinz Schmitt: Alltag in Karlsruhe (wie Anm. 2), S.138/39.

über die Bedingungen des Alltagslebens wie Straßenverhältnisse, Bürgerrechte, Beschwerden und Verbote.

4.5.3 Das Verhältnis von Alltagstheorie und ihrer Umsetzung

Der Ausstellung „Alltag in Karlsruhe“ lag die Idee zugrunde, ein Kontrastprogramm zu den übrigen Jubiläumsausstellungen zu bieten, die sich mit dem feudalen residenzstädtischen Leben befaßten. Entscheidende Anregungen für das Thema gab die Tagung „Alltagskultur der letzten 100 Jahre“. Für die Sonderausstellung wurde bewußt der Begriff Alltag gewählt, obwohl Heinz Schmitt meint „Alltagskultur könnte man leichter ausstellen. Wenn ich den zweiten Teil weglasse und nur Alltag sage, dann wird es schwieriger, denn Kultur läßt sich an Objekten festmachen. Das halte ich für einfacher in den Ausstellungsmöglichkeiten. Während Alltag ja auch Abläufe, Vorgänge, auch die Frage nach der Mentalität oder nach Änderungen in diesem Bereich stellen kann.“⁹² Der Alltagsbegriff sollte dabei großzügig angewandt werden: „Wir haben darum nicht kleinlich eingegrenzt, was zum Alltag in unserer Stadt gehören soll.“⁹³

Dieser umfassende Alltagsbegriff wird auch von Ina-Maria Greverus und Utz Jeggle vertreten, auf die sich Schmitt in seiner Vorbemerkung bezieht. Für Greverus stellt der Alltag eine universelle Kategorie der Sozialforschung dar, Jeggle sieht beispielsweise das Fest als Gegenentwurf zum Alltag untrennbar mit diesem verbunden.⁹⁴ Ausstellungsleiter Schmitt verwies weiterhin in der Vorbemerkung des Begleitbandes auf den Soziologen Henri Lefèbvre und auf die Kontroverse der Historiker Jürgen Kocka und Martin Broszat.⁹⁵

Der weite Alltagsbegriff wird rasch in der Themenwahl deutlich, in der auch Bereiche der Freizeitbeschäftigung wie Wirtshausbesuche, Sonntagsspaziergänge, Vereinswesen und Theaterbesuche aufgenommen wurden. Die Vorstellung Jeggles vom Arbeitsalltag kam in der Ausstellung ebenfalls zum Ausdruck: so in der Darstellung verschiedener Berufsgruppen und der Differenzierung in weibliche (Haushalt, Erziehung, Heimarbeit, Übernahme männlicher Arbeiten in Kriegszeiten) und männliche Arbeit. Innerhalb der Themen Industrialisierung und Verkehrswesen

⁹² Interview mit Dr. Heinz Schmitt am 23. Mai 1992.

⁹³ Heinz Schmitt: Vorbemerkungen, in: Schmitt (wie Anm. 87), S. 14.

⁹⁴ Siehe S. 57 dieser Arbeit.

⁹⁵ Siehe Kapitel 2.1 und 2.2

konnte die Wirkung des technischen Fortschritts auf das Alltagsleben dargestellt werden. Hinzu kamen die Bereiche Wohnung, Nahrung und Kleidung, religiöses Leben und Kinderkultur.

Obwohl Schmitt auf Lefèbvre verweist, hat die Ausstellung nicht das Ziel, Alltagsleben der modernen Gesellschaft im Sinne der marxistischen Kulturkritik darzustellen. Ein Mitarbeiter der Ausstellung, Peter Pretsch, hat auf die Frage zur Wirkung der Alltagstheorien ausgesagt, daß es der Arbeitsgruppe besonders darum gegangen sei, für jede Epoche einen Schwerpunkt zu finden und das Typische herauszuarbeiten. Diese Auswahl sei wenig (alltags-)theoriegeleitet gewesen. Dies würde mit der Beobachtung übereinstimmen, daß sich die Autoren und Autorinnen des Begleitbandes ausschließlich auf stadtgeschichtliche Quellen stützen und in ihren Anmerkungen keine Hinweise zur Alltagstheorie bzw. Arbeiten von Alltagsforschern auftauchen. Daraus läßt sich schließen, daß die theoretische Fundierung der Ausstellung vorwiegend vom Ausstellungsleiter Schmitt ausging. Gilles Piot aus dem Team des Ausstellungsbüros meinte in einem Gespräch, daß sie stark an den Vorstellungen des Tübinger Instituts für Empirische Kulturwissenschaften orientiert sei, wegen der Kürze der Zeit die didaktische Umsetzung jedoch im Vordergrund gestanden hätte.

Eine konkrete Umsetzung der wissenschaftlichen Forderungen nach Verbindung von Ereignis- und Alltagsgeschichte läßt sich in der Konzeption des „Zeit-Gangs“ (Ereignisse der Weltgeschichte) mit den „Zeit-Räumen“ zur Alltagsgeschichte sehen. Auch der spezifische Blick auf untere Sozialschichten und auf Frauen, verbunden mit dem Bemühen, Lebensverhältnisse zu zeigen, läßt sich aus der Alltagsforschung ableiten.

4.5.4 Wertung der Ausstellungsbesucher

Während der Ausstellung wurde vom soziologischen Institut der Universität Karlsruhe eine Befragung (Fragebogen, qualitative Interviews) von Besucherinnen und Besuchern durchgeführt, die Aufschluß darüber geben sollte, wie Inhalte, Ausstellungskonzept, Ausstellungsarchitektur und Medieneinsatz bewertet wurden. Da die Untersuchung publiziert ist⁹⁶, soll hier schwerpunktmäßig auf die Beurteilung

⁹⁶ Hans-Joachim Klein: Die Ausstellung „Alltag in Karlsruhe“ im Spiegel der Besuchermeinungen. Eine summative Evaluation von Publikumsstrukturen, Verhaltensweisen und Urteilen, Karlsruhe 1991.

inhaltlicher Aspekte eingegangen werden.

Wie bereits erwähnt, bot die Ausstellung die Möglichkeit in zwei Richtungen begangen zu werden. Nur 29 % der Auskunftspersonen (100%=721), bevorzugt Schüler und Einzelbesucher, sind dem chronologischen Rundgang nicht gefolgt. Die durchschnittliche Verweildauer betrug - wie auch in Langnau und Bietigheim - etwa eine Stunde. In Karlsruhe standen den 31 % Kurzzeitbesuchern (unter 40 Minuten) 40 % Langzeitbesucher (über eine Stunde) gegenüber. Eine pauschale Bewertung der Ausstellung konnte über die Schulnoten von 1 (sehr gut) bis 6 (ungenügend) abgegeben werden. 14% der urteilenden Besucher vergaben die Note 1; ebenso - viele vergaben als „scharfe Kritiker“ zusammengenommen die Noten 4-6. Fast der Hälfte der Befragten (47 %) hat die Ausstellung gut gefallen, 25 % fanden sie befriedigend. Überdurchschnittlich gut und sehr gut wurde die Ausstellung von Personen mit einfacher Schulbildung befunden.⁹⁷ Der „belehrende Grundzug“ der Ausstellung, der in den qualitativen Gesprächen bewertet werden sollte, wurde nicht als störend empfunden. Leicht überwiegend wurde der Aussage zugestimmt, daß der „Alltag der kleinen Leute“ deutlich vor Augen geführt wurde.⁹⁸ Bei den Kritikern der Darstellung des historischen Alltags wurde besonders die „personale und soziale menschliche Komponente“ vermißt, wie sie beispielsweise in der Milieuschilderung der subalternen Beamtenfamilie zum Ausdruck kam.

Ebenso wie die übrigen Ausstellungsteile ist auch der Zeit-Gang ambivalent beurteilt worden. So wurde er von einigen zwar als gut, aber in seiner Farbgebung als monoton und bedrückend bezeichnet. Die Verbindung von grau = Alltag wurde offensichtlich kaum hergestellt.

„Zusammengenommen schwankte also die Wahrnehmung von völliger Verständnislosigkeit, was das denn mit dem Alltag in Karlsruhe zu tun habe, über eine Kenntnisnahme ohne den Versuch, die Bedeutung der einen oder anderen Information für den Karlsruher Alltag abzuwägen, bis hin zum Bemühen, solche Assoziationen zu erstellen.“⁹⁹

Die Schwierigkeit, Alltag in einer Ausstellung attraktiv auszustellen, hat ein Ausstellungsbesucher deutlich erkannt: „Man vermutet hinter dem Titel ‘Alltag in Karlsruhe’ eigentlich von vorneherein triste Langeweile. Meinen Alltag würde ich

⁹⁷ Ebd., S. 28/29.

⁹⁸ Ebd., S. 31.

⁹⁹ Ebd., S. 43.

normalerweise nicht ausstellen, insofern ist das schon ein Wagnis der Stadt Karlsruhe. Aber diese Ausstellung ist nicht alltäglich, sie ist anders. Man hat sich wirklich Mühe gegeben, eben keine trockene Ausstellung daraus zu machen. Die Gestaltung, der Gang, die Panele und auch attraktive Ausstellungstücke [...].”¹⁰⁰

4.5.5 Zusammenfassung

Anhand des Karlsruher Beispiels lassen sich verschiedene Aspekte verdeutlichen: so z.B. die Schwierigkeiten und Unsicherheiten zum Alltagsbegriff. Im Gegensatz zur Museumsleiterin in Bietigheim findet Heinz Schmitt den Alltag schwieriger auszustellen als Alltagskultur, und er weist Abläufe und Mentalität bzw. Mentalitätsveränderungen dem Alltag zu. Alltag, nicht Alltagskultur auszustellen, sei das Ausstellungsziel. Auf die Frage nach dem Unterschied von Alltagskultur und Kulturgeschichte antwortet Schmitt an anderer Stelle „den würd ich gar nicht so gravierend machen...“ und kurz darauf: „ich würde schon sagen, das ist doch auch eine kulturhistorische Ausstellung.“¹⁰¹ Mit diesen Zitaten sollen nicht in erster Linie Widersprüchlichkeiten entlarvt werden, es soll vielmehr gezeigt werden, wie eng die Begriffe beieinander liegen, wie schnell sich unbewußt Unschärfen ergeben können.

Nach der Begriffsbestimmung aus Kapitel 2.1 der vorliegenden Arbeit würden die Artikel des Begleitbandes mit ihren sorgfältigen Quellenstudien eindeutig in die Kategorie Alltagsgeschichte gehören. Dies gilt tendenziell auch für die Ausstellung. Die Einschränkung ergibt sich, da sich der Ausstellungsleiter in der Herleitung des weiten Alltagsbegriffs vorwiegend auf volkskundliche Quellen stützt, die die Auswahl der Themen und das Ausstellungsthema überhaupt bestimmt haben. Begriffe wie Alltagsgeschichte oder Alltagskultur würde ich für die Ausstellung auch insofern für gerechtfertigt halten, da in den Einleitungstexten zu den „Jubiläumsjahren“ und durch die Informationen im Zeitgang eine Einbindung in größere historische Zusammenhänge gegeben ist.

Die Bedeutung der Alltagstheorien für die Ausstellung ist im Impuls für das Thema Alltag und die in der Ausstellung präsentierten Themen und Personengruppen zu sehen. Darüber hinaus spiegelt sich in der Auswahl der Quellen eine

¹⁰⁰ Ebd., S. 42.

¹⁰¹ Interview (wie Anm. 92).

deutliche Subjektorientierung wider. Wenn einige Ausstellungsbesucher die „personale und menschliche Komponente“ vermißt haben, dann lag das sicherlich mit daran, daß sich diese allein über Archivalien museal nur schwer vermitteln läßt. Der oben zitierte Kommentar des Ausstellungsbesuchers über das Nicht-Alltägliche der Ausstellung ist in mehrfacher Hinsicht aufschlußreich: Er sieht seinen Alltag als grau und würde ihn nicht ausstellen, findet jedoch den in der Ausstellung präsentierten Alltag durchaus spannend. Die Einstellung der Besucher zum musealisierten Alltag hängt also auf der einen Seite mit der persönlichen Beziehung zum eigenen Alltag zusammen, auf der anderen Seite damit, ob es in der Ausstellung gelingt, den grauen Alltag farbig zu gestalten. Ähnlich äußert sich der Ausstellungsleiter; er lobt die Ausstellungsmacher „Aber ich betrachte es als Glücksfall, daß diese Leute hinzukamen, damit die Ausstellung wirklich etwas Ungewöhnliches geworden ist...“. Den gewöhnlichen Alltag in ungewöhnlicher Weise, aber auch als etwas Ungewöhnliches zu präsentieren, dies entspricht der Intention der bereits genannten schweizerischen Zeitschrift „Der Alltag“, in der „Die Sensationen des Gewöhnlichen“ – so der Untertitel – thematisiert werden.

Hier zeigt sich in aller Prägnanz der Unterschied zwischen der allgemeinen Auffassung von grauem Alltag und dem wissenschaftlichen Alltagskonzept. Für den heutigen Besucher erweist sich der historische Alltag, wie eintönig und hart er gewesen ist, als faszinierend und exotisch.

4.6 Alltagspräsentationen auf lokaler Ebene (Zusammenfassung)

Anhand von drei Beispielen, einem traditionellen Heimatmuseum, einem neu eingerichteten Stadtmuseum und einer städtischen Sonderausstellung, sind Möglichkeiten, den Alltag eines Ortes oder einer Region im Museum darzustellen, erörtert worden.

Alle Museen haben das Ziel, „den Alltag“ als historisch gewordenen Lebensvollzug auszustellen. In Langnau wird der Alltag temporal als täglich vollzogenes Leben verstanden, in Bietigheim ähnlich im Sinne von „so ist es gewesen“. In der Karlsruher Sonderausstellung steht der Alltagsbegriff für die Dokumentation (all-)täglichen Lebens der unteren und mittleren Sozialschichten. Die Darstellung von Arbeitsprozessen in Langnau stimmt mit dem umgangssprachlichen temporalen Alltagsbegriff überein. Hier wurde allerdings der Frage nach der Präsentation von Alltagskultur als einem wissenschaftlichen kontextorientierten Forschungsansatz nicht weiter nachgegangen. Dagegen wird der umgangssprachliche Alltagsbegriff den Inhalten der Ausstellungen in Bietigheim und Karlsruhe aufgrund der dort vorhandenen Verbindung von Struktur- und Lokalgeschichte sowie dem dargestellten Wandel von alltäglichen Gegebenheiten nicht gerecht. Es zeigt sich, daß der umgangssprachliche Alltagsbegriff und seine Verwendung als Überbegriff für alle damit verbundenen Forschungsrichtungen auch im wissenschaftlichen Diskurs parallel und undifferenziert verwendet werden. Allerdings ist „Alltag“ als Begriff und (Sonder-)Ausstellungsbezeichnung prägnanter als Alltagskultur oder Alltagsgeschichte.

Im Bietigheimer Stadtmuseum und in der Karlsruher Sonderausstellung bestanden innerhalb der gegebenen Rahmenbedingungen gute Chancen, wissenschaftliche Impulse museologisch umzusetzen. Dies erfolgte vorwiegend bei der Themenwahl und in dem Versuch, die Objekte und schriftlichen Quellen subjektbezogen zu interpretieren. Dies gilt allgemein für das Sonderausstellungsthema „Alltag in Karlsruhe“ wie auch für die in dieser Ausstellung und im Museum in Bietigheim gezeigten Themen. Dies Resultat scheint zunächst recht dürftig. Betrachtet man die Themen jedoch genauer, dann ergeben sich erhebliche Erweiterungen gegenüber der traditionellen Musealisierung von (Kultur-) Geschichte, in denen sich ein verändertes Fach- und Museumsverständnis zeigt: Die museale Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, mit der urbanen Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg bis hin zu den negativen Folgen von Industrialisierung, Motorisierung etc. Hinzu kommen die Intergration von Frauengeschichte und der Genderperspektive, von Kinderkultur sowie die Repräsentation von sozialen Gruppen und Randgruppen. Das Museum in Bietigheim erfüllt damit viele Bedingungen, die von

Dieter Kramer und auf der Tagung Heimatmuseum 2000¹⁰² den lokalen Museen als Aufgaben zugewiesen wurden. In der Sonderausstellung zu Verpackung und Müll wurde auch ein kreativer Umgang versucht, wie Verpackung in Zukunft aussehen könnte („Zukunftswerkstatt“). Bei den Befragungen (Oral History) tritt das Museum in Kontakt mit der Bevölkerung und animiert zur Auseinandersetzung mit der Lokalgeschichte und zum Museumsbesuch. Obwohl sich in Bietigheim einige Bezüge zwischen den Ausstellungen und den Ansprüchen der Alltagsforschung herstellen lassen, läßt sich dennoch keine eindeutige Beziehung von Anstoß und Wirkung herstellen. Erstens hat die Museumsleiterin den Alltagstheorien keinen besonderen Einfluß zugewiesen. Zweitens ist das Museum in einer Zeit entstanden, in der neben dem Thema Alltag auch eine intensive Museumsdiskussion stattgefunden hat, drittens ist das Museum neu eingerichtet worden, so daß man keine Veränderungen gegenüber einem bereits bestehenden Ausstellungskonzept beobachten konnte.

In der Sonderausstellung „Alltag in Karlsruhe“ war die Auseinandersetzung mit dem historischen Alltag nur befristet möglich und blieb bei den begrenzten Räumlichkeiten auf Einzelaspekte beschränkt. Hier war die Alltagsdiskussion auslösender Faktor für die Ausstellungsthematik. Dennoch fehlten in Karlsruhe mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen und die Thematisierung der modernen städtischen und kulturellen Entwicklung (Sitz der höchsten Gerichte, kulturelles Zentrum am Oberrhein, Technologiezentrum). In der Zwischenzeit ist in den Räumen des Prinz-Max-Palais eine neue stadtgeschichtliche Dauerausstellung eröffnet worden. Trotz des Erfolgs der Sonderausstellung und obwohl die Besucheruntersuchung Hinweise gegeben hat, welche Aspekte des Alltags noch vertieft dargestellt werden könnten, beschäftigt sich die Dauerausstellung wenig mit Alltag. So kritisiert Michael Hörrmann: „Nur selten kommt der Besucher in Kontakt mit historischen Karlsruheern... Nahezu nichts erfährt man über den Charakter der Metropole [...] Karlsruhe war – und zum Teil ist es vermutlich heute noch – ein Zentrum badischer Lebensart. In der Ausstellung ist davon weder etwas zu spüren noch zu lesen.“¹⁰³ Taugt das Thema Alltag in Karlsruhe also nur für eine Sonderausstellung?

Mehrere Erklärungen sind denkbar: Eine stärkere Gewichtung von Alltagsthemen bietet sich bei Sonderausstellungen zu einer bestimmten Thematik an. Das ist auch bei Museen der Fall, die aufgrund eines mageren Sammlungsbestands das

¹⁰² Vergleiche Kapitel 4.2.

¹⁰³ Michael Hörrmann: Korreferat: Stadtgeschichte im Prinz-Max-Palais, in: Museumsblatt 12 (1993), S. 41.

Ausstellungskonzept ohnehin nicht anhand der vorhandenen Objekte entwickeln können. Dauerausstellungen, die Gesamtüberblicke liefern oder einen bedeutungsvollen Objekt- oder Archivbestand präsentieren wollen/sollen, haben andere Voraussetzungen. Die Karlsruher Sonderausstellung hat gezeigt, daß sich der Alltag aus einem vorwiegend aus Archivalien bestehenden Sammlungsbestand erst aus besonderen (Raum benötigenden) Arrangements und Texten ergibt. In der Dauerausstellung, die auf derselben Fläche wie die Sonderausstellung eingerichtet wurde, liegt der Schwerpunkt wieder auf den Objekten und nicht auf den Subjekten.

Sowohl in der Begrifflichkeit als auch im methodischen Vorgehen scheint die Orientierung an der Geschichtswissenschaft insgesamt stärker gewesen zu sein als an der Volkskunde. Dies liegt zum einen daran, daß das Alltagskonzept bei den Historikern als neues Paradigma öffentlich diskutiert wurde, d.h. ihm haftete die Vorstellung eines neuen, modernen Wissenschaftskonzeptes an. Zum anderen scheint es weiterer Schritte zu bedürfen, um neben der historischen auch die kulturelle Dimension des Alltags zu erschließen und museologisch umzusetzen. Hans-Joachim Klein weist in seiner Besucheruntersuchung darauf hin, daß die Koppelung von Jugendbibliothek und Stadtgeschichte in einem Hause als Katalysator für den Besuch der Sonderausstellung gewirkt hat.¹⁰⁴ Ein derartiger Zusammenschluß scheint ein guter Ansatz, ein Begegnungszentrum für „kommunikative Geschichtsarbeit“ zu schaffen, wie Dieter Kramer es für die lokalen Museen gefordert hat.

Eine Sonderstellung innerhalb der untersuchten Museen nimmt das Heimatmuseum Chüechlihus in Langnau ein. Ohne den Einfluß theoretischer Konzepte hat sich ein Museum entwickelt, welches dennoch durch vielfältige Einflüsse geprägt wird; beispielsweise durch das Vorbild des Berner Historischen Museums, die Schriften Carl-Friedrich von Weizsäckers, die Persönlichkeit des Konservators und nicht zuletzt durch die schwierige Situation des Museums innerhalb der Gemeinde. Hier stellte sich nicht die Frage nach dem Einfluß wissenschaftlicher Konzepte, sondern eher nach dem Kontrast von wissenschaftlichen Ansprüchen und musealen Realitäten. Der in Kapitel 4.2 vorgestellte Aufgabenkanon zielt trotz seiner wissenschaftlichen Richtigkeit an den Möglichkeiten vieler lokaler Museen vorbei. Obwohl die lokal gebundenen Ansätze der Alltagsforschung mit der Idee des Heimatmuseums konvergieren, sind sie nur für wissenschaftlich geführte Museen zu realisieren. Laien sind kaum in der Lage, die komplexen Anforderungen einer

¹⁰⁴ Klein (wie Anm. 96), S. 13.

Mikrogeschichte zu erfüllen. Der Bezug zum Alltag (hier = tägliches Leben) ergibt sich in Langnau aus den Objekten und den davon abhängigen Hauptaufgaben des Museums (der Darstellung der ländlichen Vergangenheit, dem Einblick in das Leben und die Arbeitsweisen der Altvorderen). Die Beschränkung auf die ländliche Lebenswelt ist für das Emmental gerechtfertigt, da es auch heute noch überdurchschnittlich ländlich geprägt ist.

In der zunehmenden Beschriftung der neueren Ausstellungsteile und den damit verbundenen Ansätzen, historische Arbeitsabläufe zu erklären, wird die Orientierung an wissenschaftlich geleiteten Museen deutlich. Die Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Anregungen und die Arbeitsleistung wird in der Aussage Gottfried Korffs deutlich: „Das Heimatmuseum leistet viel, [...] weil es viel zulässt.“¹⁰⁵

Gerade was die Musealisierung von Alltag betrifft, scheint die Erhaltung der Vielfaltigkeit der Heimatmuseumslandschaft und des Nebeneinanders wissenschaftlich und nicht-wissenschaftlich geführter Museen ein wichtiges Ziel. Letztlich bezieht niemand seine Kenntnisse aus einem Heimatmuseum allein. Das schließt eine stärkere Beteiligung der nicht-professionellen Betreuer und Betreuerinnen an Museumstagen und deren Weiterbildung ein. Schließlich sind viele der kritisierten Heimatmuseen, in denen das Paradigma „Alltag“ zu Negativerscheinungen geführt hat, nicht von Laien, sondern von wissenschaftlichen Kräften eingerichtet worden.

¹⁰⁵ Gottfried Korff: Der gesellschaftliche Standort der Heimatmuseen heute, in: Joachim Meynert/Volker Rodekamp (Hg.): Heimatmuseum 2000, Bielefeld 1993, S. 13.

5. Musealisierung von Alltagskultur größerer geographischer Räume

Wie in Kapitel 4.2 ausgeführt wurde, stimmen mehrere Intentionen der Alltagsforschung mit den Aufgaben der lokalen Museen in idealer Weise überein. Neben den lokalen Museen haben jedoch auch Museen, die überregionale Räume oder kleinere Regionen repräsentieren, wie das bereits genannte Forum für Schweizer Geschichte sowie Landes- und Freilichtmuseen, das Ziel, Alltag oder Alltagskultur zu präsentieren. Einige theoretische Ansätze wie die Konzentration auf die unteren und mittleren Sozialschichten (Geschichte von unten), Frauen- und Geschlechtergeschichte (und -kultur) sowie die Integration lebensräumlicher Aspekte lassen sich ohne weiteres auch für größere Regionen darstellen. Alle Aspekte einer individuellen, subjektorientierten Geschichte und Kultur, einer Mikrogeschichte oder „thick description“ lassen sich jedoch wesentlich schwerer auf größere Räume übertragen, abgesehen von der Tatsache, daß die (individuell) genutzten Objekte in einem überregionalen Museum ganz andere Zusammenhänge repräsentieren müssen.

Anhand von zwei unterschiedlichen Beispielen, dem „Museum für Volkskultur in Württemberg“ und dem „Schweizerischen Freilichtmuseum für ländliche Kultur“ am Ballenberg sollen die hier angerissenen Probleme, nämlich welche Konzepte der Alltagsforschung zum Tragen kommen (könnten), wo Grenzen der Konzepte auftreten und wo besondere Möglichkeiten der Museen liegen, erörtert werden. Die besondere Problematik von Alltagskultur in Freilichtmuseen ist eigentlich ein eigenes Forschungsthema. Das Freilichtmuseum Ballenberg bietet sich für eine Untersuchung jedoch besonders deshalb an, weil sich dort die Entfaltungsmöglichkeiten der akademischen Alltagsdiskussion in einem Museum beobachten lassen, welches teilweise eigenverantwortlich und privatwirtschaftlich finanziert und organisiert wird. Dies Problem betrifft inzwischen mehrere Freilichtmuseen.¹

Da das Museum für Volkskultur und das Freilichtmuseum Ballenberg zu umfangreich sind, um deren Gesamtkonzeptionen im Rahmen dieser Untersuchung differenziert auf Alltagskultur hin untersuchen zu können, wird der Bereich ‚Wohnkultur‘, der in beiden Museen von besonderer Bedeutung ist, exemplarisch im Hinblick auf die in der Arbeit gestellte Thematik betrachtet.

¹ In den letzten Jahren sind mehrere Freilichtmuseen von staatlichen Museen zu selbstverwalteten Museen geworden, z.B. das niederländische Freilichtmuseum Arnheim (1991), das schwedische Freilichtmuseum Gamla Linköping (seit 1988 verschiedene Organisationsformen) und das Freilichtmuseum Hessenpark (1990). Das Rheinische Freilichtmuseum Kommern wurde in eine private Stiftung überführt.

5.1. Wohnen als Thema der Alltagskultur

„Nicht zuletzt das enorm angeschwollene Interesse am Alltag, an der Geschichte der Alltagskultur hat auch zu einer intensiven Beschäftigung mit der Geschichte des Wohnens geführt.“² Diese Feststellung Ruth-E. Mohrmanns soll Ausgangspunkt für eine kurze Skizzierung der Fragestellungen sein, die an das Wohnen (auch) als Thema der Alltagskultur gerichtet werden.

Dies betrifft im Hinblick auf die zu untersuchenden Museen die verschiedenen Ebenen der Wohnforschung: die Wohnkultur und Wohnweisen als auch die aktuelle Hausforschung; wobei diese Bereiche in einer wechselseitigen Beziehung stehen. Obwohl Ruth-E. Mohrmann auf die Bedeutung der Alltagskultur-Diskussion für das Thema Wohnen hinweist, gehört das Wohnen (vertreten durch die Gebiete Wohn-, Möbel- und Hausforschung) zum traditionell volkskundlichen Forschungskanon. Dies gilt besonders für die volkskundlichen Museen mit ihren Beständen von historischen Mobiliar. Die erste Tagung der „Arbeitsgruppe: Kulturgeschichtliche Museen“ im Jahr 1971 fand beispielsweise zum Thema „Wohnen – Realität und museale Präsentation“ statt.³ Ernst Schlee stellte auf dieser Tagung fest: „Im volkskundlichen Sinne ist Geschichte des Wohnens in erster Linie nicht Stilgeschichte [...], sondern Geschichte des Vorgangs Wohnen. Zunächst ist nach dem Subjekt des Wohnens und seiner Geschichte zu fragen, Geschichte des Wohnens als Bewältigung des Lebensprozesses im Hause.“⁴ Schlee legte Wohnen als komplexes System von räumlicher Ordnung, ideeller Gliederung, Öffentlichkeit und Privatheit, von Wohn-Gewohnheiten, Normen und hierarchischen Ordnungen dar, welches, wie aus dem Zitat hervorgeht, subjektorientiert erforscht werden sollte. Den Anteil des Museums sieht er allerdings nur in der „Interpretation des Anschaubaren“.⁵ Schlees funktionalistischer Ansatz unterscheidet sich z.T. vom theoretischen Anspruch her relativ wenig vom sozialwissenschaftlich orientierten Ansatz, wie er im Fragenkatalog zum Ausdruck kommt, den Roland Narr zum Thema Wohnen im Artikel „Volkskunde als kritische Sozialwissenschaft“ erstellte⁶. Margret Tränkle definiert in ihrer sozialwissenschaftlichen Untersuchung zur

² Ruth-E. Mohrmann: Wohnen und Wirtschaften, in: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde, 2. Aufl. Berlin 1994, S. 123. Im Kapitel zur Alltagsforschung wird ebenfalls sichtbar, wie oft Wohnen als Thema der Alltagsforschung verstanden wird.

³ Gerd Spies (Hg.): Wohnen – Realität und museale Präsentation, Braunschweig o.J. (1972).

⁴ Ernst Schlee: Das Wohnen in volkskundlicher und kulturhistorischer Sicht, in: Gerd Spies (wie Anm. 3), S. 10.

⁵ Ebd., S. 16.

Wohnkultur zu Beginn der siebziger Jahre Wohnen wie folgt: „Zum Wohnen gehören bestimmte traditionell und gewohnheitsmäßig geübte Verhaltensweisen, die Wohnbräuche; ebenso gehört der sinnvoll und schön gestaltete Objektbereich dazu; darüber hinaus regeln Normen und Werte das Wohnverhalten, für das symbolische Darstellungsformen entwickelt werden, zu denen auch unter anderem die Einrichtungsobjekte zählen. Die kulturelle Prägung des Wohnens erfaßt also nicht nur die Gestaltung des Objektbereichs, sondern ebenso sind die Wohntätigkeiten als kulturelle Verhaltensweisen zu interpretieren und die Wohnattitüden von historisch geprägten Ideen und Werten abzuleiten.“⁷ Das Ziel ist, Wohnweisen (als Analogie zum Begriff Lebensweise entwickelt) zu unterscheiden und zu werten, d.h. Wohnen im oben genannten Sinne in seiner gesellschaftlichen Bedingtheit darzustellen. Gewohnheitsmäßige Handlungen, Normen, Wertvorstellungen und Symbolhaftigkeit – diese Terminologie erinnert sehr an die später im Zuge der Alltagsdiskussion formulierten Postulate an eine alltagsorientierte Volkskunde. Beim Thema Wohnen zeigt sich beispielhaft die Affinität der Volkskunde zu einem subjektorientierten, (alltags-)kulturelle Muster erfassenden Ansatz, bevor es im Fach eine „Alltagsdiskussion“ gegeben hat. Unter deren Einfluß sind dann zahlreiche volkskundliche und historische Arbeiten⁸ zu verschiedenen Aspekten des Wohnens entstanden, von denen einige genannt werden sollen.

Der Schwerpunkt lag zunächst auf Untersuchungen zum ländlichen Wohnen. Während in der strukturalistischen Untersuchung Volker Glänzlers alltägliches Wohnen trotz gegenteiliger Absicht oft auf der Strecke blieb⁹, hat Hermann Heidrich Wohnverhalten und individuelles Wohnbewußtsein in seinen gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Bedingungen anhand von historischen Quellen untersucht und in geschichtliche Zusammenhänge gestellt.¹⁰ Unter dem Einfluß der Alltagsdiskussion entstanden auch Arbeiten zum städtischen Wohnen, in denen

⁶ Roland Narr: Volkskunde als kritische Sozialwissenschaft, in: Abschied vom Volksleben, Tübingen 1970, S. 63ff.

⁷ Margret Tränkle: Wohnkultur und Wohnweisen, Tübingen 1972, S.14.

⁸ Bei den historischen Arbeiten fällt die personelle Übereinstimmung von Autoren auf, die sich sowohl theoretisch zur Alltagsgeschichte geäußert haben als auch zur Geschichte des Wohnens gearbeitet haben: Lutz Niethammer (Hg.): Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft, Wuppertal 1979; Hans J. Teuteberg: Homo habitans, Münster 1985 (Studien zur Geschichte des Alltags Bd. 4); darin Peter Borscheid: Einführung zu: Städtisches Wohnen und soziale Schichtung, S. 115-117.

⁹ Volker Glänzer: Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung, Münster 1980.

¹⁰ Hermann Heidrich: Wohnen auf dem Lande, München 1982.

serielle Quellen ausgewertet wurden.¹¹ Geschlechtsspezifische Formen der Raumeignung wurden in einem ethnomethodologisch ausgerichteten Projekt einer Göttinger Projektgruppe untersucht.¹²

Die besonderen Anforderungen der Alltagsforschung an die Möbelforschung legte Christoph Daxelmüller bereits 1984 dar: „Nicht nur das Möbel soll erforscht werden, sondern das Möbel als Quelle und Gegenstand des täglichen Lebens; das Ziel heißt nicht Möbel, auch nicht Mobiliar, sondern Alltag.“¹³ In den hier genannten Untersuchungen wird Wohnen als soziale Handlung verstanden; die an der Alltagsforschung orientierte Wohn- und Möbelforschung versucht, über den funktionalen Stellenwert von Hausrat hinaus ideelle und mentale Verhaltensmuster, biographisch gebundene Aneignungs- und Organisationsformen in seinen gesellschaftlichen Bedingungen aufzuzeigen. Dazu gehören beispielsweise auch das Haus als Arbeitsstätte, die Multifunktionalität einzelner Objekte etc.

Die heutige Hausforschung folgt im wesentlichen dem bereits 1976 von Konrad Bedal formulierten ganzheitlichen Ansatz, der neben der Hauskonstruktion besonders das „Wohnhaus als Indikator wirtschaftlicher Verhältnisse, sozialer und kultureller Beziehungen“ ansieht. Bedal unterscheidet die Bau- und Raumstruktur des Hauses, die sich aus dem Gebäude ergibt, sowie die Funktions- und Sozialstruktur, die in ihren wechselseitigen Bedingungen erforscht werden sollten. Unter Sozialstruktur versteht er „die innere soziale Gliederung des Hauses (oder der Wohnung). Es ist die Frage nach dem zugewiesenen Platz der einzelnen Personen oder Gruppen in Haus und Hof, nach den sozialen Beziehungen im Haus und im weiteren dann außer Haus, nach der sozialen Stellung der Bewohner, nach den Besitzverhältnissen.“¹⁴ Die Bereiche des „Wohnens und Wirtschaftens“ sind in

¹¹ Bernd Wedemeyer: Wohnverhältnisse und Wohnungseinrichtung in Göttingen im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Göttingen 1992. Uwe Meiners: Wohnkultur in süddeutschen Kleinstädten vom 17.-19. Jahrhundert, in: Günter Wiegelmann (Hg.): Nord-Süd-Unterschiede in der städtischen und ländlichen Kultur Mitteleuropas, Münster 1985, S. 157-221.

¹² Projektgruppe Göttingen: Geschlechtsspezifische Muster der Raum- und Dinganeignung, in: Bettina Heinrich et al.: Gestaltungsspielräume, Tübingen 1992, S. 108-130.

¹³ Christoph Daxelmüller: Möbel, Mobiliar, Alltag. Anmerkungen zu Aufgaben und Zielen volkskundlicher Möbelforschung, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 29 (1984), S. 92.

¹⁴ Konrad Bedal: Gefüge und Struktur. Zu Standort und Arbeitsweise volkskundlicher Hausforschung, in: ZfV 72 (1976), S. 165; vgl. die kaum veränderte Neuauflage des gleichnamigen Werkes von 1978: Bedal: Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur, Bad Windsheim 1993, S. 84ff.

diesem Sinne Bestandteil der Hausforschung. Dafür bedarf es der Auswertung aller verfügbaren archivalischen und literarischen Quellen.¹⁵ Konrad Bedal entwickelte diese Kategorien ebenfalls ohne die Einflüsse der „neuen“ volkskundlichen Alltagskulturforschung.

Die Frage nach der Sozialstruktur führt von der Hausforschung zu den Bereichen des Wohnen und Wirtschaftens innerhalb des Hauses. Mehrere Arbeiten haben unter dem Einfluß der volkskundlichen Neuorientierung und der damit verbundenen Alltagsdiskussion das Verhältnis von historischer Wohn-Realität und musealer Dokumentation untersucht, wobei sich zumindest 1980 noch eine erhebliche Diskrepanz zwischen dem Wissen über das Wohnen und der museal veranschaulichten Wohnkultur ergab.¹⁶ Dieser Aspekt soll in den folgenden Untersuchungseinheiten näher betrachtet werden.

¹⁵ Joachim Friedrich Baumhauer: Hausforschung, in: Brednich (wie Anm. 2), S. 102ff.

¹⁶ Beispielsweise Gottfried Korff: Wohnalltag in der Eifel – Bemerkungen zur musealen Dokumentation bäuerlicher Wohnformen vor der Industrialisierung, in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 82, S. 104ff; Gudrun B. Sievers: Bauernstuben im Museum und historische Wirklichkeit, München 1980, S. 208.

5.2 Das „Museum für Volkskultur in Württemberg“, Waldenbuch

Die volkskundliche Abteilung des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart wurde in zwei Teilabschnitten im Juli 1989 und November 1990 als Außenstelle im ehemaligen Jagdschloß Herzog Christophs von Württemberg unter dem Namen „Museum für Volkskultur in Württemberg“ in Waldenbuch eröffnet.

Das Museum gehört zu den staatlichen Museen des Landes Baden-Württemberg. Die Ausstellungsfläche auf drei Stockwerken beträgt insgesamt 2500 m². Von der volkskundlichen Abteilung wird auch das „Museum für Kutschen, Chaisen und Karren“ in Heidenheim verwaltet. Beide Museen zusammen werden von zwei Kustoden mit volkskundlicher Ausbildung betreut, denen eine Volontärsstelle zur Verfügung steht. Eine weitere Volontärsstelle wird im Wechsel mit anderen Abteilungen vergeben. Die Landesstelle für Volkskunde, die der volkskundlichen Abteilung angeschlossen ist, verfügt über zwei weitere Konservatorenstellen.

Der Erwerbungsetat des Museums für Volkskultur liegt seit mehreren Jahren bei ca. 38 000.-DM.¹⁷ Es ist 43 Stunden pro Woche geöffnet. Seit 1995 wird für Erwachsene und Kinder/Schüler über 14 Jahren ein Eintrittsgeld von 4.- DM bzw. 1.- DM erhoben.¹⁸ Jeden Sonntag finden zwei Führungen zu Spezialthemen statt. Im Jahr 1995 wurde ein lehrplanorientiertes museums-pädagogisches Programm für Schulen erstellt. Innerhalb eines umfangreichen Verkaufsprogramms sind die Texte der Ausstellung in Form von zwei Broschüren zu erwerben¹⁹, dazu ein Museumsführer, der einen Überblick über die Ausstellung vermittelt.²⁰

Waldenbuch selbst ist ein Ort mit ca. 8 600 Einwohnern und liegt im Landkreis Böblingen zwischen Tübingen und Stuttgart in einem landschaftlich reizvollen, allerdings touristisch nicht erschlossenen Gebiet. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln ist der Ort werktags nur einmal, sonntags zweimal direkt vom Stuttgarter Hauptbahnhof während der Öffnungszeiten zu erreichen. Die Fahrzeit beträgt eine Stunde.²¹ Von Tübingen aus gibt es etwa stündlich eine Verbindung nach Walden-

¹⁷ Interview mit Hans-Ulrich Roller am 18. Mai 1992.

¹⁸ Nach Aussage von H.-U. Roller werden die Eintrittspreise von den Besuchern nicht akzeptiert. Daher wird inzwischen vom Kultusministerium über eine Rücknahme des Beschlusses nachgedacht (siehe dazu: Eintrittsgeld wird in Museen nicht akzeptiert, Badische Zeitung vom 12. Januar 1996).

¹⁹ Museum für Volkskultur in Württemberg, Außenstelle des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart: Themen und Texte Bd. I, Stuttgart 1989, Bd. II, Stuttgart 1990.

²⁰ Museum für Volkskultur in Württemberg, 2. erweiterte Auflage, Stuttgart 1990.

²¹ Häufigere Möglichkeiten gibt es vom Bahnhof Stuttgart-Vaihingen.

buch mit einer Fahrzeit von ca. 25 Minuten.

Die Gemeinde Waldenbuch wirbt in einer Informationsbroschüre mit dem Museum, die Schulen nutzen es innerhalb des Unterrichtes. Wirtschaftliche Bedeutung hat es höchstens für einige Gastronomiebetriebe.²²

5.2.1 Sammlungsgeschichte und Museumsentwicklung

Das Württembergische Landesmuseum, 1862 als „Sammlung für vaterländische Kunst und Altertumsdenkmäler“ gegründet, verfügte in seiner Anfangszeit über volkskundliche Objekte aus den Bereichen Volkskunst, Handwerker- und Zunftkultur. Ab 1929 wurden die Sammlungsbestände durch Albert Walzer (1902-1978) entsprechend dem volkskundlichen Kanon erweitert: Hinzu kamen Trachten und Möbel, Hafnerware, Model und Werkstätten. Die geplante Einrichtung eines eigenen Museums während des Zweiten Weltkrieges konnte nicht mehr realisiert werden; nach dem Krieg waren die Werkstätten stark dezimiert und beschädigt, die Trachtensammlung ging weitgehend verloren. Daher versuchte Walzer, die klassischen Sammlungsgebiete wieder aufzufüllen. Besonders im Bereich Volkskunst gelangten große Konvolute von Ofenwandplättchen und Feierabendziegel in die Sammlung, die zunächst im Haupthaus des Landesmuseums in Sinne einer integrierten Landeskulturgeschichte wieder ausgestellt werden sollte. Mit der Übernahme der Bestände des Landesgewerbemuseums²³, die zumindest teilweise ausgestellt werden mußten, ließ sich die gesamte Landeskulturgeschichte in den im Haupthaus vorhandenen Räumlichkeiten nicht mehr präsentieren, obwohl dies dem Idealkonzept Hans-Ulrich Rollers, der die Abteilung 1965 übernahm, entsprochen hätte.²⁴ Das Ziel, die „Landesvolkskultur“ in eigenen Räumlichkeiten zu dokumentieren, beeinflusste die nun folgende Sammeltätigkeit. Mit der Selbständigkeit der volkskundlichen Sammlung ab 1968, die bis dahin Bestandteil der Kunst- und Kulturgeschichtlichen Sammlung war, und der Planung des Museums für Volks-

²² Korrespondenz mit Horst Störrle, Bürgermeister von Waldenbuch.

²³ Erste Konvolute wurden 1933 abgegeben, 1967/68 erhielt das Landesmuseum Objekte, die vor 1920 gesammelt wurden und 1980/81 Keramik, Glas, Möbel und modernes Kunsthandwerk, welches in der Zeit nach 1920 gesammelt wurden. Das ehemalige Landesgewerbemuseum nennt sich heute Design Center Stuttgart und gehört zum Landesgewerbeamt Baden-Württemberg.

²⁴ Hans-Ulrich Roller: Das Museum für Volkskultur in Württemberg, in: Kieler Blätter zur Volkskunde 22 (1990), S. 158/59.

kultur ab 1969/70 orientierte sich die Sammlungs- und Forschungsarbeit zunehmend an „sozial- und kulturhistorisch ausgerichteter Volkskunde“.²⁵ Dies deutete sich in der Sonderausstellung „Volkskultur in Württemberg“ an, die als „Querschnitt durch die Volkskundliche Sammlung“ 1974 in Stuttgart zu sehen war. Im einleitenden Text postuliert Hermann Bausinger, „Volkskultur als Gegenkultur“ anzuerkennen, und formuliert einige Korrekturen im Hinblick auf die bisher präsentierte einseitige Feiertagskultur.²⁶ Die Katalogabbildungen zeigen jedoch, von wenigen Ausnahmen abgesehen, einen Querschnitt der traditionellen Sammlungsgebiete: Trachten, bemalte Möbel, Volkskunst und Volksfrömmigkeit.

In den nun folgenden Jahren wurden die bereits vorhandenen Sammlungsgebiete weitergeführt und neue erschlossen. Dazu gehörten zunächst Möbel und Wandschmuck zur Dokumentation von Wohnkultur, Zeugnisse zur Volksfrömmigkeit, zur industriellen Alltagskultur²⁷ mit Beschränkung auf den häuslichen Bereich²⁸, Arbeiterkultur²⁹ sowie ansatzweise Objekte zum landwirtschaftlichen Bereich. Für die Industrialisierung kristallisierten sich als Schwerpunkte die Elektrifizierung, die neuen Materialien (Blech, Email), Werbung und Verpackung heraus. Als weitere Schwerpunkte der Moderne ergaben sich Kleidung, die nach 1945 umgearbeitet wurde,³⁰ Bilder und Plastiken zeitgenössischer Laienkünstler (seit 1988) sowie moderne Keramik.³¹ Kontinuierlich werden Wandschmuck und populäre Druckgraphik angekauft.

Die Erwerbung von Objekten zur Alltagskultur des 20. Jahrhunderts schien 1981 fast eine Art Rechtfertigung zu benötigen. So heißt es: „Das Sammelkonzept, das diesen Erwerbungen zugrundeliegt, geht von der Überlegung aus, daß eine volkskundliche Sammlung, deren Aufgabe es ist, die Kultur der unteren Sozialschichten in ihrer Geschichtlichkeit zu dokumentieren, nicht bei irgendwelchen

²⁵ Museum für Volkskultur in Württemberg (wie Anm. 20), S. 4.

²⁶ Hermann Bausinger: *Volkskultur in Württemberg. Ein Querschnitt durch die volkskundliche Sammlung*, Begleitheft zur Ausstellung, Stuttgart 1974, S. VI-X.

²⁷ Siehe dazu Gabi Mentges: *Volkskundliche Sammlungsstrategien im Bereich der industriellen Alltagskultur*, in: *Museumsmagazin* 5, Stuttgart 1992, S. 53-62.

²⁸ Diese Beschränkung erfolgte, da in Mannheim das ‚Museum für Technik und Arbeit‘ im Entstehen war.

²⁹ Dazu entstand eine Sonderausstellung; Thomas Brune et al.: *Arbeiterbewegung – Arbeiterkultur Stuttgart 1890-1933*, Stuttgart 1981.

³⁰ Dazu gab es ebenfalls eine Sonderausstellung: *„Flickwerk“*. *Reparieren und Umnutzen in der Alltagskultur* (1983).

³¹ Interview (wie Anm.17).

fiktiven Daten [...] mit Sammeln und Darstellen aufhören kann. Bei allen Schwierigkeiten, die dies bereitet, soll versucht werden, zumindest gewisse Grundlinien der allgemeinen Kulturgeschichte in ihrer Auswirkung auf breite Schichten der Bevölkerung bis in die Gegenwart hinein aufzuzeigen und nachzuziehen”.³² Neben der hier angesprochenen zeitlichen Erweiterung muß geprüft werden, inwieweit die Dokumentation der Kultur unterer Sozialschichten bzw. breiter Bevölkerungsschichten tatsächlich anhand des Objektbestands realisiert wird. In den letzten Jahren wurden neben den übrigen Sammlungsgebieten verstärkt Zeugnisse zur Kinderkultur erworben, komplette Ensembles von Wohneinheiten aus dem 20. Jahrhundert und Objekte, mit denen sich Arbeitsorganisation und gesellschaftlicher Status in den Bereichen Handwerk, Industriearbeit und Landwirtschaft dokumentieren lassen.³³

Die Erwerbung von privaten Wohneinheiten wird – wenn möglich – durch Feldforschung ergänzt „[...] nicht nur über die Familie insgesamt, sondern auch ihre Einstellung zum Wohnen, ihr Verhältnis zu einzelnen Gegenständen, wann ist was ins Haus gekommen – also eine möglichst sorgfältige Recherche und Dokumentation zur Geschichte dieser Dinge.” Es besteht die Intention „[...] über diese qualitative Methode [...] mehr zu erfahren über Lebensgeschichte, über Mentalitätsgeschichte, über Einstellungen zu sich, zur Familie, zum Beruf usw.”, dieser Bereich ist jedoch quantitativ noch „nicht so ausgeprägt, wie das vielleicht auch schön und notwendig wäre.”³⁴

Intendierte Sammlungsgebiete wie „Kitschkultur” und die Wiederverwendung abgängiger Alltagszeugnisse in der Kunst zeigen im Zusammenhang mit dem Erwerb moderner Keramik, von Laienmalerei und Druckgraphik auch ein deutliches kunsthistorisches Interesse.

³² Hans-Ulrich Roller, in: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 18 (1981), S. 222.

³³ Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 29 (1992), S. 243; Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 30 (1993), S. 199-203. Zu den kompletten Wohnensembles vgl. Helga Hager: Das Plieninger Wohnzimmer – ein Ort des Privaten, Sozialen, Gesellschaftlichen. Sach- und Biographieforschung am Beispiel einer Wohndokumentation der Volkskundlichen Sammlung des Württembergischen Landesmuseums, in: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Bd. 5, S. 297-310.

³⁴ Interview (wie Anm. 17).

5.2.2 Die Ausstellungskonzeption

Die Konzeption für die volkskundliche Abteilung als Außenstelle in Waldenbuch wurde innerhalb von zwanzig Jahren (1969-1989/90) entwickelt, gerade in dem Zeitraum, in dem auch die volkskundliche Fachdiskussion zum Thema Alltag stattfand. Neben den ständigen Mitarbeitern (Hans Ulrich Roller, Gabi Mentges) waren die wechselnden Volontäre und zahlreiche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf Zeitvertragsbasis an der Erarbeitung der Ausstellungskonzeption beteiligt.

Die Ausstellung besteht aus drei Abteilungen, die auf verschiedenen Stockwerken untergebracht sind: Lebens- und Arbeitswelt in vorindustrieller Zeit (Erdgeschoß), Wohnkultur (1. Obergeschoß) und industrielle Alltagskultur (2. Obergeschoß). Die Lebens- und Arbeitswelt in vorindustrieller Zeit bildet einen Schwerpunkt der Ausstellung und spielt auch in den Abteilungen zur Wohnkultur bzw. als Gegensatz innerhalb der Abteilung zur industriellen Alltagskultur eine Rolle.

Im Untergeschoß geht es zunächst um Strukturen ländlicher Kultur, welche unter mehreren Aspekten abgehandelt werden: Der rationelle und sparsame Ge- und Verbrauch von Gegenständen wird exemplarisch anhand einer „Kruscht-Ecke“ und an ausgebesserten Utensilien demonstriert. Dabei wird ein Bogen von individuellem Alltagshandeln zur Sparsamkeit als zeittypisches Prinzip geschlagen. Die Reglementierungen des Lebens zeigen sich sowohl in Vorschriften zum Hausbau, zum Handwerk und dem Tragen von Kleidung, besonders aber auch innerhalb des dörflichen Zusammenlebens. Dem engen sozialen Geflecht der Dorfgemeinschaft stehen Außenseiter gegenüber, die von dieser Gemeinschaft ausgeschlossen sind. Die strukturellen Veränderungen durch die anwachsende Bevölkerung und die überregionale Ausweitung der Märkte werden in ihrer Wirkung auf das Handwerk in Dörfern und Städten dargestellt.

Das erste Obergeschoß ist hauptsächlich der Wohnkultur gewidmet, auf die im folgenden Kapitel näher eingegangen wird. Ergänzend sind das Thema Volkskunst und der Themenkreis ländliche Küche museal aufbereitet.

Die Abteilung zur industriellen Alltagskultur im zweiten Obergeschoß, die etwa ein Jahr später eröffnet wurde, wird mit dem Thema Reklame eingeleitet, da im Gegensatz zu den individuell hergestellten Produkten die industrielle Massenproduktion neue Verkaufsstrategien benötigt. Zu den Veränderungen im häuslichen Bereich gehört besonders die Elektrifizierung, die die Rolle der Frau – wie im Museum gezeigt wird – jedoch nicht wirklich verbessert hat. Industrialisierung, Arbeiterkultur und die Veränderung des Handwerks schließen den Komplex von strukturellen Veränderungen der Lebens- und Arbeitswelt ab.

Einen weiteren Schwerpunkt bildet das Thema Kleidung, bei dem das Verhältnis von Kleidung und Körpergefühl gemeinsam anhand von Tracht, Konfektionskleidung und dem Aspekt der Ver-Kleidung in der Fasnacht behandelt wird.³⁵ Der umfangreiche Rundgang schließt mit einem Themenkomplex, in dem sich Lebenseinstellungen widerspiegeln: in unterschiedlichen Konfessionen, populärer Druckgraphik, Wandschmuck, Laienmalerei usw. Im Anschluß an die Dauerausstellung steht ein Raum für die etwa einmal jährlich stattfindenden Sonderausstellungen zur Verfügung.³⁶

In den ersten beiden Geschossen herrscht ein strenges Gestaltungsprinzip vor: Darin wird zwischen Einleitungstexten, Vertiefungstexten und Bildunterschriften unterschieden, die neben den üblichen Angaben (Bezeichnung, Material, Herkunft, Datierung und Inventarnummer) oft auch interpretierende Textpassagen enthalten. Um eine Distanz zwischen Museumsraum und Ausstellung zu schaffen, stehen die Texte auf grauen oder weißen Textträgern, alle Objekte auf flachen, gleichfarbigen Sockeln. Dieses Gestaltungskonzept wird in der letzten Abteilung etwas flexibler gehandhabt.

5.2.3 Präsentationen von Wohnkultur im Museum für Württembergische Volkskultur

Innerhalb des ganzen Museums herrscht ein Methodenpluralismus, indem sowohl die Art der Gestaltung einzelner Ausstellungsabschnitte als auch der Blickwinkel und die Erkenntnisziele ständig variiert werden. Dies gilt besonders für die Ausstellungseinheit ‚Wohnkultur‘, in der fast alle denkbaren Aspekte des Möbelbesitzes, seine Nutzung, die funktionalen Zusammenhänge des Wohnens in seinen geistigen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Einflüssen angesprochen werden und versucht wird, diese sichtbar zu machen. Die Grenze der musealen Darstellbarkeit wird im Einleitungstext gesetzt; Wohnen als soziale Handlung sei nur bedingt darstellbar.

³⁵ Siehe dazu Gabi Mentges: Zur Präsentation von „Trachten“ im „Museum für Volkskultur in Württemberg“ in Waldenbuch, in: Museumsblatt 5 (August 1991), S. 6-8.

³⁶ Außer den bereits genannten Ausstellungen: „Das bißchen Haushalt...“? Zur Geschichte der Technisierung und Rationalisierung der Hausarbeit (1992); 13 Dinge. Form, Funktion, Bedeutung (1992/93); Auf und zu. Von Knöpfen, Schnüren, Reißverschlüssen (1994/95); alle mit gleichnamigen Katalogen.

Abhängig vom Sammlungsbestand werden wertvolle oder aussagekräftige Einzelstücke gezeigt, analytische oder zusammengehörige Ensembles und Objektgruppen mit bestimmten sozialen, funktionalen und/oder repräsentativen Aufgaben.

Der Ausstellungsabschnitt wird durch Texte und Objekte (ein Nachlaßinventar, ein Schrank), zum Möbelerwerb durch Ankauf (Bestellung, Ersteigerung) und Vererbung eingeleitet. „Wohnen hieß für die meisten Familien bis weit ins 20. Jahrhundert hinein: Leben auf engstem Raum.“³⁷ Ein Element der Wohnraumgestaltung, welches diesen Wohnverhältnissen Rechnung trägt, ist der Unterschlag, eine Unterteilung der Stube durch knapp zimmerhohe Wände, die eine Separierung von Alten, Kranken, aber auch der Familie selbst ermöglichte. Mit dem Minimum von drei Objekten, die exemplarischen Charakter haben, einem Schrank, einem Nachlaßinventar und dem Unterschlag, werden anhand von ausführlichen Texten wesentliche Aspekte des Möbelerwerbs und des Wohnalltags im 19. und 20. Jahrhundert dargelegt.

Eine Reihe von Brettstühlen vom 16. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zeigt handwerkliche Fertigkeiten und stilistische Entwicklungen auf. Aber auch hier fehlt nicht der sozialgeschichtliche Hinweis darauf, daß es früher oft nur einen einzigen Stuhl gab, der als Ehrenplatz galt.

Eine weitere Methode, das analytische Ensemble, zeigt sich in der Ausstellungseinheit zur Grundstruktur der Wohnstube und – an nachgeordneten Stellen innerhalb des Rundgangs – an der Geschichte des Schlafzimmers und der Präsentation eines Ensembles rund um den Ofen (Abbildung 13).

Aufgrund der Vielfältigkeit der Stuben/ Schlafzimmer, aber auch weil dem Museum keine zusammengehörigen Ensembles zur Verfügung standen, wurden einzelne Möbel und Accessoires exemplarisch zusammengefaßt, so daß die allgemein üblichen Möbel in ihren typischen Zusammenstellungen gezeigt werden konnten, ohne idyllische Räume einzurichten.

Einer außergewöhnlichen Ankauf Gelegenheit ist die ‚Wohndokumentation Siegelsbach‘ zu verdanken, bei der der gesamte Hausstand eines Nebenerwerbsbauern 1978 übernommen wurde und Befragungen der Nachfahren zu der individuellen Bedeutung einzelner Objekte durchgeführt werden konnten. Die Möbel von drei Räumen, Stube, Schlafkammer und Küche, sind so zueinander aufgestellt, wie sie vorgefunden wurden. Fenster, Wandverkleidung etc. wurden anhand von Zeichnungen dokumentiert (Abbildung 14).

³⁷ Museum für Volkskultur in Württemberg, Themen und Texte I (wie Anm. 19), S. 28.



Abbildung 13: Analytisches Ensemble: Rund um den Ofen
(Foto: Württembergisches Landesmuseum)



Abbildung 14: Schlafzimmer der Wohndokumentation Siegelbach
(Foto: Württembergisches Landesmuseum)

Die Texte und Teile der Interviews (Kindheit um 1910, Nutzung und Beheizung des Schlafrumes, Nutzung des Holzherdes im Sommer, Reparieren und Tragegewohnheiten von Kleidung, Hygienegeschichte: Die Küche als Waschraum) können von den Museumsbesuchern abgehört werden. Dies ist der einzige Medieneinsatz innerhalb der Abteilung zur Wohnkultur. Weitere bewegliche Objekte sind in Vitrinen ausgestellt oder offen ausgelegt, wie beispielsweise eine Kopie des Haushaltsbuches von 1933-1943, in dem das Museum die Ausgabenliste durch Angaben zur politischen Entwicklung bzw. zu besonderen Ereignissen ergänzt hat. Hinzu kommen Informationen zu den einzelnen Bewohnern des Hauses und deren Stellung innerhalb des Ortes.³⁸ Anhand dieser komplexen Dokumentation und gleichzeitigen Interpretation im Sinne einer „dichten Beschreibung“ lassen sich ansatzweise individuelles Wohnen als aktives soziales Geschehen und die vielfältigen Aspekte des Umgangs mit Möbelbesitz nachvollziehen. Im Gegensatz zu den übrigen Ausstellungseinheiten ist hier auch ein umfangreicher Sammlungsbestand aus dem Besitz unterer Sozialschichten vorhanden.

In zwei weiteren Ausstellungsabschnitten zur Wohnkultur wird der Blick auf das Heizen und Beleuchten der Häuser gelenkt. Dabei fungiert der Ofen sowohl als Repräsentationsstück wie auch als Ort sozialen Miteinanders, da die Stube oftmals der einzige beheizbare Ort des Hauses war (Abbildung 13).

Zum Thema Licht werden die unterschiedlichen Möglichkeiten der Beleuchtung vom Kienspan über Talgkerzen bis zur Petroleumlampe präsentiert, es fehlt allerdings der Hinweis, daß das Licht in viel stärkerer Weise als heute den alltäglichen Lebensrhythmus bestimmt hat.

Die These, daß „Entstehungszeit, Größe, Material, ästhetische und handwerkliche Qualität, aber auch die Bemalung eines Möbels [...] auch etwas über politische, konfessionelle, soziale und wirtschaftliche Verhältnisse“³⁹ aussagen, zeigt sich in der Ausstellungseinheit ‚Regionalprofile – Möbelgesichter‘. Das Vermittlungsziel ist dabei, zu zeigen, daß das Alltagsleben das Aussehen der Möbel beeinflusst und umgekehrt die Möbel Rückschlüsse auf den Lebensalltag zulassen. Diese Beziehungen werden jeweils anhand eines Möbels und ausführlicher Texte hergestellt (Abbildung 15).

³⁸ Siehe dazu Frank Lang: „Einblicke in Wohnräume“, in: Museumsblatt 5 (August 1991), S. 9-11.

³⁹ Themen und Texte (wie Anm. 19), S. 39.



Abbildung 15: Regionalprofil Leidringen
(Foto: Württembergisches Landesmuseum)

Während im vorangegangenen Museumsraum die Möbel als Repräsentanten für eher strukturelle Verhältnisse standen, ist ein Raum der individuellen Repräsentation innerhalb des Wohnraums, besonders dem seit Ende des 18. Jahrhunderts üblichen Wandschmuck gewidmet. Um die Repräsentationsformen auch sozial zu differenzieren, ist jeweils ein Ausstellungsabschnitt (Text, ein bis zwei Objekte) der Selbstdarstellung eines reichen Bauern, eines Handwerkers und eines mittelbäuerlichen Haushaltes gewidmet.

Mit dem Ziel einer Entmythisierung des bemalten Möbels als sogenanntes „Bauernmöbel“ schließt der Rundgang zum Wohnen innerhalb des Hauses. Anhand einzelner Möbelstücke soll gezeigt werden, daß sich bemalte Möbel auch im Besitz nichtbäuerlicher Schichten befanden. In diesem Zusammenhang wird auch auf Sammlungslücken hingewiesen: „Möbel, die Kargheit von Hab und Gut oder gar Armut widerspiegeln, können also hier nicht gezeigt werden; wohl aber bemalte

Möbel, die einen wesentlichen Bereich der Volkskunst sichtbar machen [...]”.⁴⁰ Ein Möbelstück „unterer Sozialschichten” (siehe Kapitel 5.2.1), eine unbemalte, aus Brettern gezimmerte Truhe z.B., ist nicht ausgestellt (oder auch nicht vorhanden), dafür jedoch Möbel, die Volkskunst sichtbar machen.

Von der Ausstattung der Innenräume wechselt die Ausstellung zum ganzen Haus. Ausstellungsabschnitte zum äußeren Schmuck des Hauses und eine Haus- und Wohnbiographie schließen sich an. Eine weitere Ausstellungseinheit geht intensiver auf die Stube als Wohn- und Arbeitsraum (Spinnstube, Hausfleiß, Heimarbeit) ein.⁴¹

Anhand des geschilderten Rundgangs durch die Abteilung zur Wohnkultur wird deutlich, wie vielfältig die Methoden und Blickwinkel, d.h. die Auswahl der Themen und der Umgang mit Objekten sind. Einige Objekte, beispielsweise Ofenwandplättchen, werden (auch wegen ihrer ästhetischen Qualität) in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen und mit unterschiedlichen Erkenntniszielen präsentiert, wie das beim Thema Volkskunst und bei der Bilderwelt rund um den Ofen der Fall ist. Das Verhältnis von Objekt und Text ist variabel gestaltet; es gibt Themen, in denen die Objekte im Vordergrund stehen und die Texte lediglich Zusatzinformationen geben, beispielsweise in den analytischen Ensembles oder der Wohndokumentation. In anderen Ausstellungseinheiten sind die Texte umfassend und stellen die Objekte in Zusammenhänge, die sich aus dem Objekt selbst zunächst nicht ergeben, wie bei den Regionalprofilen. Rein dokumentarischen Charakter besitzt das Album mit der Hausmonographie eines Esslinger Kleinbürgerhauses (Texte, Fotografien).

Die in Waldenbuch vertretene Form eines analytischen Museums resultiert aus einer kontinuierlichen Auseinandersetzung mit den Thema Alltagskultur, die im folgenden Kapitel dargelegt werden soll.

5.2.4 Wissenschaftliche Grundlagen der Konzeption

Bereits auf der mehrfach erwähnten Tagung zur „Alltagskultur der letzten 100 Jahre” hat Hans-Ulrich Roller erste Überlegungen zur geplanten Ausstellung in Waldenbuch und dem Alltagsbegriff, der dort zugrunde gelegt werden sollte,

⁴⁰ Ebd., S. 46.

⁴¹ Vergleiche Hans-Ulrich Roller: Zur Darstellung von Wohnkultur im „Museum für Volkskultur in Württemberg”, Waldenbuch, Schloß, in: Museumsblatt 15 (1994), S. 8/9 und das Korreferat von Ralf Beckmann, ebd., S. 9/10.

angestellt. Eine assoziative Annäherung führte dabei zu Begriffen wie alltägliche Begebenheit, grauer Alltag, Alltag als das Gewohnte, Alltag als Belastung besonders in der Arbeit. Dabei legte er einen engeren Alltagsbegriff zugrunde, der Feste, die Urlaubsreise und Souvenirs ausschließt, d.h. er trennt den Alltag vom Nicht-Alltag.⁴² Hans-Ulrich Roller formulierte in der Einleitung zum Ausstellungsführer: „Leitideen beim Sammeln, Recherchieren und Ausstellen waren: Die Geschichte der Volkskultur verstehen wir als eine Geschichte vom Menschen, als Alltagsgeschichte.“⁴³

Als das Museum in Waldenbuch 1991 eine Tagung des Baden-Württembergischen Museumsverbandes zum Thema „Präsentation von Alltagskultur im Museum“ ausrichtet, referiert Roller noch einmal seine Vorstellungen zur Begrifflichkeit:

„Der Begriff Alltagskultur vermittelt nicht den Anspruch, man könne im Museum den Alltag in seiner ganzen Differenziertheit und Fülle, vor allem aber in seiner Prozessualität darstellen. Die Darstellung von Alltagskultur meint den gerichteten, analytischen Blick auf den Alltag, die Wahrnehmung seiner Strukturen und Bedingungen, der entscheidend prägenden Merkmale.

Darstellung von Alltagskultur im Museum bricht den Anspruch, zu zeigen, wie es wirklich war, also in zweifacher Hinsicht. Darstellung meint nicht Realitätswiederholung, sondern analytisch-reflektierte Vorstellung von ausgewählten Themen, die Inszenierung von Sachverhalten. Und da das Ganze im Museum geschieht, gilt es zudem dessen spezifische Möglichkeiten und Grenzen zu bedenken.“⁴⁴

Diese Zitate spiegeln eine deutliche Entwicklung von einer Annäherung an den Alltagsbegriff bis zu einem Plädoyer für die Darstellung von Alltagskultur, statt von Alltag oder Alltagsgeschichte, wider. Dies hat Roller innerhalb des Interviews noch konkretisiert: So hält er nicht so sehr das individuelle und subjektive Moment innerhalb des Alltags, sondern gerade die objektiven Befindlichkeiten im Alltag für wichtig, die durchgängigen, konstitutiven Strukturen des alltäglichen Lebens, die

⁴² Hans-Ulrich Roller: Überlegungen zur geplanten Darstellung von Alltagskultur im Volkskundemuseum Waldenbuch (Württembergisches Landesmuseum), in: Die Alltagskultur der letzten 100 Jahre, Berlin 1980, S.62; siehe auch Utz Jeggle: Alltag, in Bausinger et al.(Hg): Grundzüge, Darmstadt 1978, S. 125.

⁴³ Vgl. Roller (wie Anm.20), S. 5.

⁴⁴ Hans-Ulrich Roller: Die Darstellung von Alltagskultur im Museum, in: Museumsblatt 5 (August 1991), S. 3.

sich innerhalb der Verengung des Blickwinkels auf die unteren Sozialschichten ergeben. Dieser kritische und bewußt aufklärerische Impetus bedeutet eine strenge analytische Orientierung am historischen Befund.

Hier klingt ein Verständnis von Regionalgeschichte an, welches deutlich an einer Strukturgeschichte im Sinne Jürgen Kockas orientiert ist: „Für diese [strukturgeschichtliche] Betrachtungsweise stehen die ‚Verhältnisse‘ und ‚Zustände‘, die überindividuellen Entwicklungen und Prozesse, weniger die einzelnen Ereignisse und Personen im Vordergrund; sie lenkt den Blick eher auf die Bedingungen, Spielräume und Möglichkeiten menschlicher Erfahrungen und menschlichen Handelns in der Geschichte als auf individuellen Erfahrungen, Motive, Entscheidungen und Handlungen selber“.⁴⁵ Die Intergration der großen Strukturen fordert auch Gottfried Korff – wie bereits dargelegt – seit einiger Zeit.

Sofern der Mensch im Zentrum der Präsentationen steht, kann dies als eine den Aufgaben eines Landesmuseums entsprechende, überregional ausgerichtete Variante der Alltagskultur-Dokumentation angesehen werden. Individuelle Alltagserfahrung, beispielsweise biographisch determinierte Einstellungen zu einzelnen Objekten, entsprechen den Ansprüchen der Alltagsforschung mehr, sind aber nur gelegentlich bei entsprechender Objekterwerbung zu realisieren.

Alltagsgeschichte im akademischen Sinn läßt sich nur dort realisieren, wo eine Verbindung zwischen Objekt und benutzendem Subjekt hergestellt werden kann. Dies sind im Museum Ausnahmen, aber sie zeigen, daß dies durchaus möglich ist: in der Wohndokumentation Siegelsbach, in der Wohnbiographie eines Esslinger Kleinbürgerhauses, ansatzweise in der Präsentation des Gemischtwarenladens Hochstetter/Payer.

Darüber hinaus sollen im Museum in Waldenbuch verschiedene Intentionen deutlich werden, die sich aus dem volkskundlichen Diskussionsprozeß um Alltagskultur ergeben, beispielsweise das Aufbrechen eines statischen Bildes von Volkskultur, das Abbauen von Vorurteilen und die Geschichtlichkeit von Alltagskultur.⁴⁶ Hier klingt die Vorstellung vom „Lernort contra Musentempel“ an.

⁴⁵ Jürgen Kocka: Sozialgeschichte zwischen Strukturgeschichte und Erfahrungsgeschichte, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin: Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang, Bd.1, Göttingen 1986, S. 73.

⁴⁶ Interview (wie Anm. 17), siehe auch H. U. Roller: Aspekte des Leitthemas, in: Brückner (Hg.): Volkskunde im Museum, Würzburg 1976, S. 50/51; vgl. Jeggle: Alltag (wie Anm. 42), S. 78/123.

Voraussetzung für eine so verstandene Alltagskultur ist nach Roller eine lange Auseinandersetzung mit den Tübinger Forschungen⁴⁷ im Sinne eines „Abschieds vom Volksleben“ (Aufgabe des Relikt Denkens, weg von der Feiertagskultur und der Idealisierung der ländlichen Kultur) und eine Beteiligung an der Fachentwicklung, speziell der Museumsdiskussion seit Anfang der 70er Jahre,⁴⁸ an der das Museum für Volkskultur in Württemberg auch als Veranstalter von zwei Tagungen zum Thema Alltagskultur beteiligt war.⁴⁹

5.2.5 Das Verhältnis von Alltagstheorie und ihrer Umsetzung

Die genannten analytischen Vermittlungsziele sind fast nur mittels Text zu erreichen, die – wie bereits deutlich wurde – in Waldenbuch zahlreich vorhanden sind und in denen sich die Intentionen deutlich spiegeln. Je weiter man innerhalb der drei Textkategorien vordringt, desto intensiver werden die Informationen zu einer alltagskulturellen Einbindung der Objekte in einen soziokulturellen Kontext.⁵⁰ Vergleicht man die fachwissenschaftlichen Ansprüche einer „alltagsorientierten“ Wohnforschung, wie sie in Kapitel 5.1 formuliert wurden, mit den in der Abteilung „Wohnkultur“ angesprochenen Themen, so werden zahlreiche Ansprüche erfüllt: Wohnbräuche, gewohnheitsmäßige Verhaltensweisen, Normen und Werte, der gestaltete Objektbereich (im dritten Obergeschoß: Wandschmuck, Raum: Repräsentation), Wohnen in seiner gesellschaftlichen Bedingtheit (Regionalprofile – Möbelgesichter), individuelles Wohnbewußtsein (Wohndokumentation Siegelbach), geschlechtsspezifische Formen der Rauman eignung, die Wohnung als Arbeitsplatz (Heimarbeit/Spinnstube) und die soziale Gliederung innerhalb des Hauses. Darin zeigt sich der Versuch, die Objekte/Möbel – wie Christoph Daxelmüller es forderte – als Quellen zu nutzen und in bezug auf den Menschen zu interpretieren.

⁴⁷ Hans-Ulrich Roller hat 1965 als einer der ersten Bausinger-Schüler abgeschlossen. Hans-Ulrich Roller (wie Anm. 24), S. 157.

⁴⁸ Vgl. Kapitel 3.2 ff.

⁴⁹ Die Tagung des Museumsverbands Baden-Württemberg: Alltagskultur im Museum (1992) und die Tagung der Arbeitsgruppe kulturgeschichtliche Museen: Alltagskultur passé? (1992).

⁵⁰ Siehe dazu: Anja Schöne: Dokumentations- und Präsentationsprobleme im Museum für Württembergische Volkskultur, in: Korff/Roller: Alltagskultur passé?, Tübingen 1993, S.127/28.

Bei genauerer Betrachtung ergeben sich jedoch immer wieder Differenzen zwischen den Texten, in denen sich die Vermittlungsabsichten, vor allem der Blick auf untere Sozialschichten, spiegeln, und den Objekten. Dazu einige Beispiele:

Im Text zum oben erwähnten Unterschlag wird erwähnt, daß sich die großbäuerliche Familie zurückziehen konnte, beispielsweise um hier etwas Besseres als das Gesinde in der Stube zu essen. Die unteren Sozialschichten werden zwar erwähnt, das Objekt stammt jedoch aus großbäuerlichem Besitz. Ebenso verhält es sich bei den Brettstühlen und den sogenannten „Möbelgesichtern“. Andere Objektgruppen wie die oben nicht erwähnten Stubenvertäfelungen, die in zwei Museumsräume transloziert wurden, sind ohnehin bürgerlicher Herkunft.

Die Sammlungslücken werden im Museum als Überlieferungssituation gewertet, nicht als ein Resultat der Museumsentwicklung und ihrer bis in die 60er Jahre wirkenden bürgerlichen Geisteshaltung. Hinzu kommt, daß den Besuchern, die kaum Texte lesen und das Museum vorwiegend visuell erleben, mit diesen Objekten ganz andere Erkenntnisse über den Möbelbesitz des Volkes („Museum für Volkskultur“) vermittelt werden. Da die Sammlungslücken kaum noch behoben werden können, deuten sich hier Grenzen des im Museum Machbaren an, die nur noch durch unkonventionelle Präsentationsmethoden oder entsprechende Informationen sichtbar gemacht werden können.

Umso positiver fällt die „ganzheitliche Dokumentation“ aus Siegelsbach auf.⁵¹ Hier stimmen Objekte und Textaussage überein (die Möbel stammen aus dem Besitz „unterer Sozialschichten“), ergänzt durch Aussagen zum individuellen Möbelbesitz, zur Raumnutzung, zum Ge- und Verbrauch von Möbeln und zu subjektiven Beziehungen zu einzelnen Möbelstücken.

Für das Ausstellen der Objekte aus großbäuerlichem oder bürgerlichem Besitz spricht (neben ihrem ästhetischen und materiellen Wert), daß auch andere Sozialschichten im Sinne einer umfassenden Landeskulturgeschichte integriert werden. So wird im Museum selbst auch nicht von unteren Sozialschichten, sondern von „breiten Bevölkerungsschichten“ gesprochen.

Abgesehen davon äußert sich das Problem von Sammlungsbestand und sozialgeschichtlichem/alltagskulturellem Anspruch beim Thema (historisches) Wohnen besonders deutlich. In anderen Abteilungen zeigen sich die Widersprüche teilweise weniger kraß.

⁵¹ Der Begriff gilt eigentlich für die Präsentation von Einrichtung und Haushülle im Freilichtmuseum. Paßt aber durchaus auch auf die Wohndokumentation Siegelsbach, wobei die Möbel auch hier nicht im natürlichen Kontext stehen.

Um dem Museum gerecht zu werden, soll ein kurzer Blick auf Beispiele geworfen werden, die für die Musealisierung von Alltagskultur beispielhaft sein können: In der Abteilung zur industriellen Alltagskultur wird ein experimenteller Umgang mit Objekten gewagt, beispielsweise in der Gegenüberstellung von traditionellem Handwerk und maschineller Produktion. In einer eingerichteten Schreinerwerkstatt stehen zwei Bildschirme, auf denen Fließbandarbeit mit der dazugehörigen Geräuschkulisse zu sehen und zu hören ist. Diese Darstellung, die auch ohne Text verständlich ist, wird durch ein Hörprogramm mit Texten zu den Veränderungen des Alltagslebens durch die Industrialisierung ergänzt. Diese Art der Darstellung kommt der Vorstellung Peter Sloterdijks vom Museum als der „Schule des Befremdens“ entgegen.⁵²

Im Ausstellungsteil zur Mechanisierung des Haushaltes wird die vermeintliche Verbesserung der Situation der Hausfrau durch die technischen Arbeits-Hilfsmittel durch das Lied „Das bißchen Haushalt...“ karikiert. Andere Vermittlungsmöglichkeiten wie Inszenierungen wurden aufgrund deren Modeabhängigkeit in der Dauer-ausstellung absichtlich nicht genutzt.

5.2.6 Wertung der Museumsbesucher

Wie in Langnau und in Bietigheim wurden im Sommer 1992 auch in Waldenbuch 100 Fragebögen ausgelegt, um einen Eindruck zu erhalten, wie das Museum auf die Besucherinnen und Besucher wirkt. Der Rücklauf betrug 51. Das Museum hatte 1994 ca. 48 000 Besucher, was für ein Museum dieser Größenordnung relativ wenig ist.

Alle Altersgruppen (20-35, 36-50, 51-65 und 66-) waren fast gleichmäßig vertreten, außer der Altergruppe von 10-19 Jahren. Möglicherweise werden Museen dieser Größenordnung wenig mit Kindern besucht (es gibt auch einen Kommentar dazu, daß das Museum wenig kindgerecht sei); sofern das Museum mit Schulklassen besucht wurde, haben die Lehrkräfte die Fragebögen ausgefüllt.

Männer sind gegenüber Frauen überdurchschnittlich oft vertreten. Dies kann ein zufälliges Ergebnis der kleinen Stichprobe sein. Da das Museum fast nur in Kleingruppen (Paare, Familien, Freunden) besucht wird (3 Einzelbesuche, 5 Schüler-/Reisegruppen), ist es denkbar, daß eher die männlichen Gruppen-

⁵² Peter Sloterdijk: Museum – Schule des Befremdens, in: Tradition und Experiment. Das österreichische Museum für Angewandte Kunst, Salzburg 1988, S. 288-296.

angehörigen den Fragebogen ausgefüllt haben.

Zwei Drittel der Besucher besuchten das Museum zum ersten Mal (35), immerhin 12 Personen zum zweiten Mal, für 7 Befragte war es mindestens der dritte Besuch. 44 Befragte bewerteten das Museum mit sehr gut, nur zwei fanden das Museum weniger gut. Dabei sind diese Pauschalbewertungen wenig aussagekräftig, solange die Bewertung nicht begründet wird. Aber selbst mit Begründungen bleiben die Erkenntnisse mager. Abgesehen davon, daß sich kaum jemand die Zeit für ausführliche Kommentare nimmt, die Gleichartigkeit der Kommentare scheint auch eine Art Sprachlosigkeit, das Gesehene in Worte zu fassen, zu belegen. Häufige Kommentare waren, das Museum sei vielseitig, in seiner Präsentation logisch, übersichtlich, anschaulich, harmonisch oder liebevoll. Wenige Kommentare sind etwas präziser im Hinblick auf das Untersuchungsthema wie „Lebenswelten!“, „ich kann das Alltagsleben vor meiner Zeit etwas kennenlernen“ oder „Geschichte mal anders von unten erzählt und erlebbar. Eine gute Alternative zur herkömmlichen Geschichtsdarstellung.“ Kritisiert wurde, daß das Museum wenig kindgerecht und die Präsentation „zu sauber“ sei.

5.2.7 Zusammenfassung

Die Konzeption des Museums hat sich nicht nur innerhalb eines Zeitraums aktiver Fach- und Museumsdiskussion entwickelt, sondern wurde auch von einem Personenkreis gestaltet, der an diesen Diskussionen teilgenommen hat. Hinzu kommt die enge Beziehung zum Institut für Empirische Kulturwissenschaften in Tübingen, welches beispielsweise durch seine in Stuttgart oder Waldenbuch gezeigten Sonderausstellungen („Flick-Werk“, „13 Dinge“) die Museumsarbeit deutlich beeinflusst hat. Im Gegensatz zu den bisher untersuchten Museen hat hier eine enge Zusammenarbeit zwischen Universität und Museum stattgefunden, welche dann auch konsequenterweise zu der Begriffsverwendung „Alltagskultur“ geführt hat.

Eine Rezeption der historischen Fachdiskussionen wurde vom Museumsleiter Hans-Ulrich Roller nie besonders erwähnt. Dennoch stellen die Dorf- und Hausmonographien eine Art mikrohistorische Studien dar. Die Gesamtkonzeption der Ausstellung besteht aus einem ständigen Wechsel dieser Mikro-Perspektive und strukturellen Ausstellungseinheiten, wobei letztere überwiegen. Der Einfluß der Alltagsgeschichte ist möglicherweise auf die Volontäre, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zurückzuführen, die im Laufe der Zeit an der Ausstellungskonzeption beteiligt waren.

Da Strukturgeschichte (im Sinne Kockas) eben gerade keine Alltagsgeschichte meint, ist zu fragen, warum gerade in Waldenbuch der Schwerpunkt auf den Strukturen und Bedingungen der Alltagskultur liegt: Diese liegen meiner Meinung nach in den Vermittlungszielen des Landesmuseums, aber auch in den speziellen Möglichkeiten (und Unmöglichkeiten) des Sammlungsbestandes. Individueller Lebensalltag wird dort gezeigt, wo dies anhand des Objektbestandes auch möglich ist, beispielsweise in der Wohndokumentation Siegelsbach. Hier kommt auch das dazugehörige methodische Instrumentarium (Fotodokumentation, Oral History) zur Anwendung. Nur in den so konzipierten Ausstellungsteilen wird das Museum seinem Anspruch, „Geschichte von Menschen“ zu zeigen, voll gerecht.

Die Menge an Objekten, die ohne die Kenntnis ihrer individuellen Nutzung als Sachzeugen für größere Zusammenhänge und Strukturen dienen, werden anhand der Texte in einen Kontext gestellt. Bei Beleuchtungsgegenständen ergibt sich dieser aus dem Objekt, bei den „Regionalprofilen“ ist der interpretative Rahmen so weit gefasst, daß das Objekt teilweise überinterpretiert wird und der Eindruck eines Analysezwangs entsteht. Diese Präsentationsform sollte als Versuch gewertet werden, die analytischen und aufklärerischen Absichten, die die Alltagsforschung besitzt, auch auf traditionell volkskundliche Objekte anzuwenden. Dazu gehört auch, daß die Lücken im Sammlungsbestand benannt werden, so zu den Öfen: „Die in der volkskundlichen Sammlung des Württembergischen Landesmuseums enthaltenen Öfen und Ofenteile stammen aus dem wohlhabenderen ländlichen Milieu.“⁵³ Welche (Un-)Möglichkeiten bestehen, die Einseitigkeiten der Sammlung zu korrigieren, ist damit jedoch noch nicht gesagt; ebensowenig wie die Ursachen für diese Sammlungsergebnisse.

Die Vorstellung des Museums als Lernort, als demokratische Bildungseinrichtung, bestimmte sowohl die Wahl der Themen wie auch deren Ausstellungsgestaltung. Ob das Museum jedoch tatsächlich als demokratische Bildungsinstitution dient, bleibt bei den relativ niedrigen Besucherzahlen fraglich.

Das Museum erfüllt weitgehend die Anforderungen fachwissenschaftlicher Alltagsforschung. Die Frage ist, ob es auch die Erwartungen erfüllt, die ein Museum an visuellem Erleben bieten kann; von den Möglichkeiten eines Museums auch als Ort der Begegnung und Kommunikation einmal ganz abgesehen. Damit relativiert sich die Bedeutung der wissenschaftlichen Ansprüche für die Museen. Offensichtlich gelten für das Museum andere Regeln, gibt es noch andere Dimensionen als die

⁵³ Museum für Volkskultur (wie Anm. 19), Bd. I, S. 37

wissenschaftlichen Ansprüche.

Das „Museum für Volkskultur in Württemberg“ hat – wie bereits mehrfach angeklungen ist – einen schwierigen Standort: Es liegt an der Peripherie Stuttgarts, und ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln nur schwer zu erreichen. Trotz der Nähe zur Universitätsstadt Tübingen ist es dezentral gelegen. Dies schlägt sich in den Besucherzahlen nieder, obwohl ein Besucherpotential im Großraum Stuttgart durchaus vorhanden wäre.

Der aufklärerische Impetus der Konzeption scheint vor allem dann sinnvoll zu sein, wenn er auch breite Bevölkerungsschichten erreicht. Die fachwissenschaftliche Vorbildfunktion des Museums sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Besuchszahlen in keinem Verhältnis zur Größe und Bedeutung des Museums stehen. Hier ist nach den Ursachen zu fragen. Trotz der schwierigen Standortbedingungen werden im Verhältnis zu anderen Museen wenig Sonderausstellungen veranstaltet; mit intellektualistischen Ausstellungen wie „13 Dinge“ sind kaum breite Bevölkerungsschichten ins Museum zu locken. Erst 1995 wurde die bereits erwähnte lehrplanorientierte Themenübersicht erstellt, die Schulen die Möglichkeit geben soll, das Museum gezielt in den Unterricht einzubeziehen. Gründe für die wenigen Besucherinnen und Besucher in Waldenbuch sind sicher auch in der Fülle des kulturellen Angebots der Landeshauptstadt Stuttgart zu sehen, der Präsentation ländlicher Kultur in mittlerweile sieben Baden-Württembergischen Freilichtmuseen und in der Frage, ob der Begriff „Volkskultur“ für den Laien tatsächlich das assoziiert, was das Museum an Material und Erkenntnismöglichkeiten bietet.

Da die Resonanz des befragten Publikums überwiegend positiv ist und das Museum die wissenschaftlichen Ansprüche erfüllt, fällt es schwer, das Museum zu kritisieren. Die Häufigkeit, mit der die Befragten auf die Vielseitigkeit des Museums hingewiesen haben, scheint sowohl auf die Materialfülle zu zielen als auf die Menge der Erkenntnismöglichkeiten. Eine ausführliche Besucherbefragung könnte genauer darüber Aufschluß geben, welche Aspekte des Museums zum positiven Besucherurteil führen und wie weitgehend die zahlreichen Informationen aufgenommen werden. Diese Art der „Kontrollbefragung“ hatte Martin Scharfe auch für die „Lernausstellung“ vorgesehen.

5.3 Alltagskultur im Freilichtmuseum

5.3.1 Allgemeines zur Problematik der Präsentation von Alltagskultur in Freilichtmuseen

Freilichtmuseen werden seit der Museumsdiskussion in den 70er Jahren als der Museumstyp angesehen, der in besonderem Maße in der Lage ist, Alltagskultur darzustellen. Gottfried Korff formulierte 1980, als Mitarbeiter des Freilichtmuseums Kommern: Es „wird dort eine Geschichte gezeigt und erklärt, mit der sich die Mehrheit der Bevölkerung identifizieren kann, die Geschichte der Alltagskultur.“⁵⁴ 1982 äußerte sich Korff erneut:

„Das Freilichtmuseum ist eines der Medien, die besonders sinnfällig und wirkungsvoll dem historischen Alltag auf der Spur sein können [...] Zweitens verfügt das Freilichtmuseum über eine Darstellungsweise und Vermittlungsform von alltäglicher Geschichte, die besonders geeignet ist, historische Zusammenhänge sinnlich plausibel und anschaulich zu machen.“⁵⁵

Dies gilt auch für andere europäische Länder: „In den siebziger Jahren ändert sich vieles im Freilichtmuseum [...] Das Sammelgebiet des Museums wird nun die Alltagsgeschichte genannt.“⁵⁶

Die besonderen Möglichkeiten von Freilichtmuseen im Hinblick auf die Präsentation von Alltagskultur liegen in der „ganzheitlichen Darstellung“, die es ermöglicht, das ganze Haus bzw. ansatzweise kleine Siedlungen in der Komplexität ihrer

⁵⁴ Gottfried Korff: Zur Dokumentationspraxis im Freilichtmuseum, in: Alltagskultur der letzten 100 Jahre, Berlin 1980, S. 69.

⁵⁵ Gottfried Korff: Geschichte im Präsens? Notizen zum Problem der ‚Verlebendigung‘ von Freilichtmuseen, in: Helmut Ottenjann (Hg.): Kulturgeschichte und Sozialgeschichte im Freilichtmuseum. Historische Realität und Konstruktion des Geschichtlichen in historischen Museen, Cloppenburg 1985, S. 51/52; vgl. dazu auch Konrad Bedal: „Es gibt kaum ein Museum, das sich so wie Freilichtmuseen dem einstigen Alltagsleben verpflichtet wissen will“, in: Umbau, Ausbau, Neubau, in: Köstlin/Bausinger (Hg.): Umgang mit Sachen, Regensburg 1983, S. 60; ebenso Konrad Köstlin: En passant – Sozialgeschichte, in: Konrad Bedal/Hermann Heidrich (Hg.): Freilichtmuseum und Sozialgeschichte, Bad Windsheim 1986, S. 14.

⁵⁶ Adriaan de Jong: Vom traditionellen Leben zur Alltagsgeschichte, in: Verband europäischer Freilichtmuseen. Tagungsbericht Schweiz 1988, S. 123. Das Zitat ist interessant, da de Jong die Veränderungen im Museum nicht direkt auf die Alltagsgeschichte bezieht. Der zweite Satzteil klingt, als würde bereits Bestehendes lediglich neu benannt werden.

Beziehungen zu erforschen und zu präsentieren.⁵⁷ Gleichzeitig wird die ganzheitliche Präsentationsform aufgrund der ihr innewohnenden Gefahr von Idyllenbildung stark kritisiert. Die Kritik resultiert aus der Diskrepanz zwischen den Vermittlungs- und Bildungsmöglichkeiten der „ganzheitlichen“ Präsentation und ihrer Realisation sowie einer mit diesem Museumstyp verbundenen Eigendynamik, die unter dem Stichwort Folklorisierung zusammengefaßt werden kann. Innerhalb dieser Auseinandersetzung kommt es teilweise zu der bereits erwähnten Polarisierung von Universitätswissenschaft auf der einen und Museumspraxis auf der anderen Seite.⁵⁸

Auf der bereits mehrfach erwähnten Tagung „Alltagskultur passé?“ kommt Hermann Heidrich zu dem Ergebnis, daß sich die Dokumentationsprobleme von Alltagskultur in Freilichtmuseen seit der Berliner Tagung „Alltagskultur der letzten 100 Jahre“ (1978) bis heute nicht geändert haben.⁵⁹ Gottfried Korff kritisierte damals, daß durch die ganzheitliche Präsentation von Alltagskultur und die damit verbundene „Sinnlichkeit und Plausibilität“ falsche Eindrücke von der historischen Realität entstehen würden, insbesondere, weil dieses Dokumentationsprinzip dem Eskapismus der Besucher, einer Entlastung und Flucht aus dem realen Alltag, Vorschub leisten würde.⁶⁰ Hinzu kam der Vorwurf, durch die Fixierung eines Bauzustandes würde eine Kulturfixierung stattfinden. Ein Vorwurf, der heute teilweise noch gültig ist. Inzwischen werden die Bauten nicht im Zustand der Erstverwendung rekonstruiert, auch bauliche Veränderungen werden dokumentiert. Aber die Prozessualität des Wohnens und Lebens, auf die Korff hingewiesen hatte, läßt sich nicht innerhalb einer ganzheitlichen Präsentation, sondern nur analytisch aufzeigen.⁶¹ Die hier geäußerte Kritik an einer zu schwachen Trennung von histori-

⁵⁷ Vergleiche dazu die Ansätze der Mikrohistorie und die dichte Beschreibung, S. 46ff dieser Arbeit. Das würde bedeuten, daß man mit „ganzheitlich“ nicht nur das ganze Haus meint, sondern die Auswertung aller verfügbaren Quellen mit präsentiert.

⁵⁸ Dies zeigt sich beispielsweise in folgendem Zitat: „Es ist [...] bei universitären Schreibtischwissenschaftlern, besonders bei Volkskundlern, en vogue, Kritik an den außerordentlich gut frequentierten Freilichtmuseen anzumelden. Die Hauptpunkte dieser teilweise aus einem bequemen praxisentlasteten Blickwinkel vorgebrachten Kritik beziehen sich auf Probleme im Zusammenhang mit dem Vermittlungsauftrag der Freilichtmuseen [...]“ (Hermann Heidrich: Der schwierige Besucher. Freilichtmuseum zwischen Aufklärung und Idylle, in: *Franken unter einem Dach* 11 (Dez. 1988), S. 76).

⁵⁹ Hermann Heidrich: *Liebe alte Welt. „Populäre Ästhetik“ und Wahrnehmungsverhalten im Freilichtmuseum*, in: Korff/Roller: *Alltagskultur passé?* Tübingen 1993, S. 83.

⁶⁰ Korff (wie Anm. 54), S. 70; später Köstlin: *Freilichtmuseums-Folklore*, in: Helmut Ottensjann (Hg.): *Kulturgeschichte und Sozialgeschichte im Freilichtmuseum*, Cloppenburg 1985, S. 55.

scher und musealer Realität zieht sich bis heute durch die Museumsdiskussion: Zu wenig würden sozialhistorische Kontexte dokumentiert, museumspädagogische Bemühungen, die Probleme von dieser Seite her abzufangen, fehlen, ebenso eine Offenlegung des eigenen museologischen Standpunktes.⁶² Das bedeutet, daß Vermittlungschancen und Bildungsmöglichkeiten vergeben werden. Hermann Heidrich weist auf weitere Probleme bei der Dokumentation von Alltagskultur hin: Durch die Verwissenschaftlichung der Haus- und Bauforschung ergeben sich wissenschaftliche Erkenntnisse in diesen Teilbereichen, die nicht vermittelbar scheinen oder unabhängig von den Vermittlungsmöglichkeiten sozialhistorischer Bereiche in einem Gebäude bleiben und diese zusätzlich einschränken.⁶³ Seine Schlußfolgerung ist daher: „Freilichtmuseen bieten infolge ihrer selbst gesetzten Wertigkeiten und der intentionslosen Inszenierungen kein optimales Feld zur Vermittlung von Alltagskultur auf hohem und differenziertem Niveau.“⁶⁴ Zu diesem Ergebnis kommt er auch, weil nach Untersuchungen die Besucher von Freilichtmuseen überwiegend aus Mittel- und Unterschichten stammen,⁶⁵ deren Wahrnehmungsverhalten und -vermögen auf der Ebene der „popularen Ästhetik“ abläuft. Die Besucher gehen von den eigenen Alltagserfahrungen aus, mit dem Ziel, sich ohne die Distanz von Abstraktionsvorgängen zu identifizieren, sich wiederzufinden.

⁶¹ Ebd., S. 71ff. Zur Problematik der Ganzheitlichkeit vgl. auch Klaus Freckmann: Der Anspruch des Museums auf ganzheitliche Dokumentation, in: Martin Scharfe (Hg.): Museen in der Provinz, Tübingen 1983, S. 108ff.

⁶² Vergleiche Köstlin (wie Anm. 55), S. 19 ; Wolf-Dieter Könenkamp: Zur Praxis der Vermittlung sozialhistorischer Erkenntnisse am Museum, in: Bedal/Heidrich (wie Anm. 55), S. 42-56; Gitta Böth: Zur museumspädagogischen Arbeit im Freilichtmuseum, in: Hessische Blätter zur Volkskunde 10 (1980), S. 30-37; dies.: Vergnügungspark oder Bildungseinrichtung. Von der Schwierigkeit museumspädagogischer Arbeit im Freilichtmuseum, in: Kirsten Fast (Hg.): Handbuch der museumspädagogischen Ansätze, Opladen 1995, S. 247-261.

⁶³ Darauf hatte bereits Konrad Köstlin hingewiesen: Freilichtmuseums-Folklore (wie Anm. 60), S. 64/65.

⁶⁴ Heidrich (wie Anm. 59), S. 90; zum Thema der intentionslosen Inszenierung vgl. auch Konrad Köstlin: Das Museum zwischen Wissenschaftlichkeit und Anschaulichkeit. Zum Verhältnis von Recherche und Präsentation, in: Martin Scharfe (wie Anm. 61), S. 53.

⁶⁵ Vergleiche auch Joachim Eisleb: Freilichtmuseum und ihre Besucher – eine sozialgeographische Analyse unter besonderer Berücksichtigung des Museumsdorfes Cloppenburg, Vechta 1987, S. 23ff und Böth: Zur museumspädagogischen Arbeit (wie Anm. 62), S. 35.

Für die erfolgreiche Vermittlung von Alltagskultur im Freilichtmuseum sieht Heidrich vor allem die Möglichkeiten, sich auf die Regeln der populären Ästhetik einzulassen, bekannte Objekte als „Katalysatoren für Erinnerungsvorgänge“ sowie die Präsentation alltagskultureller Themen, die an die Lebenserfahrung der Besucher anknüpfen, zu nutzen.⁶⁶

Aufgrund der hier angesprochenen Probleme bei der Präsentation von Alltagskultur wird zunehmend auf die Grenzen der Vermittlungsfähigkeit von Freilichtmuseen hingewiesen: Könenkamp sieht die Mängel besonders in der Erforschung von sozialhistorischen Hintergründen, die in Zusammenarbeit mit Universitätsinstituten geleistet werden sollte: „Von den Museen allein ist eine Alltagsgeschichte auch nur der letzten 200 Jahre nicht zu erarbeiten.“ Die Forschungsergebnisse sollten nach „edukativen Gesichtspunkten“ präsentiert werden.⁶⁷ Die Kooperation Universität – Freilichtmuseum erfolgt beispielsweise im Niedersächsischen Freilichtmuseum Cloppenburg. Dort wird das Objekt Haus inzwischen in die übrige Sachüberlieferung eingereiht:

„[...] ein Freilichtmuseum ländlicher Kultur ist in aller Konsequenz auch ‚nur‘ ein Regionalmuseum der Alltagskultur, ein Museum der Alltagsgeschichte. Der eigentliche Unterschied zwischen einem ‚Museum der Alltagsgeschichte‘ und einem ‚Freilichtmuseum der Alltagsgeschichte‘ ist einzig und allein der, daß das Freilichtmuseum außer der beweglichen Sachkultur auch die unbewegliche Sachkultur, die Häuser, in die Dokumentation miteinbezieht.“⁶⁸

Verschiedene Autoren plädieren dafür, das Gemachte der Darstellung, den wertenden Standort des Museums, für das Publikum stärker hervorzuheben⁶⁹, entweder durch Störungen und Irritationen, durch demonstrativ eingesetzte Texttafeln, mit denen eine Trennung zwischen musealen Inszenierungen und sozialgeschichtlicher Analyse vollzogen wird⁷⁰, oder durch thematisch begrenzte Ausstellungen inner-

⁶⁶ Heidrich (wie Anm. 59), S.95/96.

⁶⁷ Könenkamp (wie Anm. 62), S. 49.

⁶⁸ Helmut Ottenjann: Alltagsgeschichte im Freilichtmuseum. Interdisziplinäre und interinstitutionelle Forschungs- und Präsentationsprojekte als Kontext regionaler Museologie, in: Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): Tagungsbericht Czechoslovakia 1990, Roznov 1991, S. 48/49.

⁶⁹ Böth (wie Anm. 62), S. 34; entsprechend des Zitates von Walter Benjamin, daß Geschichte „Gegenstand einer Konstruktion [sei], deren Ort nicht die leere Zeit, sondern die bestimmte Epoche, das bestimmte Leben, das bestimmte Werk bildet.“

⁷⁰ Köstlin (wie Anm. 55), S. 20; ders. (wie Anm. 60), S. 59ff.

halb der Gebäude⁷¹. Sie halten gleichzeitig den Anspruch der Freilichtmuseen auf ganzheitliche Präsentation für fragwürdig, da zeitliche Quer- oder Längsschnitte dabei nur ansatzweise zu realisieren sind und das Wohnen in seinen sozialen und ökonomischen Bedingungen nicht darstellbar ist.⁷²

Die hier genannten Diskussionsbeiträge weisen auf die Bedeutung der Alltagskultur-Präsentation und die damit verbundenen Umsetzungsschwierigkeiten hin, sie geben jedoch nur mittelbar darüber Auskunft, ob und inwiefern die akademische Alltags(kultur)diskussion auf die Museumsarbeit gewirkt hat. Daß es diesen Einfluß gibt, wird beispielsweise in der Entwicklung des Freilichtmuseums Beuren (Baden-Württemberg, Landkreis Esslingen) deutlich: Seit das Land Baden-Württemberg 1978 beschlossen hat, acht dezentrale Freilichtmuseen mit einem bestimmten Einzugsgebiet einzurichten, wurden vom Ministerium für Wissenschaft und Kunst, von der Landestelle für Museumsbetreuung und vom Landkreis Esslingen Gebäude „gesammelt“ und bauhistorisch dokumentiert. 1988 wurde neben dem zuständigen bauhistorischen Büro die freiberufliche Arbeitsgruppe Fokus⁷³ mit der Museumskonzeption, Didaktik und Inneneinrichtung beauftragt. Die Arbeitsgruppe schreibt:

„Die Entscheidungskriterien zur Übernahme von Häusern ins Museum wurden ab diesem Zeitpunkt um sozial- und lebensgeschichtliche Fragestellungen ergänzt. Die Geschichte des Museums spiegelt so auch die Geschichte der museologischen Methoden und Ansätze wider – von der auf das einzelne Gebäude in seiner bauhistorischen Bedeutung fixierten Sammlungs- und Präsentationsstrategie hin zu Ansätzen, die deutlicher auf eine Kontextualisierung der Exponate abzielen und mit mikroanalytischen Methoden deren Einbindung in ein kulturgeschichtliches Umfeld untersuchen. Daß eine derartige Geschichtsschreibung auch die kulturelle Überformung und Modellierung der Natur und die wechselseitigen Einflüsse zwischen Mensch und Umwelt mit einbezieht, ist ebenso selbstverständlich wie die Berücksichtigung der Erkenntnis, daß es Besitzerinnen und Besitzer, Bewohnerinnen und Bewohner gab und daß Geschichte sich weder im sozial- noch im geschlechtsneutralen Raum ereignet.“⁷⁴

⁷¹ Freckmann (wie Anm. 61), S. 108.

⁷² Ebd., S. 109/10.

⁷³ Fokus: Forschungsgruppe Kultur- und Sachgut, Leitung Sigrid Philipps, Empirische Kulturwissenschaftlerin.

⁷⁴ Sigrid Philipps et al.: Konzepte, Kürzungen, Resonanzen: Bericht vom Aufbau eines regionalen Freilichtmuseums, in: Museumsblatt 19 (April 1996), S. 27.

Aus diesem Zitat ergeben sich deutliche Bezüge zur volkskundlichen und historischen Alltagsdiskussion.

Weitere allgemein bekannte Probleme innerhalb der Freilichtmuseen betreffen die Folklorisierungen und Verlebendigungen, beispielsweise in Handwerksvorführungen, in denen die Dokumentation von Alltagsleben hinter dem Erlebnischarakter oder den gewinnorientierten Produktionen zurücktritt. Oder sie zeigen sich in Reaktivierungsmaßnahmen, folkloristischen Festlichkeiten und Brauchvorführungen, bei denen die „Grenze zu Freizeitparks und Unterhaltungseinrichtungen fließend“ geworden ist.⁷⁵ Die starken Tendenzen zur Folklorisierung und zur Unterhaltung, bei denen die edukativen Ziele leicht in den Hintergrund geraten, liegen in der Geschichte der Institution begründet, an deren Anfang die Idee des Museums mit der eines Erholungsparks verknüpft war.⁷⁶ Hermann Heidrich sieht diese Entwicklungen als Folge eines museumsinternen Pragmatismus, der „eine Frage der Wertigkeit, aber auch des Zwanges“ ist.⁷⁷

Während Heidrich als Museumswissenschaftler bereit ist, an einer populären Ästhetik anzuknüpfen, fordert Köstlin, gegen die Erwartungen des Publikums, gegen deren Inbesitznahme des Museums zu arbeiten und zu thematisieren, daß das Museum selbst ein Produkt eines zerstörten Landes ist. Er lehnt Freilichtmuseumsfolklore und damit verbundene Kommerzialisierung ab.⁷⁸

Nicht nur von Museum und Universität, sondern auch von den einzelnen Freilichtmuseen selbst wird – wie im folgenden Kapitel ersichtlich – unterschiedlich bewertet, welche Arten von folkloristischen Aktivitäten, die mit kommerziellen Interessen einhergehen, akzeptiert werden. Mit diesen Ausführungen sollte ein kurzer Überblick über die Problemgeschichte zum Thema Alltagskultur und Freilichtmuseum gegeben werden, ergänzt durch gegenwärtige Versuche und Tendenzen zur Problemlösung.

⁷⁵ Korff (wie Anm. 55), S. 44-50; Böth (wie Anm. 62), S. 249-252.

⁷⁶ Zur Geschichte der Freilichtmuseen vgl. Adelhart Zippelius: Zwischen Aufklärung und Nationalromantik – auf der Suche nach den Wurzeln der europäischen Freilichtmuseen, in: Tagungsbericht 1991, Kristiansstad 1993, S. 29-7; Köstlin (wie Anm. 55), S. 14ff.

⁷⁷ Heidrich (wie Anm. 57), S. 87.

⁷⁸ Köstlin (wie Anm. 60), S. 59.

5.3.2 Privatisierungstendenzen in Freilichtmuseen

Für die Situation der Freilichtmuseen allgemein (in Zukunft möglicherweise auch für andere Museumstypen) – und besonders für das hier untersuchte Museum – ist ein Aspekt wesentlich: Die (zunehmende) Privatisierung aufgrund veränderter kulturpolitischer, wirtschaftlicher und gesellschaftspolitischer Verhältnisse.

Die Betroffenheit über und von dieser Entwicklung spiegelt eine Tagung von Freilichtmuseumswissenschaftlern wider, an deren Ende eine offizielle Erklärung erarbeitet wurde. Darin heißt es:

„Die Freilichtmuseen in Europa erfüllen als kulturhistorische Institutionen einen unverzichtbaren Auftrag: Erhalten, Erforschen und Vermitteln der Zeugnisse der Alltagsgeschichte und der Volkskultur.

[...]

„Privatisierung‘ (Autonomie im Sinne der Verselbständigung) kann für Museen Chancen bieten. Bestimmte Grundvoraussetzungen sind aber unumgänglich. Von grundsätzlicher Bedeutung ist es, daß jedes Museum eine Verfassung hat, die der ICOM-Definition für Museen und dem ICOM-Ehrenkodex entspricht.“⁷⁹

Diese Aussage bezieht sich auf den allgemeinen Teil der ICOM-Deklaration über Freilichtmuseen von 1982, in der es u.a. heißt:

„Freilichtmuseen sind wissenschaftlich geplante und geführte oder unter wissenschaftlicher Aufsicht stehende Sammlungen ganzheitlich dargestellter Siedlungs-, Bau-, Wohn- und Wirtschaftsformen unter freiem Himmel und in einem zum Museumsgelände erklärten Teil der Landschaft. Sie sind für die Öffentlichkeit zugänglich und dienen gleichermaßen konservatorischen wie auch individuell bestimmten edukativen Zwecken. Ihre Aufgabe darf aber nicht der materielle Profit sein oder die Förderung von Interessen, die nicht unmittelbar Aufgaben des Museums sind.“⁸⁰

In der Gegenüberstellung der ICOM-Deklaration und Erklärung zur „Privatisierung“ von Freilichtmuseen wird deutlich, daß die Möglichkeiten einer eigenen (privaten) Finanzierung bei gleichzeitigem Einhalten der ICOM-Deklaration gering sind. Die Deklaration verbietet ausdrücklich materiellen Profit als Ziel und kennzeichnet die Freilichtmuseen in erster Linie als „wissenschaftliche Forschungs-

⁷⁹ Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): Privatisierung und Kommerzialisierung von Freilichtmuseen: eine Chance oder eine Bedrohung? Tagungsbericht, Arnheim 1993, S. 27.

⁸⁰ Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): 25 Jahre ICOM-Deklaration über Freilichtmuseen, Tagungsbericht Ungarn 1982, Szentendre 1984, S. 93.

einrichtungen" mit edukativen Zielen. In mehreren Fallstudien der oben erwähnten Tagung zeigten sich vor allem die unterschiedlichen Existenzbedingungen der Freilichtmuseen in den einzelnen Ländern, so daß in diesem Rahmen kaum verallgemeinernde Aussagen möglich sind.

Für die vorliegende Arbeit, welche sich mit der Umsetzung wissenschaftlicher Ansprüche im Museum beschäftigt, scheint vorerst wichtig zu sein, daß von den Tagungsteilnehmern und Teilnehmerinnen „eine große Sorge um das Fortbestehen des kulturhistorischen und wissenschaftlichen Auftrags der Freilichtmuseen" geäußert wurde.⁸¹ Zu den wissenschaftlichen Aufgaben heißt es in der ICOM-Deklaration:

„Freilichtmuseen müssen für ihr Wirkungsgebiet wissenschaftliche Forschungseinrichtungen sein. Auch aus diesem Grund bedürfen sie der wissenschaftlich qualifizierten und wissenschaftlich unabhängigen Leitung.

Die Anlage eines Freilichtmuseums [...und] die historische Ausstattung von Gebäuden soll gleichfalls, soweit dies möglich und sinnvoll ist, der historischen Situation entsprechen.

Diese Gestaltungsgrundsätze lassen sich nur auf der Grundlage einer gründlichen Kenntnis der speziellen kulturgeschichtlichen, volkskundlichen, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen und allgemein historischen Überlieferung sowie der physio- und anthropographischen Gegebenheiten verwirklichen. Diese Traditionen und Gegebenheiten sind in aller Regel keineswegs hinreichend erforscht und dokumentiert, um eine ausreichend gesicherte Präsentation im Museum zu gewährleisten.

Zu den Aufgaben der Freilichtmuseen gehören daher über die Erforschung der im Museumsbesitz befindlichen Objekte hinaus vorrangig die Erfassung des traditionellen Gebäudebestandes (ggf. in Zusammenarbeit mit der zuständigen Denkmalpflegeinstitution und anderen wissenschaftlichen Einrichtungen) sowie eine gründliche Dokumentation des erhaltenen und des erschliessbaren Sachgüterbestandes und ein möglichst intensives Eindringen in die nichtgegenständlichen Bereiche kulturellen Lebens wie Sozialverhalten, Sozialordnung, Brauchtum, Volksglaube, künstlerische Betätigung usw., aber auch in die Entwicklung der Natur- und Kulturlandschaft.

Gerade die Erforschung der geistigen und sozialen Kulturerscheinungen ist von

⁸¹ Ebd., S. 21.

besonderer Bedeutung, weil diese einerseits einem sehr raschen Absinken in Vergessenheit unterworfen sind, andererseits gerade im Betrieb eines Freilichtmuseums der Gefahr einer verfälschten Darstellung des ‚Volkstümlichen‘ mit aller Kraft entgegengewirkt werden muß.“⁸²

Ist die Sorge über die Gewährleistung und Kontinuität der wissenschaftlichen Arbeit berechtigt, bedeutet dies nach der ICOM-Deklaration, daß die Institution Freilichtmuseum insgesamt in Frage gestellt werden muß.

Innerhalb der verschiedenen Vorträge konnten mehrere Positionen unterschieden werden: Erstens gab es Referenten, die durchaus zugestanden, daß Freilichtmuseen wirtschaftlich oder mit autonomer Wirtschaftsführung arbeiten sollten, die Kontinuität der gesamten wissenschaftlichen Arbeit sollte jedoch durch staatliche oder private Finanzierung gewährleistet sein. Vorführungen historischer Handwerke dürften beispielsweise nicht mit kommerziellen Interessen verbunden werden.⁸³ Zweitens gab es Vertreter, nach deren Meinung die wissenschaftlichen Kernaufgaben staatlich finanziert, publikumsbezogene Attraktionen jedoch durchaus gewinnbringend eingesetzt werden sollten.⁸⁴ Eine dritte Gruppe betonte, daß die Unabhängigkeit von staatlicher finanzieller Unterstützung auch eine Unabhängigkeit von staatlicher (ideologischer) Einflußnahme darstellt. Primäres Ziel sei, das Museum nach den Interessen und Bedürfnissen der Besucher auszurichten. Die Sicherung der wissenschaftlichen Arbeit stand in diesen Beiträgen, zu denen auch der Beitrag des Direktors des Schweizerischen Freilichtmuseums gehörte, eher im Hintergrund.⁸⁵

Das in der ICOM-Deklaration vertretene Primat der wissenschaftlichen For-

⁸² Ebd., S. 94/95.

⁸³ Vergleiche dazu die Beiträge von Helmut Ottenjann: Das Fallbeispiel Museumsdorf Cloppenburg, in: Verband Europäischer Freilichtmuseen (wie Anm. 79), S. 64ff; Stefan Baumeier: Wissenschaftlichkeit, Privatisierung und Kommerzialisierung: Gedankensplitter aus dem Westfälischen Freilichtmuseum Detmold, ebd., S. 90ff.

⁸⁴ Vergleiche dazu den Beitrag von Peter Lewis: Scholarship and commercialisation: Can a harmonious marriage be effected?, in: Verband Europäischer Freilichtmuseen (wie Anm. 79), S. 105ff.

⁸⁵ Vergleiche die Beiträge von Jan A.M.F. Vaessen: The ‚privatisation‘ of the Netherland Open Air Museum: an interim balance, in: Verband Europäischer Freilichtmuseen (wie Anm. 79), S. 34ff; Peter Oeschger: Fallstudie Ballenberg: Probleme und Lösungen, ebd., S.56-58 und Adriaan A.M. de Jong: Scholarship and commercialisation: can a harmonious marriage be effected?, ebd., S. 117ff.

schung wird von der letzten Gruppe nicht (mehr) voll anerkannt. Dies läßt mehrere Schlußfolgerungen zu:

1. Die ICOM-Deklaration von 1982 wird den veränderten wirtschaftlichen Bedingungen der Freilichtmuseen nicht mehr gerecht. Konsequenterweise müßte dann zur Kommerzialisierung eine Neufassung erarbeitet werden, die auf bestimmte Anforderungen verzichtet, oder die Freilichtmuseen müßten ihren Museumsstatus aufgeben.
2. Die ICOM-Deklaration wird als wissenschaftlich fundierte Norm verstanden. Dann muß man verstärkt darüber nachdenken, wie die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit publikumswirksam präsentiert werden können.

Gerade weil das Schweizerische Freilichtmuseum eines der ersten Museen in Europa ist, welches weitgehend privatwirtschaftlich arbeiten muß, soll es im Zusammenhang mit der in dieser Arbeit gestellten Thematik untersucht werden. Im Zuge von z.Zt. stattfindenden strukturellen Veränderungen wurde das „Schweizerische Freilichtmuseum für ländliche Bau- und Wohnkultur“ in „Schweizerisches Freilichtmuseum für ländliche Kultur“ umbenannt.

5.4 Das „Schweizerische Freilichtmuseum für ländliche Kultur“, Ballenberg

5.4.1 Historische Entwicklung des Museums

Bereits Ende des 19. Jahrhunderts gab es erste Gedanken zur Errichtung eines Freilichtmuseums in der Schweiz. In diesem Zusammenhang entstanden ein Schweizerdorf auf der Weltausstellung in Paris 1878 und das Village Suisse in Genf 1896.⁸⁶

Der Versuch, ein Freilichtmuseum im Zusammenhang mit der Schweizerischen Landesausstellung 1939, auf der ein „Schwiizerderfli“ aufgebaut war, zu realisieren, scheiterte zunächst. Zu Beginn der 60er Jahre konstituierten sich der „Verein zur Förderung des Schweizerischen Freilichtmuseums Ballenberg ob Brienz“ (1962) und die „Ostschweizerische Gesellschaft zur Förderung des Freilichtmuseums Ballenberg ob Brienz“. Eine 1963 eingesetzte Studienkommission prüfte die mit der Gründung eines Freilichtmuseums zusammenhängenden Fragen. 1967 stellten der Architekt Gustav Ritschart und der Geograph und Bauernhausforscher Max Gschwend ein Vorprojekt des Freilichtmuseums der Öffentlichkeit vor.⁸⁷ 1968 wurde die „Stiftung Schweizerisches Freilichtmuseum Ballenberg ob Brienz“ ins Leben gerufen, die aus Vertretern interessierter Gemeinden, wissenschaftlicher und kultureller Vertreter, Wirtschaftsunternehmen und privaten Gönnern bestand. In der Stiftungsurkunde vom 10. Oktober 1968 verpflichteten sich die Stifter, ein Museum zu schaffen, um folgende Ziele zu verwirklichen:

„- typische Bauten unseres Landes äusserlich und im Innern unverändert zu erhalten, sie mit dem zugehörigen Mobiliar und den Gerätschaften auszurüsten, sie ohne jegliche störenden Zutaten aufzustellen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen,

- sie auf überschaubarem Raum zu vereinen und damit Vergleiche zu ermöglichen, mit Führungen und Erklärungen das Verständnis für ihre Besonderheiten zu wecken,

⁸⁶ Siehe dazu Adelhart Zippelius: Zur frühen Geschichte der Freilichtmuseen in der Schweiz. Träume, Pläne, Realisierung, in: Jahresblätter 10 des Schweizerischen Freilichtmuseums, S. 4-6.

⁸⁷ Max Gschwend: Streiflichter aus der Entstehungsgeschichte des Schweizerischen Freilichtmuseums Ballenberg, in: Ballenberg Jahresblätter 10, S. 9/10.

- Sicherung, Konservierung und Wiederaufstellung von typischen Hausbauten, ausgestattet mit den entsprechenden Einrichtungen, Möbeln, Gerätschaften und Werkzeugen, gemäss wissenschaftlichen Forschungen und Methoden,

[...]

- Schaffung eines Zentrums schweizerischer, bäuerlicher Kultur durch permanente und wechselnde Ausstellungen, Herausgabe von Publikationen und Förderung ähnlicher Bemühungen in jeder ihr zweckmässig erscheinenden Art und Weise.”⁸⁸

Die Stiftung legte 1971 einen Generalplan „Projekt und Bericht 1971 zum Bau und Betrieb des Schweizerischen Freilichtmuseums Ballenberg“ vor⁸⁹, nach dem ab 1972 die ersten Gebäude auf das Gelände transloziert wurden. Seit 1978 ist das Museum der Öffentlichkeit zugänglich.

5.4.2 Organisationsstruktur des Museums

Das Schweizerische Freilichtmuseum Ballenberg ist eine private Stiftung und wurde – wie bereits gesagt – 1978 als einziges zentrales Freilichtmuseum der Schweiz teileröffnet.⁹⁰ Die konzeptionelle Grundidee sowie die Tatsache, daß das Museum bisher nicht kontinuierlich über eine fachwissenschaftliche Leitung verfügte, haben dazu geführt, daß das Freilichtmuseum auf Tagungen oft kritisiert wurde. Da das Museum gerade zur Zeit neu strukturiert wird, soll auf diese Entwicklungsspanne kurz eingegangen werden:

Von 1978 bis 1981 wurden Konzeption und Aufbau des Museums von Max Gschwend geführt, anschließend übernahm David Meili die Museumsleitung. 1988, zehn Jahre nach der Teileröffnung, wurde aufgrund von organisatorischen und damit zusammenhängenden finanziellen Schwierigkeiten des Museums dem Industriemanager Peter Oeschger die Leitung des Museums übertragen. Ihm wurden

⁸⁸ Stiftungsurkunde vom 10. Oktober 1968.

⁸⁹ Adelhart Zippelius: Handbuch der europäischen Freilichtmuseen, Köln 1974, S. 279; Max Gschwend/David Meili: Ballenberg, Aarau 1988, S. 9-11.

⁹⁰ Zu den Gründen für die Zentrale Lösung siehe Max Gschwend: Aufgaben und Probleme nationaler, zentraler Freilichtmuseen, in: Helmut Ottenjann (Hg.): Kulturgeschichte und Sozialgeschichte im Freilichtmuseum. Historische Realität und Konstruktion des Geschichtlichen in historischen Museen, Cloppenburg 1985, S. 73/74.

die drei Abteilungen „Wissenschaft, Planung und Bau“, „Marketing“⁹¹ und „Finanzen/Betrieb“⁹² unterstellt.⁹³ Wegen interner Schwierigkeiten, die sich aus dieser Organisationsstruktur ergaben, verließ Oeschger das Museum Anfang 1995, sein Nachfolger Rudolph Freiermuth blieb nur fünf Monate im Amt. Mit einem Manager als Museumsleiter wurde, streng genommen, die ICOM-Deklaration nicht mehr erfüllt, die eine wissenschaftlich qualifizierte und unabhängige Leitung der Freilichtmuseen vorsieht. Im Mai 1995 wurden die Stiftungsstatuten zum fünften Mal seit 1968 geändert. Zweck und Ziel des Museums lauten heute:

„1. Die Stiftung hat den Zweck, unter Rücksichtnahme auf die Naturlandschaft des Ballenberges, das Schweizerische Freilichtmuseum eigenständig und nach betriebswirtschaftlichen Grundsätzen zu betreiben und weiter auszubauen. Sie hält sich dabei grundsätzlich an die ICOM-Deklaration (International Council of Museums) des Verbandes Europäischer Freilichtmuseen aus dem Jahre 1982.

2. Das Freilichtmuseum ist eine wissenschaftliche kulturvermittelnde Institution. Sie hat das Ziel, traditionelle ländliche Bauten samt ihren typischen Einrichtungen zum Wohnen und Arbeiten aus allen Landesteilen der Schweiz zu sammeln, zu erforschen und zu erhalten, um die früheren Wohn-, Sozial- und Wirtschaftsformen in Bauernstand, Handwerk und Gewerbe authentisch darzustellen. Das Freilichtmuseum soll ein lebendiges kulturelles Zentrum mit Veranstaltungen, Kursen, Ausstellungen und Publikationen bilden.

3. Das Freilichtmuseum arbeitet mit interessensverwandten Organisationen im In- und Ausland zusammen und unterstützt Bestrebungen zur Vermittlung volkskundlicher Inhalte.“⁹⁴

Seit Beginn des Jahres 1996 wird die Geschäftsleitung gemeinsam von jeweils einem Vertreter bzw. einer Vertreterin der oben erwähnten Abteilungen geführt. Sie sind dem Stiftungsrat (ca. 80 Mitglieder), dessen Vorstand (18 Mitglieder) und besonders dessen geschäftsführendem Ausschuss (5 Mitglieder) verantwortlich –

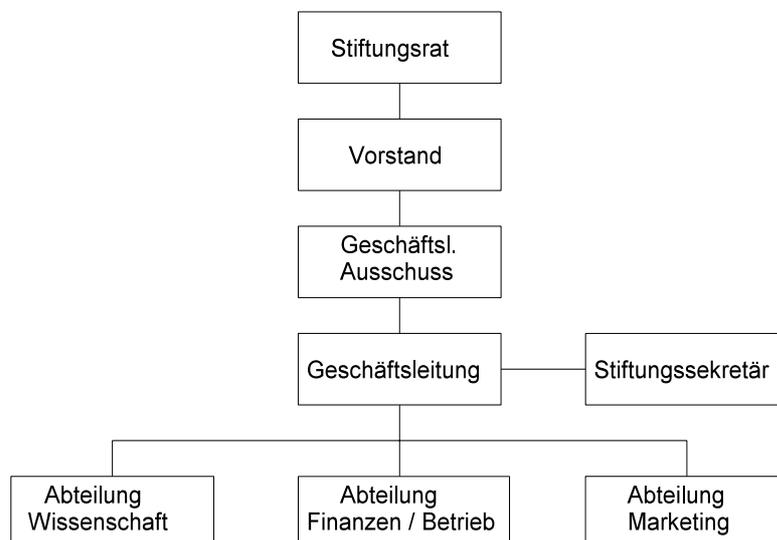
⁹¹ Diese Abteilung ist zuständig für: Marktforschung, Corporate Design, Guest Relations, Anfrage- und Auskunftswesen, Kommunikation und Werbung, Film und Fotos, BBRT, Distribution, Veranstaltungen, Werbemittel und Publikationen.

⁹² Diese Abteilung ist zuständig für Finanzen/Buchhaltung, Personal, Partnerorganisationen, Fördervereine, Museums- und Stiftungssekretariat, Verwaltung, Betrieb, Bauten und deren Unterhalt, den Werkhof, Landwirtschaft und das Tierprojekt.

⁹³ Die damalige Organisationsstruktur ist abgedruckt in Peter Oeschger: Marketing im Schweizerischen Freilichtmuseum Ballenberg – weshalb?, in: Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): Tagungsbericht Czechoslovakia, Roznov 1991, S. 67.

⁹⁴ Zitiert nach den Statuten/Geschäftsordnung des Museums, S. 2/3.

Gremien, die sich außerhalb des Museums befinden. Damit ergibt sich heute folgende Struktur:



Nach einer Vakanz von 1989 bis 1991 wird die wissenschaftliche Abteilung wieder aufgebaut; sie ist heute mit einem volkskundlichen Leiter, einer Volkskundlerin (ausschließlich zuständig für Hausmonographien), einer Historikerin (40%-Stelle, für die Texte zuständig) und einer Volkskundlerin und Ethnologin (80%-Stelle) besetzt (Stand Januar 1996). Die wissenschaftliche Abteilung ist zuständig für die Bereiche Sammlung, Restaurierung, historische Hausforschung, Bauforschung und Planung, Ausstellungen und Hauseinrichtungen, Museumspädagogik, Organisation von Handwerksdemonstrationen und Veranstaltungen, ferner für wissenschaftliche Publikationen, Ökologie im Museum und die Bibliothek bzw. das wissenschaftliche Archiv. Außerdem steht die Fachgruppe dem Stiftungsvorstand der Schule des Schweizerischen Heimatwerkes, die neben dem Museum entsteht, für die Ausarbeitung des Schulkonzeptes zur Verfügung.

Parallel wird versucht, den Stiftungsrat des Museums dahingehend zu verändern, daß die 80 Stiftungsräte die gesamte Schweiz repräsentieren und die Fachbereiche Denkmalpflege, Volkskunde, Wirtschaft und Politik vertreten.

Aus dieser Übersicht über die Museums- und Personalentwicklung ist leicht abzuschätzen, wie schwierig es in den letzten Jahren gewesen ist, konstruktiv wissenschaftlich zu arbeiten. Die fehlende Kontinuität einer wissenschaftlichen Museumsleitung hat Kraft und Arbeitspotential absorbiert. Nach der Neu-

organisation hat die wissenschaftliche Abteilung insgesamt mehr Kompetenz erhalten, und sie ist den Statuten der ICOM-Deklaration von 1982 verpflichtet. Sie muß jedoch mit zwei wirtschaftlich (und kommerziell) ausgerichteten Abteilungen zusammenarbeiten – deren Arbeit nach betriebswirtschaftlichen Grundsätzen ebenfalls in den Statuten enthalten ist.

Das Museum ist der schweizerischen Denkmalpflege unterstellt. Sie übernimmt bei Neuerwerbungen von Gebäuden (die in der Regel geschenkt werden) ein Drittel der anfallenden Wiederaufbaukosten, sofern die Standortgemeinde oder der Herkunftskanton ein weiteres Drittel finanziert. Das letzte Drittel hat das Museum zu übernehmen, welches dafür ausschließlich Sponsoren sucht. Betriebsführung und Unterhalt des Museums müssen zu 80% aus den Eintrittsgeldern und den Einnahmen durch Verkäufe bestritten werden.⁹⁵

Die großräumige Anlage (inzwischen ca. 80 ha) ist vom 15. April bis 31. Oktober 49 Stunden pro Woche geöffnet, in den Sommermonaten täglich eine Stunde länger. Das Museum bietet täglich verschiedene Aktivitäten wie Handwerksvorführungen, Inbetriebnahme technischer Geräte, „historisches Kochen“ und Kutschfahrten und hat mehrere Bewirtungsmöglichkeiten.

Gruppenführungen werden nach Anmeldung, Einzelführungen in der Hauptsaison auch spontan auf Besucherwunsch durchgeführt. Der Eintritt beträgt für Erwachsene 12.- SFR (ca. 15.- DM), für Kinder die Hälfte (weitere reduzierte Eintrittspreise für verschiedene Personengruppen).

Über das Museum, und von ihm ediert, gibt es eine Reihe von Publikationen, beispielsweise Bildbände⁹⁶, den Museumsführer⁹⁷ und die „Kleine Schriftenreihe“.⁹⁸ Die wissenschaftliche Abteilung des Museums erstellt z. Zt. Monographien zu einzelnen Gebäuden, die jedoch bis jetzt nicht publiziert wurden, sondern den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen für Führungen etc. zur Verfügung

⁹⁵ Interview mit Dr. Edwin Huwyler am 18. Januar 1993; vgl. Edwin Huwyler: Das Freilichtmuseum – ein Bauernhausfriedhof?, in: Hermann Auer (Hg.): Museum und Denkmalpflege, München 1992, S. 216.

⁹⁶ Max Gschwend et al (Hg.): Ballenberg. Das Schweizerische Freilichtmuseum, Aarau 1982; ders./David Meili: Ballenberg, Aarau 1988.

⁹⁷ Führer durch das Schweizerische Freilichtmuseum Ballenberg, Brienz 1992.

⁹⁸ Kleine Schriftenreihe. Schweizerisches Freilichtmuseum (Hg.): Ruth L. Aebi: Die Spannschachtel, Brienz 1987; Peter Opplinger: Heilkräutergarten und historische Drogerie, Brienz 1989; Bärbel Talmon/ Kathrin Schweizer: Vom Kochen und Essen in alten Zeiten, Brienz 1990.

stehen.⁹⁹

Das im Berner Oberland, einer der wichtigsten Touristenregionen der Schweiz, gelegene Museum ist gut mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen.

5.4.3 Museumskonzept und Sammlungsgeschichte

Das Museumskonzept sieht die Dokumentation aller Schweizer Hauslandschaften an einem Ort vor. Die Gebäude sind in 13 Baugruppen einzelner Hauslandschaften zusammengefaßt und entsprechend ihrer geographischen Lage in der Schweiz auf dem Gelände verteilt.

Das um 1970 erarbeitete Konzept wurde zehn Jahre später modifiziert; z.Zt. wird es wieder überarbeitet, vor allem im Hinblick auf eine Reduzierung der geplanten 250 Objekte. Mittlerweile befinden sich 80 Häuser im Museum. Ziel ist, etwa 90 größere sowie zahlreiche kleinere Gebäude aufzubauen.

Heute erfolgt die Aufnahme weiterer Gebäude nur, wenn das Gebäude nicht in situ erhalten werden kann. Darüber hinaus muß die Finanzierung des Wiederaufbaus gewährleistet sein, und das Gebäude sollte in das Gesamtkonzept des Museums passen.¹⁰⁰

Über die Präsentation der Häuser hinaus möchte das Museum die Besucher „auch mit dem bäuerlichen Alltag früherer Zeiten vertraut machen“¹⁰¹. Außer den Gebäuden sammelt das Museum daher „Einrichtungsstücke und Arbeitsgeräte des ländlich bäuerlichen Alltags [...], Kleider und Wäsche, Gegenstände der Volksfrömmigkeit, [...] die vor wenigen Jahren noch selbstverständlich waren und heute vom Verschwinden bedroht sind.“¹⁰² Die zeitliche Grenze wird bei der Mechanisierung der Bauernbetriebe gezogen. Das Museum sammelt bisher nur Objekte zur Dokumentation der ländlichen Kultur und hat diesen Schwerpunkt

⁹⁹ Publiziert wurde bisher nur das von der kantonalen Denkmalpflege Genf herausgegebene, stark bauhistorisch ausgerichtete Heft: Ein Genfer Bauernhaus, Genf 1985. In der von Brigitta Strub erstellten unpublizierten Monographie des Wohnhauses von Matten (Kanton Bern) stehen Konstruktion und Architektur des Hauses im Hintergrund; schwerpunktmäßig wird auf die Besitzerabfolge eingegangen, die in einen regionalgeschichtlichen, politischen und sozioökonomischen Kontext eingebunden wurde, soweit sich dies aus den vorhandenen Archivalien und Befragungen erschließen ließ.

¹⁰⁰ Huwylar: Das Freilichtmuseum (wie Anm. 95), S. 214/15.

¹⁰¹ Führer (wie Anm.97), S. 5.

¹⁰² Edwin Huwylar: Die Sammlung des Freilichtmuseums Ballenberg, in: Mitteilungen des VMS (Dezember 1993), S. 24.

auch in der neuen Namensgebung beibehalten. Das Sammlungsgut des Museums läßt sich in vier unterschiedliche Kategorien einteilen:

- Gebäude sowie Gegenstände, die zwischen Haus und Landschaft stehen: Grenzsteine, Brunnen, Wegkreuze etc.
- Zugehörige, gemeinsam mit den Gebäuden erworbene Gegenstände
- Objekte, die einzeln erworben oder geschenkt wurden
- Exponate für thematische Ausstellungen innerhalb des Museums (sofern die Ausstellungen nicht von Stiftungen konzipiert werden).

Für die Auswahl der Gebäude liegt im Zusammenhang mit der Gesamtkonzeption des Museums ein klares Sammlungskonzept vor, und wissenschaftliche Inventarisierung und Dokumentation sind gesichert. Gleiches gilt für die Ausstattungsgegenstände, die zusammen mit dem Gebäude erworben wurden, (sofern möglich, gerade auch, um die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Einrichtungsstile aufzuzeigen) und die Gegenstände, die gezielt im Hinblick auf die Ausstattung eines Gebäudes gesucht wurden. Der Erwerb von zu den Gebäuden gehörigen Ausstattungsgegenständen gelingt dem Museum jedoch nur selten, da die Gebäude oft bereits seit Jahren nicht mehr genutzt sind.

Der gezielte Aufbau einer Sammlung von beweglichen Objekten zur Dokumentation des ländlichen bäuerlichen Alltags erweist sich insofern als schwierig, da das Museum so populär ist, daß es eine Flut von Schenkungen erhält, die teilweise anonym an der Museumspforte abgegeben oder per Post zugesandt werden. Für einen Teil derartig erworbener Objekte wird bereits eine „Entsorgung“ diskutiert.¹⁰³

Für diesen Bereich der Sammlung, der heute ca. 30 000 Objekte umfaßt (Frühjahr 1996), besteht nur ein vages Sammlungskonzept; es gibt keine klaren Annahme- und Ankaufkriterien und kein brauchbares Inventarisierungskonzept. Im Zusammenhang mit einer Neustrukturierung der wissenschaftlichen Betreuung wird z.Zt. für diesen Sammlungsteil ein Sammlungs- und Inventarisierungskonzept erst erstellt.

Gelegentlich wurden thematische Sammlungen erworben (eine Uhrensammlung, eine Glockensammlung), für die jedoch noch keine Ausstellungskonzepte und -räumlichkeiten zur Verfügung stehen. Geplant ist eine Sammlung zu Architektur-

¹⁰³ Ebd., S. 27ff.

bauteilen. Insgesamt liegt der Schwerpunkt des Sammlungsbestands auf der Deutschschweiz. Besonders aus dem Tessin ist der Objektbestand geringer. Dieser Mangel soll durch die Untersuchung von Inventaren Tessiner Häuser ausgeglichen werden, nach denen man die Häuser einrichtet.

Aus der Museums- und Sammlungsgeschichte ist abzulesen, daß der Schwerpunkt bis heute auf den Gebäuden liegt. Dafür spricht, daß etliche historische Gebäude für praktische Zwecke genutzt werden können und nur ein Teil der Gebäude tatsächlich eingerichtet ist. Dazu eine Übersicht: Es gibt

1. Gebäude, in denen die Museumsverwaltung untergebracht ist,
2. drei Gebäude mit Gastronomiebetrieben,
3. zwei Gebäude, in denen kommerzielle Verkaufsbetriebe sind,
4. sieben Gebäude, in denen Handwerke zusammen mit dem Verkauf der Produkte untergebracht sind,
5. fünf Gebäude mit externen Ausstellungen, beispielsweise von Handwerksinnungen,
6. drei Gebäude mit museumseigenen Ausstellungen,
7. etwa 40 mit Mobiliar versehene Gebäude sowie
8. zahlreiche Ökonomiegebäude.

Diese Übersicht weist auf den zweiten Schwerpunkt des Museums hin: die Präsentation und, zunehmend auch, die Dokumentation von ländlichem Handwerk und Gewerbe.¹⁰⁴ Diese finden in unterschiedlicher Weise statt: Viele Handwerkspräsentationen könnten mit dem Hinweis: „dem Handwerker/der Handwerkerin bei der Arbeit zusehen“ betitelt werden. Die Köhlerei ist in ihren Arbeitsvorgängen ausführlich beschrieben und aufgebaut. Besonders umfangreich im Hinblick auf Textmenge und Objekte ist die um 1992 entstandene Dokumentation der Posamenterei (Seidenbandweberei) im Haus von Therwil (Kanton Baselland; im Text wird allerdings darauf hingewiesen, daß im Dorf Therwil die für das Baselbiet typische Seidenbandweberei nicht nachgewiesen ist). In Absprache mit dem Kantonsmuseum Liestal und mit Hilfe von dessen Leihgaben entstand eine Ausstellung, in der

¹⁰⁴ Präsentiert werden: Backen von Holzofenbrot, Holzschnitzerei, Herstellung von Brunnen-trögen, Filochieren, Frivolité, Harzgewinnung, historisches Kochen, Käsen, Klöppeln, Köhlerei, Korbflechten, Lavezdreherei, Reisigwellen, Schindeln, Schmieden, Herstellung von Spanschachteln, Spinnen, Töpfern und Weben. Mehrere Mühlen, eine Säge und eine Knochenstampfe können in Betrieb genommen werden. Dokumentiert werden die Posamenterei im Haus von Therwil und die Uhrenherstellung im Jurahaus La Chaux-de-Fonts.

der historische, soziale, religiöse und wirtschaftliche Kontext der Bandweberfamilien sowie die Verbindung der Arbeitstätigkeit im Haus und seine Wirkung auf die Architektur dargelegt werden.

In der Dokumentation des Handwerks läßt sich, wie auch für den Aufbau der Gebäude, eine Entwicklung feststellen. Bei der Translozierung der ersten Gebäude in den 1970er Jahren wurden diese dokumentiert, Veränderungen festgehalten und das Gebäude „nach Möglichkeit wieder in jener Gestalt, die es zur Zeit seiner ersten Erbauung hatte“ wiederaufgebaut.¹⁰⁵ Entsprechend wurden in den Wirtschaftsgebäuden die Dinge gezeigt, die „ursprünglich“ dort verrichtet wurden. Falls die Räume zweckentfremdet genutzt wurden, wurden sie im Museum wieder in ihrer eigentlichen Bestimmung gezeigt.

Das in den letzten Jahren entwickelte neue Konzept des Museums sieht vor, in einzelnen Häusern Lebensstationen (Rites des Passage) zu inszenieren, beispielsweise ein Geburtszimmer im Haus von Wattwil (Kanton St Gallen) und ein Sterbezimmer im Haus von Erstfeld (Kanton Uri). In anderen Häusern sollen Entwicklungen, beispielsweise der Küche im Zeitraum zwischen 1870 und 1950, aufgezeigt werden. Die Ausstellungen sollen möglichst authentisch (nach Aussage der dafür zuständigen Wissenschaftlerin Christiane Brunner „im Verhältnis 1:1“) eingerichtet werden, ohne textbefrachtet zu sein. Die Inszenierungen sind als Dauerausstellungen geplant, Wechselausstellungen in den Häusern sind von der wissenschaftlichen Abteilung nicht vorgesehen. Hier stellt sich die Frage, ob mit dem Versuch nach möglichst viel ‚Authentizität‘ nicht gerade dem Illusionismus Vorschub geleistet wird, dem das Freilichtmuseum entgegenwirken sollte.

Ein neues Informationskonzept sieht vor, in den Häusern Handzettel zu den Gebäuden, zu einzelnen Themen oder Handwerken auszulegen, die in ihrer Gesamtheit den Museumsführer bilden. Ausführlichere Hausmonographien sind als Publikationen innerhalb der „Kleinen Schriftenreihe“ des Museums geplant.

Die neuen Konzepte bedeuten eine Erweiterung des Museumsangebotes um interessante Themen und Informationen. Letztere werden den Besuchern jedoch nur als Option, nicht als „Wahrnehmungspflicht“, geschweige denn als optischer Bruch angeboten.

¹⁰⁵ Führer durch das Schweizerische Freilichtmuseum Ballenberg, Meiringen 1982, S. 5.

5.4.4 Die Darstellung von Wohnen im Freilichtmuseum Ballenberg

Wohnen stellt nach der ICOM-Deklaration von 1982 einen wesentlichen Aufgabenbereich der Freilichtmuseen dar. Im früheren Namen des untersuchten Schweizer Museums kam dies zum Ausdruck: „Freilichtmuseum für ländliche Bau- und Wohnkultur“.

Die Ansprüche einer alltagsorientierten Wohnforschung, wie sie in Kapitel 5.1 dargelegt wurden, haben sich z.T. in der ICOM-Deklaration niedergeschlagen. Allerdings spricht die Deklaration nur von der Erforschung und Dokumentation aller geistigen und sozialen Kulturerscheinungen innerhalb und außerhalb der Gebäude; der Aspekt der Präsentation der Forschungsergebnisse bleibt offen.¹⁰⁶

Da das Museumskonzept auf dem Ballenberg kontinuierlich, besonders aber in den letzten Jahren, verändert wurde, liegen auch der Darstellung von Wohnen unterschiedliche Konzepte zugrunde. Bis in die 80er Jahre hinein wurde die Einrichtung der Wohngebäude „nachempfunden“. Im Bildband von 1982 heißt es beispielsweise für das Haus von Matten (BE): „Die grosse Stube ist in der üblichen Weise ausgestattet.“¹⁰⁷ In anderen Häusern wurden Werkstätten eingerichtet, die mit den Häusern inhaltlich in Verbindung stehen, die jedoch nicht überliefert sind. So entstanden eine Küferwerkstatt und eine Schnapsbrennerei im Weinbauernhaus (AG). In den übrigen Räumen dieses Hauses wurde eine Wohnung des späten 17. Jahrhunderts, welches ungefähr der Entstehungszeit des Hauses entspricht, rekonstruiert.¹⁰⁸ Eine Veränderung der Innenräume aus „musealen Gründen“ erfolgte beispielsweise auch im Haus von Richterswil (ZH), in dem statt der überlieferten zwei Wohnteile über zwei Stockwerke nur eine Wohnung eingerichtet wurde.¹⁰⁹

¹⁰⁶ Die Auszüge der ICOM-Deklaration, siehe Seite 198 dieser Arbeit.

¹⁰⁷ Gschwend et al. (wie Anm. 96), S. 140.

¹⁰⁸ Führer durch das Schweizerische Freilichtmuseum Ballenberg, Brienz 1982.

¹⁰⁹ Gschwend et al. (wie Anm. 96), S. 81.

Um dem gegenwärtigen museologischen Ansatz im Museum gerecht zu werden, wird das erst kürzlich eingerichtete Haus, das „Wohnhaus Malvaglia“, die sogenannte Casa „San Carlo“ aus dem Blenio-Tal im Kanton Tessin, beispielhaft genauer betrachtet.



Abbildung 16: Wohnhaus „San Carlo“, Malvaglia

Die Informationstafel am Haus bezieht sich vorwiegend auf seine Baugeschichte:

„Ursprüngliche Konstruktion von 1515: Blockbau auf Pfosten. Schwach geneigtes ‚Tätschdach‘ damals wahrscheinlich mit Brettschindeln eingedeckt. 1564 zweites Vollgeschoß aufgesetzt und Stützpfeiler zu Sockel ummauert. Zahlreiche religiöse Zeichen am Gebäude deuten auf ehemaliges Pfarrhaus hin.“

Im steinernen Sockel befindet sich die Küche mit einer offenen an der Wand gelegenen Feuerstelle, um die verschiedene Geräte zum Kochen gruppiert sind. Ein Kinderstuhl (kath. Pfarrhaus!), eine Truhe, eine Kommode, Tisch und weitere Utensilien sollen andeuten, daß die Küche auch Wohnraum war. Von der Küche führt ein offener Durchgang in den Stall.

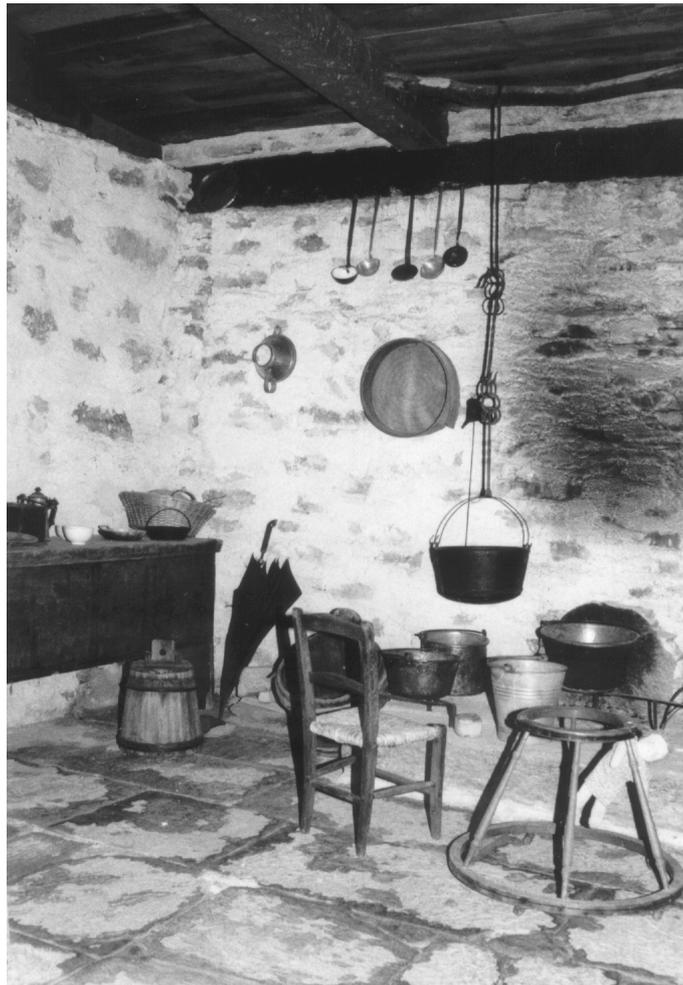


Abbildung 17: Küche

Der Zugang zu den beiden Wohngeschossen ist jeweils nur von außen möglich. Eine Verbindung der Räume im Haus – Zeichen eines wohlhabenderen Hauses – ist nicht vorhanden. Im ersten Obergeschoß, das vom Hang aus ebenerdig über einen überdachten Balkon zu erreichen ist, sind eine beheizbare Stube mit einem gemauerten Ofen und eine Schlafkammer eingerichtet.

Die spärlich möblierte Stube ist kaum als Wohnraum zu erkennen, sondern zeigt sich durch Geräte zur Woll- und Flachsverarbeitung eher als Arbeitsraum. Für diese Präsentation entschied man sich nach Gesprächen mit Gewährsleuten aus dem Blenio-Tal über die Funktionen der einzelnen Räume.



Abbildung 18/19: Beheizte Stube und Arbeitsraum (1. Obergeschoß)

In der Schlafkammer stehen lediglich zwei Betten. Kleidungsstücke hatten an einzelnen Haken Platz. In der Stube und Schlafkammer hängen Drucke religiöser Inhalte.



Abbildung 20: Schlafkammer im ersten Obergeschoß

Im zweiten Obergeschoß wurde – obwohl dies, nach Aussage des Museums, für das Haus nicht überliefert ist – die Schlafkammer eines Knechtes sowie eine zweite Schlafkammer mit Eisenbetten eingerichtet. In diesen Räumen stehen einfache unverzierte Truhen. Ob sich im Besitz des Knechtes ein Regenschirm und eine Brille befunden haben, und ob so ärmlich lebende Bewohner überhaupt einen Knecht hatten, mag dahingestellt bleiben. Das Haus besitzt keine Beleuchtung, kein Wasser und keinen Abort.

In einem weiteren Raum des zweiten Obergeschosses ist eine kurze Dokumentation zur Hausgeschichte untergebracht. Auf vier Tafeln befinden sich Übersichtspläne zur Lokalisation des Hauses innerhalb des Ortes, Fotos vom Beginn der Translozierung und Pläne zur Hauskonstruktion und der dendrochronologischen Untersuchung – ergänzt durch kurze italienische Erläuterungen.

Das Dach des Hauses wurde nach der Translozierung, wie es vorgefunden wurde, mit Steinplatten gedeckt. Wegen des Gewichtes mußte das Gebäude im Museum mit einer Hilfskonstruktion verstärkt werden, ursprünglich war es vermutlich mit Schindeln gedeckt.

5.4.5 Das Verhältnis von Alltagstheorie und ihrer Umsetzung

„Das Museum ist eigentlich ein Museum für Alltagskultur, so wie es sich gibt als Ganzes.“¹¹⁰ Die Auffassung Edwin Huwylers, die sich in diesem Zitat spiegelt, ist, daß sich durch die Authentizität des Wiederaufbaus (niedrige Decken, kleine Räume und Fenster, ohne Beleuchtung, nur ein beheizter Raum innerhalb der Häuser) und durch die Gesamtschau von Gebäuden, Werkstätten, Handwerkspräsentationen etc. Alltagskultur erschließen läßt. Die Einrichtung der Häuser hält Huwyler für so deutlich museal, daß ein noch stärkerer Bruch zwischen historischer und musealer Realität durch Beschriftung, wie ihn Konrad Köstlin gefordert hat, nicht nötig ist. Das würde bedeuten, daß Alltag bzw. Alltagskultur mehr oder weniger aus der Anschauung heraus sichtbar wird.

Das Ziel des Freilichtmuseums ist, nach Aussage von Christiane Brunner, sich einer bestimmten Wohn- oder Lebenssituation anzunähern, die so gewesen sein könnte. Hier stellt sich zum einen die Frage nach dem Vorhandensein historischen Befunde, zum anderen, ob eine möglichst authentische Präsentation tatsächlich so museal ist, daß keine verfremdende Beschriftung nötig ist.

Die Ausstellungsrealisation für das Wohnhaus von Malvaglia sah folgendermaßen aus: Das oben beschriebene Haus wurde in Absprache mit der Museumsleiterin des Heimatmuseums „Museo di Blenio“ in Lottigna, Frau Pusterla Cabin, und mit Unterstützung der Tessiner Denkmalpflege eingerichtet. Pusterla Cabin erstellte auch die Dokumentation zur Hausgeschichte. Aus Interviews, Fotos und dem Gemeindearchiv wurden weitere Informationen über Wohnungseinrichtungen im Tessin gewonnen. Schließlich wurden über einen Sammelaufruf der Leiterin des Heimatmuseums an die Bevölkerung Einrichtungsgegenstände zusammengetragen, von denen die besten im Heimatmuseum vor Ort blieben. Mit den verbliebenen Objekten wurde das Haus von Malvaglia bestückt. Das Haus und seine Einrichtung erwecken nach dem Wiederaufbau, der verschiedene Bauphasen erkennen läßt, keine idyllischen Vorstellungen, aber es läßt zahlreiche Fragen offen: so, welche Zeit des Hauses im Museum rekonstruiert wurde (ca. zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts), wie viele Personen im Haus gewohnt und wovon sie gelebt haben (Ist es realistisch, daß in diesem relativ ärmlichen Haus fünf Betten standen, oder wie viele Personen darin geschlafen haben?). Allein aus der Tatsache des fehlenden Wassers im Haus ergeben sich weitere Fragen: Wo und wie haben sich die Bewohner gewa-

¹¹⁰ Interview (wie Anm. 95).

schen? Welche Arbeitsleistung war mit der Trinkwasserbeschaffung verbunden etc.

Die für die Einrichtung des Hauses zuständige Wissenschaftlerin betonte, daß sie in der praktischen Arbeit vor allem konkrete Arbeiten zur Bauernhausforschung, zum Wohnen (Thomas Antonietti, Hermann Heidrich) und zur Familie (Weber-Kellermann) herangezogen hat, mit Alltagstheorien hätte sie sich nur innerhalb des Studiums beschäftigt.

Vergleicht man das Haus von Malvaglia in seiner jetzigen Präsentationsform mit den Anforderungen der ICOM-Deklaration von 1982, so werden diese nur teilweise erfüllt. In der dem Publikum zugänglichen Dokumentation werden das Gebäude und dessen Geschichte ansatzweise (und teilweise nur in italienischer Sprache) dokumentiert.

Obwohl dies historisch nicht belegt ist, wird aufgrund der Nähe des Hauses zur Kirche und aufgrund der religiösen Zeichen am Haus vermutet, daß es sich um ein Pfarrhaus handelt. Gestützt wird diese Vermutung durch die religiösen Andachtsbilder und die Verbindung des Hausnamens „San Carlo“ mit dem Besuch des Kardinals Carlo Borromeo in Malvaglia. Möglicherweise wird hier ein (publikumswirksamer?) Mythos hergestellt. Religiöse Zeichen sind jedoch an vielen Häusern der Schweiz, beispielsweise im Wallis, zu finden, und eine direkte Verbindung zwischen Haus und Kardinalsbesuch ist historisch nicht nachgewiesen.

Die in der Deklaration geforderte *Dokumentation* des erhaltenen und erschließbaren Sachgüterbestandes sowie der geistigen und sozialen Bereiche des kulturellen Lebens, die dazu dienen soll, dem „Volkstümlichen“ entgegenzuwirken, ist den Museumsbesuchern bis jetzt nicht zugänglich. Dies könnte man im Haus Malvaglia beispielsweise leisten, indem dort eine Dokumentation zur Volksfrömmigkeit im Tessin erstellt wird. Ebenso fehlt eine Interpretation der Lage der Wohnräume und deren Ausstattung im Kontext von sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten, wie dies ansatzweise von Max Gschwend versucht wurde.¹¹¹

5.4.6 Wertung der Museumsbesucher

In den Jahren 1988 und 1989 wurden die Besucherinnen und Besucher (jährlich über 300,000), sowie die potentiellen Gäste in zwei unterschiedlichen Untersuchungen befragt. Beide Arbeiten befassen sich mit Aspekten von Marketing und Tourismus. 1995 hat die Marketing-Abteilung des Museums selbst eine Gästebefragung

¹¹¹ Max Gschwend: Die Bauernhäuser des Kantons Tessin. La casa rurale nel Canton Ticino, Basel 1976, S. 156ff.

durchgeführt. Eine Befragung der Besucher unter volkskundlichen Gesichtspunkten, die nach Identitätsangeboten oder historischem Alltag fragt, wäre sinnvoll, konnte aber im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden.

Um das Marketing-Konzept des Museums zu verfeinern, wurden im Juni/Juli 1989 500 Deutsch- und Westschweizer von einem Marketingbüro nach einem computergesteuerten Auswahlverfahren zur Bekanntheit des Ballenberg, zur Häufigkeit der Besuche, zur Beurteilung und zu Verbesserungsvorschlägen interviewt.¹¹² Die Ergebnisse lassen sich kurz zusammenfassen:

Mit 77% (100%=500) aller Befragten ist das Museum überdurchschnittlich bekannt. Weniger bekannt ist das Museum in der Westschweiz, bei Befragten in städtischer Umgebung (Ortsgröße 10,000 und mehr Einwohner), bei Befragten zwischen 15 und 29 Jahren und bei Vertretern unterer Einkommensklassen.

Obwohl das Museum prozentual in städtischer Umgebung weniger bekannt ist, haben Befragte aus der Stadt das Museum häufiger besucht (62%) als Personen, die in ländlicher Umgebung wohnen (45%). Von den Befragten, die das Museum besucht haben (100%=385) wurde es von 77% positiv, von 51% mit der höchsten Note bewertet. Die Verbesserungsvorschläge betrafen vor allem die Informationen zu den Exponaten und zu deren Praxisbezug sowie den Transport innerhalb des Museums. Das Marketingbüro kommt zu dem Ergebnis, daß die in den Besuchszahlen unterrepräsentierten jugendlichen Besucher mit einer Öffentlichkeitsarbeit erreicht werden können, die sich audiovisueller Mittel wie Videofilmen bedient. „Eine derartige Aufbereitung von ‚langweiliger‘ Geschichte dürfte am ehesten die Vorstellungskraft dieser Gruppe rund um das Ausstellungsgut entfachen.“ Die potentiellen Besucher ländlicher Regionen „dürften hingegen eher angesprochen werden von einer vermehrten Betonung des volkstümlichen Charakters des Freilichtmuseums: es handelt sich nicht nur um wissenschaftlich aufbereitete Geschichte, sondern um lebendige Traditionen.“¹¹³

Die zweite Befragung, im Rahmen einer Diplomarbeit der Tourismusfachschule in Siders¹¹⁴ zu Motiven des Museumsbesuchs durchgeführt, ermittelt zunächst die Besucherstruktur:

¹¹² IHA (Hg.): Freilichtmuseum Ballenberg. Hergiswil, Lausanne 1989 IHA (=Institut für Marktanalysen).

¹¹³ GfM (Hg.): Zweifel/Pomy/Chips: Das Freilichtmuseum Ballenberg, Interbus 12/89, Zürich, S. 2.

¹¹⁴ Yvette Straubhaar: Gästebefragung 1988/89. Eine Motivstudie im Schweizerischen Freilichtmuseum Ballenberg, Typoskript, Brienz 1989.

72,4% (100%=300) der Besucher und Besucherinnen waren zwischen 26 und 59 Jahren. Während an den Wochenenden und in den Ferien Familien dominierten, waren es in der übrigen Zeit eher Einzelreisende und Gruppen. 75,7% der Besucher waren Schweizer, das entspricht der Wohnbevölkerung der einzelnen Kantone. 14,5% der Gäste kamen aus Deutschland, knapp 10% aus dem übrigen Ausland.¹¹⁵ Die Hälfte der Besucher kam aufgrund von Mund-zu-Mund-Propaganda. Wichtig waren weiterhin die Berichte in der Presse und Reportagen (1988 über 2000).¹¹⁶

Als Motivation für einen Besuch auf dem Ballenberg wurde der Ort als Ausflugsziel genannt (Schweiz: 66,4%, Deutschland: 79,1%, übriges Ausland: 81,8%), gefolgt von besonderem Interesse für das Ausstellungsthema bzw. dem Besuch innerhalb einer Gruppenreise.¹¹⁷

63,7% der befragten Besucher und Besucherinnen kamen das erste Mal zum Ballenberg. Aus der Schweiz sind dies prozentual weniger, aus dem Ausland entsprechend mehr. Die häufigsten Mehrfachbesucher sind in der Altersgruppe der über 60-jährigen zu verzeichnen.¹¹⁸ Während über die Hälfte der Schweizer Besucher und Besucherinnen einen Tag im Museum verweilen (57,8%), planen Ausländer dafür meist nur einen halben Tag ein.¹¹⁹ Die Verpflegungsmöglichkeiten und öffentlichen Anlagen werden insgesamt gut bewertet.

69,4% der Befragten waren mit dem Informationsangebot zufrieden, obwohl 1989 die Häuser noch nicht einzeln beschriftet waren. Diesen Mangel haben nur 16,2% notiert.¹²⁰ Im Hinblick auf Verbesserungsvorschläge ging es vorwiegend um Öffnungszeiten, Transport innerhalb des Museums und Eintrittspreise; Straubhaar kommt zu dem Ergebnis: „Im Großen und Ganzen sind die befragten Besucher zufrieden, ja begeistert. Man wünscht sich ein möglichst lebendiges und volkstümliches Museum; am liebsten mit mehr Handwerken, mehr Tieren, Aufsichten, die Trachten tragen, und Mostzvieri in den Häusern.“¹²¹

In der Gästebefragung des Museums 1995, die an der ersten Befragung orientiert war, wurde unter anderem nach dem Eindruck der umliegenden Landschaft, den Häusern, der Inneneinrichtung und der Demonstration von Handwerk und

¹¹⁵ Ebd., S. 10/11.

¹¹⁶ Ebd., S.13.

¹¹⁷ Ebd., S. 15.

¹¹⁸ Ebd., S. 20/21.

¹¹⁹ Ebd., S. 22.

¹²⁰ Ebd., S. 29.

¹²¹ Ebd., S. 36.

Gewerbe gefragt, die von den 1245 Befragten überwiegend als „ausgezeichnet“ befunden wurden. Die Tierhaltung wurde mit „gut“ bewertet, bei der Beurteilung der Veranstaltungen überwog der Anteil der Befragten, die keine Antwort gaben, mit 866 (69,56%). Von mehr als 15 Befragten wurden jeweils folgende Aspekte vermißt: Streichelzoo/mehr Tiere (63), Erklärung unbekannter Werkzeuge und Geräte (15), mehr Infos über Wohnart, Bewohner und deren Aktivitäten, Essgewohnheiten (19), mehr Aktivitäten im April (21), Tanz, Musik und Theater, Folklore, Alphorn (16), mehr WC-Anlagen (19), Handwerker bei der Arbeit (21) und eine bessere Beschilderung des Rundgangs (16).¹²²

Diesen nicht volkskundlichen Besucheruntersuchungen wurde etwas mehr Raum zugebilligt, weil sich in ihnen auf der einen Seite die Besuchererwartungen widerspiegeln, nämlich die Wünsche nach einem lebendigen, „volkstümlichen“ Museum (Straubhaar); Auf der anderen Seite wird auch sehr deutlich, daß unter ökonomischen Gesichtspunkten – die ja für ein privatwirtschaftlich geführtes Museum durchaus von Belang sind – dem Museum empfohlen wird, weitere Medien einzusetzen und auf die Wünsche nach einem „volkstümlichen“, nicht nur wissenschaftlichen Museum einzugehen.

Wenn Besucherbefragungen derartige Ergebnisse zeigen (die eigentlich bereits bekannt sind), stellt sich die Frage, wie sinnvoll sie sind. Die wissenschaftlichen Vermittlungsabsichten können davon kaum berührt werden. Die Befragungen bauen eher das Vorurteil auf, daß wissenschaftlich aufgearbeitete Geschichte nicht publikumswirksam, weil nicht „volkstümlich“, sei.

5.4.7 Zusammenfassung

In der Gegenüberstellung von wissenschaftlichen Ansprüchen, die in der ICOM-Deklaration formuliert sind, besonders mit dem Ziel, dem „Volkstümlichen“ entgegenzutreten, und in den Empfehlungen von Marketingspezialisten, das „Volkstümliche“ zu fördern, zeigt sich in aller Schärfe die Gratwanderung, die das Freilichtmuseum bei seiner jetzigen Organisationsform und Finanzierungskonzeption ständig vollziehen muß. Am Beispiel des „Volkstümlichen“ zeigt sich, daß zwischen Wissenschaft und Marketing nicht ausschließlich, aber doch deutlich rivalisierende Interessen bestehen. Bei der gegebenen Organisationsstruktur und der

¹²² Auswertung: Gästebefragung Freilichtmuseum Ballenberg 1995, unveröffentlichtes Manuskript, S. 5-8.

geringen personellen Ausstattung im wissenschaftlichen Bereich ist die Präsentation von Alltagskultur kaum zu leisten. Hinzu kommt, daß der Sammlungsbestand an beweglichen Objekten zu lückenhaft ist, um Alltagskultur dokumentieren zu können.

Der wissenschaftlichen Abteilung des Museums ist zugute zu halten, daß in den letzten Jahren eine kontinuierliche wissenschaftlich ausgerichtete Museumsleitung gefehlt hat, in deren Folge ein den Publikumserwartungen widersprechendes Konzept nicht umzusetzen war. Das soll nicht heißen, daß die wissenschaftlichen Anforderungen den Besuchererwartungen entgegenstehen müssen, sie dürfen jedoch auch nicht dazu dienen, nur Erwartungen zu befriedigen. Zu berücksichtigen ist weiterhin die Museumsgeschichte; das Interesse und das Wissen der beiden Initiatoren Gustav Ritschard und Max Gschwend, die mit dem Erwerb von zunächst eingelagerten Häusern auch die nach ihnen folgende Museumsentwicklung beeinflusst haben, lag auf den (Bauern-)häusern. Das bedeutet, daß geplante konzeptionelle Veränderungen sich erst langsam durchsetzen können.

Die aktuellen wissenschaftlichen Konzepte scheinen allerdings die „Zweigleisigkeit“ des Museums zu akzeptieren: Wer will, kann das Schweizerische Freilichtmuseum als schöne Naturlandschaft mit schönen, fast ausschließlich der ländlichen Kultur zugehörigen Gebäuden, mit im Verschwinden begriffenen Handwerken und attraktiver Gastlichkeit genießen, ohne sich zu bilden, ohne sich mit dem Bruch zwischen industrialisierter und technisierter Gegenwart und ländlicher Vergangenheit kritisch auseinandersetzen zu müssen (dieser ist durch den Fluglärm des benachbarten Militärflugplatzes gegeben).

Das neue Ausstellungs- und Informationskonzept, welches sich im Haus Malvaglia in der Einrichtung des Hauses nach historischen Befunden und der Befragung von Gewährsleuten sowie in einer Hausdokumentation zeigen soll, bietet Informationen diskret und als Option an. Die Hausdokumentation gibt allerdings kaum Hinweise auf die Lebenswelt der Hausbewohnerinnen und Hausbewohner. In jedem Fall muß bei dem Versuch, die leere Hülle des Hauses mit Inhalten zu füllen, historischer Befund und museumseigene Interpretation für die Besucher nachvollziehbar bleiben.

Dem „Volkstümlichen“ entgegenwirken – wie es in der ICOM-Deklaration heißt und wie es in der wissenschaftlichen Kritik (vor allem von Universitätsvertretern) gefordert wird – läßt sich nur, wenn Informationen unübersehbar zur Kenntnis genommen werden müssen und Lebens- und Arbeitsverhältnisse kritisch veranschaulicht werden. Auch muß „Ganzheitlichkeit“ im Museum immer eine

Fiktion bleiben; anhand eines Hauses mit Möblierung und einigen Arbeitsgeräten ist sie sicherlich nicht zu erreichen. Von den Ansprüchen der wissenschaftlichen Wohnforschung, die – wie sich im Museum für Volkskultur in Württemberg gezeigt hat – zumindest teilweise museologisch umgesetzt werden kann, ist am Ballenberg noch zu wenig zu spüren.

Das Haus „San Carlo“ aus Malvaglia ist wenig „volkstümlich“ (am ehesten die Kammer des fiktiven Knechtes), das wird es erst im Kontext des gesamten Museums, besonders in dessen Beschränkung auf ländliche Kultur.

Freilichtmuseen allgemein und das Schweizerische Freilichtmuseum im Speziellen sind so populär, daß sie es sich leisten könnten, eine kritische und aufklärende Funktion wahrzunehmen, ohne Popularität einzubüßen.

In seiner jetzigen Form trifft für das Freilichtmuseum am Ballenberg immer noch die Kritik von Thomas Antonietti und Martin Schärer zu, die Mitte der 80er Jahre die fehlende Thematisierung von Folklorismus, Identität, Kulturkonflikt, Industriekultur, von Zusammenhängen, Alltag (im wissenschaftlichen Sinn) und Gegenwartsbezug in den Schweizer Museen bemängelten.¹²³

In der Frage nach der Einschätzung von privater oder öffentlicher Finanzierung ist auf einen weiteren Aspekt hinzuweisen: Vom nicht-staatlichen Engagement (Sponsoring) profitieren besonders die publikumswirksamen Bereiche: der Aufbau eines neuen Gebäudes oder wechselnde „Sonderausstellungen“ (Selbstdarstellungen) von Berufsgenossenschaften. Sponsoren finanzieren keine wissenschaftliche Grundversorgung, die am Ballenberg von zu wenigen Personen geleistet werden muß. Eine Unterstützung der Sachkulturforschung von seiten der Universitäten ist hier denkbar. Dies entbindet jedoch die öffentliche Hand nicht von der Verpflichtung, die wissenschaftliche Arbeit am Schweizerischen Freilichtmuseum entsprechend zu unterstützen.

¹²³ Siehe S. 97 dieser Arbeit.

6. Schlußbetrachtungen

Heute eine Arbeit über „Alltagskultur im Museum“ zu veröffentlichen mutet fast anachronistisch an. In Zeiten, in denen die Bedeutung von Museumsarbeit vor allem in Besuchszahlen gemessen wird, in denen Museumsmanagement, Öffentlichkeitsarbeit und museumspädagogische Aktionen sich verselbständigen, scheint das Einfordern von wissenschaftlicher Basisarbeit geradezu antiquiert. Und doch finde ich den Zeitpunkt dafür gerade richtig. Für die Suche nach einer volkskundlichen Fachidentität spielt die Frage nach der Rolle von Alltagskultur in den Museen, die als Multiplikatoren der Fachinhalte gelten, eine wichtige Rolle.

In der vorliegenden Arbeit wurden die von der interdisziplinären „Alltagsdiskussion“ vor allem seit den 1970er Jahren postulierten wissenschaftlichen Ansprüche den innerhalb der Museen gegebenen Möglichkeiten gegenübergestellt. Die Untersuchung gibt damit einen Überblick über die Fach- und Museumsentwicklung dieser Zeit und stellt die beiden Institutionen anhand dieses für die Volkskunde zentralen Themas in Beziehung. Auf diese Weise wird die Problematik von volkskundlicher Theorie und Praxis sowie von *gegenseitigen* Anstößen und Wirkungen beleuchtet.

Die wissenschaftlichen Alltagsdiskussionen, die Museumsdiskussionen und die aus der Bundesrepublik Deutschland und der Schweiz gewählten Fallbeispiele ergeben ein so vielfältiges und vielschichtiges Beziehungsgeflecht, daß einzelne Aspekte noch einmal besonders hervorgehoben werden sollen.

Der Alltagsbegriff

Trotz des Rückgriffs auf die historischen Wurzeln der Alltagsforschung läßt sich am Ende der Arbeit der Alltagsbegriff nicht klar bestimmen. Die Begriffe Alltag, Alltagskultur oder auch Mikro-Historie haben ausschließenden Charakter; sie klingen, als blieben der Nicht-Alltag, die Festtagskultur oder die Makro-Historie ausgeschlossen und als mache das den neuen Ansatz oder Paradigmenwechsel aus. Dieser ist – wie sich gezeigt hat – jedoch eher durch den gesellschaftspolitischen Hintergrund und den subjekt- und lebenskontextorientierten Blickwinkel gegeben. Diese beiden Aspekte erweisen sich auch als der kleinste gemeinsame Nenner aller Ansätze aus Soziologie, Geschichte und Volkskunde bzw. der Ethnographie mit ihrem Begriff der Lebensweise. Im Gegensatz zur Geschichte und Soziologie ist dieser Ansatz bereits Leitmotiv zahlreicher volkskundlicher Forschungen, bevor es im Fach eine wissenschaftliche Diskussion um Alltagskultur gegeben hat.

Sinnvoll aber vermutlich unrealisierbar wäre es, die Begriffe Alltag, Alltagsgeschichte und Alltagskultur dem dazugehörigen fachlichen Kontext entsprechend differenziert zu verwenden, um eine präzisere Verständigung über dieses Thema im zukünftigen Diskurs zu ermöglichen. Die ungenauen Begriffsvorstellungen, die sich innerhalb der Fallstudien deutlich gezeigt haben, resultieren vor allem aus dem Nebeneinander und einer Vermischung des umgangssprachlichen und des wissenschaftlichen Alltagsbegriffs.

Im Stadtmuseum Hornmoldhaus in Bietigheim-Bissingen und in der Karlsruher Sonderausstellung sollte „der Alltag“ ausgestellt werden, der Begriff „Alltagskultur“ wurde als zu umfassend abgelehnt. Dennoch ist die kulturelle Ebene in beiden historisch-volkskundlichen Ausstellungen vorhanden. Die Ablehnung der kulturellen Komponente ist umso erstaunlicher, da die Alltagsgeschichte gegenüber der Strukturgeschichte gerade eine Erweiterung um kulturelle Akzente beinhaltet. Der umgangssprachliche und der wissenschaftliche Alltagsbegriff müßten daher noch durch den Alltagsbegriff als publikumswirksames Schlagwort ergänzt werden.

Alltagsbegriffe im Museum

Von dem gemeinsamen wissenschaftlichen Anliegen einer subjektorientierten Alltagsforschung ausgehend, ist leicht zu erkennen, daß diese Intention mit dem Anspruch der lokalen Museen korrespondiert. Diese verfügen auch am ehesten über das entsprechende Dokumentationsmaterial, um dem Anspruch gerecht zu werden. Gleichzeitig halten sich die Vertreterinnen und Vertreter lokaler Museen bewußt und unbewußt von der akademischen Diskussion am weitesten fern und legen daher meist den temporalen Alltagsbegriff zugrunde.

Die überregionalen volkskundlichen Museen haben den wissenschaftlichen Alltagsbegriff ihren Bedürfnissen entsprechend erweitert, im Museum für Volkskultur und dem Schweizerischen Landesmuseum um die Strukturgeschichte, im Freilichtmuseum Ballenberg in dem sehr allgemeinen Sinn, daß authentischer Wiederaufbau bereits Alltagskultur sei. Diese Alltagsvorstellungen sind teilweise in intensiver Auseinandersetzung mit der akademischen Diskussion entstanden. Eine Erweiterung des subjektorientierten, mikrohistorischen Alltagsbegriffs um makrohistorische Strukturen wurde zwar zeitgleich auch von Universitätsvertretern gefordert, könnte aber auch ein Beispiel dafür sein, wie ein akademischer Begriff durch seine praktische Anwendung korrigiert wird. Die Tragfähigkeit von museumsrelevanten wissenschaftlichen Begriffen in der Praxis zu prüfen könnte ein Bereich werden, in dem Universitäten von den Museen profitieren können.

Alltagsforschung im Vergleich: Deutschland – Schweiz

Obwohl die Arbeit nicht auf einen Vergleich der Alltagskulturforschung in Deutschland und der Schweiz angelegt ist, sollen die Ansätze in beiden Ländern am Ende vergleichend resümiert werden.

Die Berücksichtigung von deutschen und schweizerischen Diskussionsbeiträgen aus Forschung und Museen hat sich als lohnende Erweiterung der Arbeit erwiesen, da sich durch die Gemeinsamkeiten und Unterschiede bestimmte Strukturen besser erkennen ließen. In der Bundesrepublik Deutschland wurde vor dem Hintergrund der gesellschaftspolitischen Situation emotional diskutiert (darin zeigt sich möglicherweise auch ein spezifischer Diskussionsstil), sowohl auf theoretischer wie auf museologischer Ebene. In Deutschland war dies bei den Historikern eine polarisierte Diskussion von Alltagsgeschichte gegen Strukturgeschichte, in der Volkskunde zunächst tendenziell eine Diskussion von Alltagskultur contra Kanon. In der Schweiz hingegen hat es kaum eine kontroverse Diskussion von Alltagskonzepten gegeben. In den Forschungen und Ausstellungen zeigt sich eine Orientierung an der deutschen Alltagsforschung, aber auch an anderen Einflüssen, z. B. wurde aufgrund der Mehrsprachigkeit in der Schweiz die internationale Museumsdiskussion wesentlich stärker rezipiert. Insgesamt ist die Alltagsforschung in der Schweiz integraler Bestandteil der entsprechenden Fächer und beinhaltet seit Beginn eine Einbindung der Alltagsperspektive in größere Strukturen.

Ebenso wie in Deutschland bestehen in der Schweiz Probleme in der Umsetzung des theoretischen Anspruchs in die museologische Praxis. Dies ist also ein generelles Problem, welches sich auch an der Diskussion um das Musée des Arts et Traditions Populaires und den Bemühungen des schwedischen SAMDOK-Programms ablesen läßt.

Alltagskultur und Sachkulturforschung

Kernthema der Arbeit ist das Verhältnis von Alltagstheorien und daraus resultierender Sammlungs- und Ausstellungspraxis. Dabei wurde stillschweigend der Zwischenschritt, nämlich die volkskundliche Sachkulturforschung ausgespart. Aufgrund der bereits genannten Probleme stellt sich die Frage, ob sich denn die Alltagskulturdiskussion auf die Sachkulturforschung an den Universitäten und vor allem in den Museen ausgewirkt hat.

An den Universitäten hat, auch im Anschluß an die Alltagsdiskussion, die volkskundliche Sachkulturforschung einige Jahrzehnte nur eine marginale Rolle gespielt. Hier findet gerade ein Wandel statt. Sachkulturforschung wird als Lehr-

veranstaltung mehrfach angeboten¹, Tagungen veranstaltet² und es entstehen Dissertationen zum Thema, z.B. von Andrea Hauser, die versucht hat, über die Auswertung von Nachlaßinventaren einen sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Zugang zu finden. Hier konnten subjektive Wahrnehmungs- und Bedeutungsstrukturen zwar ansatzweise benannt werden, das Verfahren einer Thesenkombination ist jedoch nicht frei von Spekulation, so daß sich hier die Grenzen des mentalitätsgeschichtlichen Zugangs anhand von Sachobjekten andeuten.³

In den Museen hat die Alltagsforschung die Sammlungskonzepte verändert. Darüber hinaus war im Württembergischen Landesmuseum auszumachen, daß die Perspektive Alltagskultur auch der Sachkulturforschung neue Impulse geben kann. Dies scheint jedoch eher ein Einzelfall zu sein. Ob das Paradigma Alltagskultur der Sachkulturforschung auf breiter Basis neue Anregungen bietet, wird möglicherweise die Tagung der Arbeitsgruppe kulturgeschichtliche Museen beantworten.

Alltagskultur im Museum: Wozu?

Alltagssoziologie und Alltagsgeschichte stellen in Deutschland innerhalb der Fächer Soziologie und Geschichte relativ abgeschlossene Teildisziplinen dar. Da die Volkskunde sich wesentlich stärker als „Wissenschaft der Alltagskultur“ definiert, ist sie gezwungen, sowohl zur eigenen Positionierung als auch (teilweise) zur Abgrenzung ihren Standpunkt und ihre besonderen Erkenntnismöglichkeiten offenzulegen. Dazu wäre es sinnvoll, den Alltagsbezug innerhalb der frühen Volkskunde zu betrachten, der von der jüngeren Alltagsdiskussion nur ansatzweise reflektiert worden ist. Wichtig wäre jedoch auch, daß die Volkskunde sich auf eine fachliche Identität festlegt – die Alltagskultur sein könnte – und die die Museen nach außen

¹ Im Sommersemester 1996 wurden an drei Universitäten Vorlesungen zum Umgang des Menschen mit den Dingen und zur Sachkulturforschung angeboten (Bamberg: Wieviel Dinge braucht der Mensch – Fragen zur Sachkultur (Bärbel Kerhoff-Hader); Kiel: Von Menschen und Dingen – Volkskundliche Sachkulturforschung (Silke Göttisch); Regensburg: Die Faszination der Dinge – Einführung in die volkskundliche Sachkulturforschung (Christoph Daxelmüller)). Dies waren allerdings Veranstaltungen über Sachkultur, keine praktische Sachkulturforschung. Nur wenige Veranstaltungen befassten sich konkret mit Objekten (Regensburg: Arbeitsgerät im Takt. Aspekte volkskundlicher Sachkultur bzw. Geräteforschung (Erika Lindig)). Hinzu kommen die Einführungen in die Museumsarbeit.

² Die Kommission Frauenforschung in der DGV veranstaltet im Juni 1998 eine Tagung zum Thema „Frauen-Sachen, Männer-Sachen. Sach-Kulturen“, die „Arbeitsgruppe Kulturgeschichtliche Museen“ nennt ihre im September 1998 stattfindende Tagung „Sach-Kultur-Forschung“.

³ Andrea Hauser: Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes, Tübingen 1994, S. 390.

tragen würden.

Die bisherigen wissenschaftlichen Alltagskonzepte gehen nicht nur nicht auf eine museologische Umsetzung ein, sie beinhalten gerade Forderungen nach Analyse von Kontexten, subjektiven Einstellungen und mentalen Bereichen, die sich dem Museum als visuellem Medium zunächst widersetzen (allerdings ist das Museum ja nicht nur visuelles Medium).

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch die aktuelle Museumsdiskussion: beispielsweise findet Hermann Heidrich Freilichtmuseen wenig geeignet, um darin Alltagskultur auszustellen, und Gottfried Korff spricht von Aporien in der Musealisierung von Alltag. Die Untersuchung hat weitere Schwierigkeiten bei der Alltagspräsentation aufgezeigt, beispielsweise daß Museen, die Alltagskultur präsentieren wollen, trotz alltagsorientierter Sammlungskonzepte seit den 70er/80er Jahren, zu zahlreichen Themen nicht über entsprechende Objekte verfügen (Württembergisches Landesmuseum, Schweizerisches Landesmuseum). Angesichts der begrifflichen und inhaltlichen Schwierigkeiten ist zu fragen, welche Argumente für den Versuch sprechen, Alltagskultur auszustellen. Drei Argumente sollen genannt werden:

1. Sofern sich die Volkskunde als Wissenschaft der Alltagskultur versteht, sollte die Alltagsperspektive auch in den volkskundlichen Museen, die das Fach nach außen repräsentieren, enthalten sein.
2. In der Fach- und Museumsdiskussion der 70er Jahre wurde in der Bundesrepublik der Begriff des demokratischen Museums geprägt. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die für diese Begriffsbildung verantwortlich waren, haben sich zwar gewandelt, doch die damit verbundenen Forderungen an das Museum, zu denen auch die Alltagsperspektiven: (Kultur-)Geschichte von unten, (Kultur-)Geschichte der Vielen und subjektive, geschlechtsspezifische Geschichtserfahrung (die sich auch an Objekten visualisieren lassen) gehören, sind nach wie vor aktuell. Dabei bieten Museen andere populäre Informations- und Vermittlungsmöglichkeiten als beispielsweise Bücher.
3. Die besonderen Möglichkeiten der Alltagsforschung auf lokaler Ebene sollten in den entsprechenden Museen genutzt, bzw. umgekehrt die Museen in diesen Bemühungen konstruktiv unterstützt, d.h. beispielsweise in die wissenschaftliche Diskussion eingebunden werden.

Kulturhistorische Museen und Universität – eine hermeneutische Spirale

Das wichtigste Ergebnis der Arbeit ist, daß Museen und Universitäten eigene Mikrokosmen sind, deren Ziel nicht unbedingt Austausch, sondern eher Abgren-

zung heißt. Dies äußert sich beispielsweise darin, daß sich die Museumsdiskussion zur Alltagskultur nicht auf die gleichzeitige akademische Diskussion bezog, sondern an die eigene Institutionengeschichte anknüpfte.

In den Museumsbeispielen zeigten sich mehrfach den Erwartungen widersprechende Ergebnisse. Während Gottfried Korff den ohne vorherigen Sammlungsbestand gegründeten Heimatmuseen auch eine inhaltliche Verflachung vorwirft, zeigt sich im Stadtmuseum Hornmoldhaus, daß durch regelmäßige, an das Alltagsleben der Bürger anknüpfende Wechsellausstellungen (an der die Bevölkerung durch oral-history beteiligt ist), ein kritisches und aktives Museum entstehen kann, welches zahlreiche Ansprüche der wissenschaftlichen Debatte erfüllt.

Das Museum für Volkskultur in Waldenbuch entspricht zwar in seinen Vermittlungszielen, seinem gegenwarts- und alltagsorientierten Sammlungskonzept und seiner ganzheitliche Lebenszusammenhänge erklärenden Präsentation den wissenschaftlichen Ansprüchen, dennoch dominiert die Strukturgeschichte gegenüber der Alltagskultur, dominieren die Objekte gegenüber den Informationen über den Menschen. Hinzu kommt eine bildungsbürgerliche Besucherstruktur, die kein demographisches Abbild der Gesellschaft bildet (wobei ein demokratisches Museum als „Museum für alle“ vermutlich eine Utopie bleiben muß).

Eine fast alle Sozialschichten umfassende Besucherstruktur kann das Freilichtmuseum für ländliche Kultur vorweisen. Um diese zu erhalten, wird auf eine Umsetzung des kritischen Potentials der Alltagsdiskussionen verzichtet.

Im Verlauf der Arbeit deutet sich immer wieder eine Polarisierung der beiden Institutionen Universität und Museum an, die von Museumsseite oft als hierarchisches Verhältnis empfunden wird. Die (wenn auch teilweise gerechtfertigte) massive Kritik der Universitätsvertreterinnen und -vertreter an den Ergebnissen der Musealisierung von Alltagskultur hat dazu geführt, daß sich die Museumsvertreterinnen und -vertreter zunehmend aus dem wissenschaftlichen Austausch mit den Universitäten zurückziehen. Eine direkte Auseinandersetzung, wie die Kontroverse Ottenjann – Meiners – Lipp⁴, bildet eine Ausnahme. So ist es kaum verwunderlich, daß sich aus den Interviews, der Korrespondenz und aus Gesprächen mit weiteren Museumsleitenden kein ausgesprochener Wunsch nach einem stärkeren Dialog mit den Universitäten über eine intensivere Verständigung zur Alltagskulturdiskussion ablesen ließ. Dies bestätigt noch einmal, daß auch die Museumsvertreterinnen und -vertreter ihre Institutionen nicht als Repräsentanten fachwissenschaftlicher For-

⁴ Siehe: *Volkskunde in Niedersachsen* 2 (1994).

schung nach außen, sondern primär als eigenständige Institutionen ansehen.

Dennoch gibt es Beispiele einer engen und fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen Universität und Museum. Es scheint, als ob das hierarchische Verhältnis dort weniger empfunden wird, wo der Kontakt zwischen Museum und Universität eng ist. Offensichtlich treten dabei die Fähigkeiten, aber auch die Grenzen des jeweiligen Partners deutlicher zutage.

Die von Museumsseite gelegentlich angesprochene Hegemonie wird in der Bundesrepublik Deutschland durch die Vertretungsverhältnisse innerhalb des DGV-Vorstands unterstützt. Das Amt des Präsidenten liegt traditionellerweise in der Hand eines Professors; gegenwärtig ist eine Stellvertreterstelle von einer Museumsrepräsentantin besetzt. Im Hauptausschuß von 1996 steht lediglich einer von insgesamt zehn Sitzen für Vertreter aus dem Museumsbereich zur Verfügung. Im Vorstand der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde sind die Zahlenverhältnisse ähnlich, wobei dieser als Vertretung einer nicht ausschließlich wissenschaftlichen Gesellschaft anders strukturiert ist.

Dennoch würde ich die Unzufriedenheit mit den museologischen Umsetzungen der Alltagsdiskussion, wie sie in den Beiträgen von Gottfried Korff, Konrad Köstlin, Martin Scharfe und Carola Lipp zum Ausdruck kommt, nicht als Plädoyers für eine Rückkehr zu einem Zustand vor der „Entdeckung des Alltags“ werten, sondern als Reaktionen auf eine Museumsentwicklung, die durch massenhafte Museumsgründungen aus der Bahn geraten ist. Der in der Einleitung konstatierte Wertewandel von Alltagskultur im Museum erweist sich bei genauerer Betrachtung als fortschreitende Entwicklung, die sich innerhalb der Positionen für und wider Alltagskultur und vor dem Hintergrund der musealen Gegebenheiten vollzieht. Die zunehmenden Lehrveranstaltungen zur Sachkulturforschung können ebenfalls als Reaktion auf die Museumssituation betrachtet werden. Die Wechselwirkung zwischen Universität und kulturhistorischen Museen im Hinblick auf den Umgang des Menschen mit den Dingen im Alltag ist – wie ich hoffe – dabei, sich als eine hermeneutische Spirale weiterzuentwickeln.

Rezeptionswege und Rezeptionsbrüche

Die Arbeit hat gezeigt, daß zwischen den Institutionen Universität und Museum nur selten eine direkte Rezeption von wissenschaftlicher Theorie und musealer Umsetzung erfolgt. Einige Berührungspunkte ergaben sich auf Tagungen, durch einzelne Persönlichkeiten (Gottfried Korff und Silke Götsch gehören zu den wenigen Universitätswissenschaftlern, die sich an der Alltagsdiskussion beteiligt haben und die gleichzeitig über Museumserfahrung verfügen) oder einzelne, an der wissen-

schaftlichen Entwicklung interessierte Museen.

In der Auseinandersetzung um das Thema Alltag als theoretisches Konzept bleiben Universität und Museum relativ getrennt. Dies hat verschiedene Ursachen: Zum Teil ist es in den unterschiedlichen Zuständigkeiten begründet. Auf meine Fragen nach Alltagstheorien erhielt ich in den Museen sinngemäß mehrfach die Antwort: Wir müssen mit den Objekten arbeiten, was helfen dabei Alltagstheorien. Aus dieser Antwort läßt sich zweierlei ablesen: Erstens, daß die Universitäten es nicht ausreichend geschafft haben, die Bedeutung der Alltagskonzepte für die Museen zu vermitteln. Zweitens, daß die Arbeit in den Museen im Kontext von Erwartungen und Verpflichtungen so praxis- und objektbezogen ist, daß eine Auseinandersetzung mit Wissenschaftstheorien kaum zu leisten ist. Dazu haben die Heterogenität des Alltags, das Vorhandensein mehrerer Alltagskonzepte und besonders der schwierige Umgang der Volkskunde mit dem Alltag zwischen Tradition und Innovation beigetragen.

Hier soll nicht der Eindruck entstehen, an Universitäten werde nur theoretisch, an Museen nur praktisch gearbeitet. Sachkulturforschung hat an Universitäten bisher jedoch einen geringen Stellenwert gehabt, und die Museen haben das Thema Sachkulturforschung lange nicht reflektiert. Die Veranstaltung von zwei Tagungen zur Sachkulturforschung im Jahre 1998 läßt darauf schließen, daß dieser Mangel behoben werden soll. Ausgehend von dieser Beobachtung ist es notwendig, daß Universität und Museum kooperieren und einander zuarbeiten. Das hieße beispielsweise, daß die Museen den Universitäten Sammlungsbestände zur Verfügung stellen, die dort aufgearbeitet werden, und daß Museen versuchen, Forschungsergebnisse museologisch umzusetzen. Einige Museen und Universitäten praktizieren dies bereits. Ergebnisse dieser Zusammenarbeit zeigen sich im „Museum für Volkskultur in Württemberg“. Voraussetzung für die Realisation ist eine enge Verflechtung zwischen dem Museum und dem Institut für Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen sowie eine personalintensive Museumsbetreuung.

Orientierung an den Erwartungen von Besucherinnen und Besuchern

In der Frage nach den Erwartungen der Museumsbesucherinnen und -besucher zeichnen sich neue Entwicklungen ab, die in der Untersuchung am Beispiel des Schweizerischen Freilichtmuseums gestreift wurden. Das Interesse dieses Museums an der Besucherforschung deckt sich mit Bestrebungen, wie sie sich in der neuesten Publikation des Bonner „Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“

zu Museums-Fragen äußern.⁵ In der Ankündigung des Buches heißt es: „Wie können die Verantwortlichen in Museen und anderen Kultureinrichtungen publikums- und zukunftsorientiert arbeiten?“ Die Koppelung der Besucher- mit der Zukunftsperspektive erfolgte auch in den 70er Jahren, aber mit anderen Zielen.

Wie die Besucheruntersuchungen des Schweizerischen Freilichtmuseums zeigen, läßt sich vom wissenschaftlichen Standpunkt die Qualität eines Museums nicht allein an Besucherzahlen ablesen; Besucherzahlen dürfen daher auch nicht der alleinige Maßstab für Museumsarbeit werden.

Museen im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlichem Auftrag und Rentabilität
Das Spannungsverhältnis von wissenschaftlichem Forschungs- und Dokumentationsauftrag der Museen und ihrer wirtschaftlichen Effizienz konnte in der Arbeit nur am Rande gestreift werden. Am Beispiel der Freilichtmuseen läßt sich ansatzweise ablesen, mit welchen zusätzlichen Schwierigkeiten und Zwängen die museologische Umsetzung von wissenschaftlichen Anforderungen allgemein und des Alltagskonzepts im speziellen bei einer (teilweise) privatwirtschaftlichen Nutzung verbunden ist.

Václav Havel schreibt im Zitat, welches der Arbeit vorangestellt ist, daß die Kultur das Instrument des „Sichselbstbewußtwerdens“ einer Gesellschaft ist. Nach Havel dient die Kultur (sofern sie sich in Freiheit entwickeln kann) der allgemeinen Wahrheitsfindung und ist eine moralische Norm. Kultur wird damit zu einer idealistischen Instanz, ein Gedanke, der auch in der Idee des „demokratischen Museums“ enthalten ist. Auf die kulturhistorischen Museen übertragen, bedeutet dies, daß hier die Möglichkeit besteht, zu gesellschaftlicher Selbsterkenntnis und Selbstfindung beizutragen. Die Präsentation von Alltagskultur kann dazu einen entscheidenden Beitrag leisten. Voraussetzung für das Sichselbstbewußtwerden einer Gesellschaft in den Museen ist, daß Kultur auch als ethische Instanz verstanden wird und die kulturhistorischen Museen nicht zu Vollzugsorten von Besuchererwartungen, Politiker- und Sponsorenwünschen werden.

⁵ Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): Museen und ihre Besucher. Herausforderungen an die Zukunft, Bonn 1996.

7. Quellen und Literaturverzeichnis

7.1 Mündliche Quellen

Interviews mit folgenden Personen:

Dr. Edwin Huwyler, Leiter der Abteilung „Wissenschaft“ im Schweizerischen Freilichtmuseum Ballenberg

Dagmar Lutz M.A., Leiterin des Stadtmuseum Hornmoldhaus, Bietigheim-Bissingen

Dr. Hans-Ulrich Roller, Leiter des Museums für Volkskultur in Württemberg

Dr. Heinz Schmitt, Leiter des Stadtarchivs und der Städtischen Sammlungen Karlsruhe

Kurt Zutter, Konservator am Heimatmuseum Chuechlihus

7.2 Schriftliche Quellen

Korrespondenz mit folgenden Personen und Institutionen:

Frau Jutta Berg, Deutscher Museumsbund

Dr. Axel Burkarth, Landesstelle für Museumbetreuung Baden-Württemberg

Frau Anne Claudel, Datenbank Schweizerischer Kulturgüter

Herr Draeyer, Vizedirektor des Schweizerischen Landesmuseums, Zürich

Frau Alessandra Ferrini, Ufficio dei musei etnografici

Prof. Dr. Georg Germann, Direktor des Bernischen Historischen Museums

Prof. Dr. Ueli Gyr, Volkskundliches Seminar der Universität Zürich

Frau Monika Hagedorn-Saupe, Institut für Museumskunde, Berlin

Dr. Henning Hohnschopp, Museumsverband Baden-Württemberg

Herr Manfred List, Oberbürgermeister der Stadt Bietigheim-Bissingen

Universitäts Dozentin Dr. Ingrid R. Metzger, Direktorin des Rätischen Museum, Chur

Frau Eva Silvén-Garnert, SAMDOK-Sekretariat

Frau Verena von Sury Zumsteg, Verband der Museen der Schweiz

Herr Horst Störrle, Bürgermeister der Stadt Waldenbuch

Korrespondenz mit den in Kapitel 7.1. genannten Museumsleitern und Leiterinnen

Eingangsinventare der Jahre 1970, 1975, 1980, 1985 und 1990 des Württembergischen

Landesmuseums Stuttgart

Eingangsinventare des Stadtmuseums Bietigheim-Bissingen

Liste der Neueingänge von 1989-1993 des Heimatmuseums Langnau i.E.

Auswertung der Gästebefragung: FLM Ballenberg 1995, unveröffentlichtes Manuskript.

GfM/Zweifel (Hg.): Das Freilichtmuseum Ballenberg, Interbus 12/89, Zürich 1989 (unveröffentlichte Besucherbefragung).

IHA (Hg.): Freilichtmuseum Ballenberg, Hergiswil 1989 (unveröffentlichtes Manuskript, IHA= Institut für Marktanalysen).

7.3 Literaturverzeichnis

Abkürzungen

BBV	Bayerische Blätter für Volkskunde
JbfVkkG	Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte
KBVkk	Kieler Blätter zur Volkskunde
KZfSS	Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie
Mk	Museumskunde
NMk	Neue Museumskunde
ÖZfVK	Österreichische Zeitschrift für Volkskunde
RwZVkk	Rheinisch Westfälische Zeitschrift für Volkskunde
SAVkk	Schweizerisches Archiv für Volkskunde
SZG	Schweizerische Zeitschrift für Geschichte
VMS	Verband Museen der Schweiz
ZfPB	Zeitschrift für Politische Bildung, Wien
ZfVkk	Zeitschrift für Volkskunde
ZfVS	Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft

7.3.1 Literatur zur Methode

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und soziale Wirklichkeit, Reinbek 1978.

Atteslander, Peter: Methoden der empirischen Sozialforschung, 6. Aufl., Berlin, New York 1991.

Drewe, Paul: Methoden zur Identifizierung von Eliten, in: Koolwijk/Wieken-Mayser, a.a.O., S.162-179.

Erbslöh, Eberhard/Wiendieck, Gerd: Der Interviewer, in: Koolwijk/Wieken-Mayser, a.a.O., S.83-106.

Esser, Hartmut: Der Befragte, in: Koolwijk/Wieken-Mayser (Hg.): a.a.O., S. 107-145.

Koolwijk van, Jürgen/**Wieken-Mayser**, Maria (Hg.): Techniken der empirischen Sozialforschung, Bd. 4, Erhebungsmethoden: Die Befragung, München, Wien 1974.

Holm, Kurt: Die Befragung 1. Der Fragebogen - Die Stichprobe, Tübingen 1991.

König, René (Hg.): Das Interview. Formen, Technik, Auswertung, 6. Aufl., Köln, Berlin 1968.

Kreutz, Henrik: Soziologie in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Analyse von Befragungstechniken und Ansätze zur Entwicklung neuer Verfahren, Stuttgart 1972.

Mayring, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung, München 1990.

Witzel, Andreas: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen, Frankfurt 1982.

7.3.2 Sekundärliteratur

Adelung, Johann Christoph: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, Erster Theil, von A - E, Leipzig 1774.

Aebi, Ruth L.: Die Spanschachtel, Brienz 1987.

Albrecht, Richard: Soziologie und Alltag, in: ZfVk 78 (1982), S. 76-82.

Ders.: Geschichte als Alltag. Zwischen-Bericht über die Mühen der Ebenen, in: ZfVk 79 (1983), S. 85-103.

Alchimie des Alltags. Das Werkbund Archiv, Museum der Alltagskultur des 20. Jhs., Giessen 1987.

Alltagskultur der letzten 100 Jahre. Überlegungen zur Sammelkonzeption kulturgeschichtlicher und volkskundlicher Museen (Arbeitstagung der Arbeitsgruppe „Kulturgeschichtliche Museen“ in der DGV vom 29. Mai bis 1. Juni 1978 in Berlin), Berlin 1980.

Antonietti, Thomas: Vom Schaumuseum zum Museumsprogramm: Das Kleinmuseum als Instrument angewandter Volkskunde, in: SAVk 81 (1985), S. 131-143.

Assion, Peter: Lernort „Heimatmuseum“ und Lerngegenstand Geschichte, in: Annette Kuhn/Gerhard Schneider (Hg.): Geschichte lernen im Museum, Düsseldorf 1978, S. 82-95.

Ders.: Historismus, Traditionalismus, Folklorismus. Zur musealisierenden Tendenz der Gegenwartskultur, in: U.Jeggle/G. Korff/B.J. Warneken (Hg.): Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung, Reinbek 1986, S.351-362.

Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hg.): 1848/49. Revolution der deutschen Demokraten in Baden (Ausstellungskatalog), Baden-Baden 1998.

Bächtiger, Franz: Streiflicher zur Sammlungspolitik historischer Museen in der Schweiz, in: Unsere Kunstdenkmäler 37 (1986), S. 297-305.

Ders.: Zwei Metamorphosen für ein neues Konzept. Die Historische Abteilung 1944-1994, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 3 (1994), S.267-358 (Sonderheft 100 Jahre Bernisches Historisches Museum 1894-1994).

Bätz, Oliver: Heimat, deine Sterne. Dezentrale Museen im Aufwind? In: Museumsjournal 2, Berlin 1987, S. 6-10.

Ders./**Gößwald**, Udo: Experiment Heimatmuseum. Zur Theorie und Praxis regionaler Museumsarbeit, Marburg 1988.

Ders.: Alltag im Blick – Heimat in Sicht? Alltag, Geschichtswissenschaft und Heimatmuseum, in: Ders./Gößwald (Hg.): Experiment Heimatmuseum, Marburg 1988, S. 42-49.

Baranova, Irina Ivanova: Ethnography and the Museums in the USSR, in: Museum 139 (1983),S.178-180.

Baudrillard, Jean: Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen, Frankfurt 1991.

Bauer, Ingolf/**Gockerell**, Nina (Hg.): Museumsdidaktik und Dokumentationspraxis. Zur Typologie von Ausstellungen in kulturhistorischen Museen. Referate der 3. Arbeitstagung des Arbeitskreises „Kulturhistorische Museen“ in der DGV vom 2.-5.6. 1975 in München (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 2), München 1976.

Bauermeister, Volker: Vom Elfenbeinturm zum Vermittlungstheater. Unterhaltung für alle: Das Museum sucht seinen Platz in der Freizeitgesellschaft, in: Badische Zeitung vom 30. Nov. 1995, S. 14.

Baumeier, Stefan: Wissenschaftlichkeit, Pivatisierung und Kommerzialisierung: Gedankensplitter aus dem Westfälischen Freilichtmuseum Detmold, in: Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): Tagungsbericht Arnheim 1993, a.a.O., S. 90-98.

Baumhauer, Joachim Friedrich: Hausforschung, in: Brednich (Hg.): Grundriss, a.a.O., S. 97-122.

Bausinger, Hermann: Zur Theoriefeindlichkeit in der Volkskunde, in: *Ethnologia Europaea* 2/3 (1968/69), Arnheim 1970, S. 55-58.

Ders.: *Volkskultur in Württemberg. Ein Querschnitt durch die volkskundliche Sammlung* (Begleitheft zur Ausstellung), Stuttgart 1974.

Ders. et al. (Hg.): *Grundzüge der Volkskunde*, Darmstadt 1978.

Ders.: *Heimat und Identität*, in: Konrad Köstlin/H. Bausinger: *Heimat und Identität. regionaler Kultur* (22. Deutscher Volkskunde-Kongreß, Kiel 1979), Neumünster 1980, S. 9-24.

Ders.: *Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit*, in: *ZfVvk* 76 (1980), S. 1-21.

Ders.: *Was bedeutet eigentlich Heimat? Auf dem Wege zu einem neuen aktiven Heimatverständnis. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte*, in: *Der Bürger im Staat* 33/44 (1983), S. 211-216.

Ders.: *Konzepte der Gegenwartsvolkskunde*, in: *ÖZfVvk* 87 (1984), S. 89-106.

Ders.: *Heimat. Über eine vieldeutige Beziehung*, in: *Narodna umjetnost*, 27 (1990), S. 33-45.

Bedal, Konrad: *Gefüge und Struktur. Zu Standort und Arbeitsweise volkskundlicher Hausforschung*, in: *ZfVvk* 72 (1976), S. 161-176.

Ders.: *Aufgaben historischer Hausforschung*, in: Günter Wiegelmann (Hg.): *Geschichte der Alltagskultur*, Münster 1980, S. 127-136.

Ders.: *Umbau, Ausbau, Neubau. Bedürfniswandel und Anpassung im "Umgang" mit Häusern*, in: Köstlin/Bausinger (Hg.): *Umgang mit Sachen*, Regensburg 1983, S. 49-61.

Ders. (Hg.): Freilichtmuseum und Sozialgeschichte. Referate des Symposiums am Fränkischen Freilandmuseum vom 7./8. November 1985, Bad Windsheim 1986 (Kleine Schriften des Fränkischen Freilandmuseums 6).

Ders.: Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur, Bad Windsheim 1993.

Beier, Rosmarie: Probleme der Dokumentation von Arbeiteralltag und -bewegung am Beispiel der Berlin-Ausstellung 1987. Überlegungen und Werkstattbericht, in: Olaf Bockhorn/Helmut Eberhart/Wolfdieter Zupfer (Hg.): Auf der Suche nach der verlorenen Kultur. Arbeiterkultur zwischen Museum und Realität (Beiträge der 4. Arbeitstagung der Kommission „Arbeiterkultur“ in der DGV in Steyr vom 30.4.-2.5. 1987), Wien 1989, S. 15-28.

Benjamin, Walter: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, Frankfurt 1969.

Berger, Peter L./**Luckmann**, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt 1995 (erste Auflage Frankfurt 1969).

Bergmann, Klaus/**Thurn**, Susanne et al. (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Düsseldorf 1985.

Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Münster 1994.

Betulius, Walter: Ortsmuseen – warum eigentlich? In: Tages Anzeiger 27.3.1976.

Bietenhard, Benedikt: Langnau im 18. Jahrhundert. Die Biographie einer ländlichen Kirchengemeinde im bernischen Ancien Régime, Thun 1988.

Blumer-Onofri, Florian: Die Elektrifizierung des dörflichen Alltags, Liestal 1994.

Bönisch-Brednich, Brigitte et al. (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses in Göttingen, Göttingen 1991.

Böth, Gitta: Zur museumspädagogischen Arbeit im Freilichtmuseum, in: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, NF 9 (1979), S. 30-37.

Dies.: Vergnügungspark oder Bildungseinrichtung? Von der Schwierigkeit museumspädagogischer Arbeit im Freilichtmuseum, in: Kirsten Fast (Hg.): Handbuch der museumspädagogischen Ansätze, Opladen 1995 (Berliner Schriften zur Museumskunde, 9), S. 247-261.

Bogren Ekfeldt, Britt: Samtidsdokumentation: SAMDOK - Gegenwartsdokumentation in Schweden, in: Museumsmagazin 5, S. 68-74.

Bollinger-Karcher, Christa: Ortsmuseen. Ihre Promotoren und ihr Publikum, Lizentiatsarbeit, Typoskript, Zürich 1975.

Bookmann, Hartmut: Zwischen Lehrbuch und Panoptikum. Polemische Bemerkungen zu historischen Museen und Ausstellungen, in: GG 11 (1985), S. 67-79.

Ders.: Geschichte im Museum? München 1987.

Borscheid, Peter: Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen, in: Ders/Teuteberg, Hans J.: Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit, Münster 1983, S.1-14.

Ders.: Einführung: Städtisches Wohnen und soziale Schichtung, in: Teuteberg: Homo habitans, Münster 1985, S. 115-117.

Ders.: Alltagsgeschichte – Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit? in: Wolfgang Schnieder/Volker Sellin (Hg.): Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang, Bd. 3, Soziales Verhalten und soziale Aktionsformen in der Geschichte, Göttingen 1987, S. 78-100.

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede, Frankfurt 1984.

Brandstetter-Köran, Michaela: Das Pariser Musée des Arts et Traditions Populaires (ATP) in der Krise, in: BBV 1 (1992), S. 1/2.

Braudel, Fernand: Sozialgeschichte des 15.-18. Jh., Bd. I: Der Alltag, München 1985 (Paris 1979).

Brednich, Rolf Wilhelm: Alltagskultur als Forschungsaufgabe, in: Gezeiten, Heft 2 (1988), S.66-70.

Ders. (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, 2. Auflage, Berlin 1994.

Bretscher, Peter: Probleme der Ausstellungspraxis und Sachdokumentation in kleinen Museen, Lizentiatsarbeit, Typoskript, Zürich 1986.

Broszat, Martin: Plädoyer für Alltagsgeschichte. Eine Replik auf Jürgen Kocka, in: Merkur 36 (1982), S. 1244-1248.

Brückner, Wolfgang (Hg.): Falkensteiner Protokolle. Diskussionspapiere und Protokolle der in Falkenstein/Taunus vom 21.-26. September 1970 abgehaltenen wissenschaftlichen Arbeitstagung des ständigen Ausschusses für Hochschul- und Studienfragen der DGV unter dem Titel Volkskunde in Deutschland. Begriffe – Probleme – Tendenzen. Diskussion zur Standortbestimmung, Frankfurt 1971.

Ders./**Deneke**, Bernward (Hg.): Volkskunde im Museum. Perspektiven musealer Sammel- und Darbietungspraxis, Geschichte und Problematik des Volkskundlichen in kulturhistorischen Museen. Referate, Stellungnahmen und Umfrageauswertung zur wissenschaftlichen Arbeitstagung (2. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe kulturgeschichtliche Museen in der DGV vom 4.-6. April 1973 in Frankfurt), Würzburg 1976.

Ders.: Das Museumswesen und die Entwicklung der Volkskunde als Wissenschaft um die Jahre 1902/1904. Die Dingwelt der Realien im Reiche der Ideen, in: Bernward Deneke/R. Kahsnitz (Hg.): Das kunst- und kulturgeschichtliche Museum im 19. Jh. (Vorträge des Symposions im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg), München 1977, S. 133-142.

Brüggemeier, Franz-Josef/**Kocka**, Jürgen (Hg.): Geschichte von unten – Geschichte von innen, Skript der Fernuni Hagen, Hagen 1985.

Brülisauer, Josef: Die Ausbildung für Betreuer kleiner und mittlerer Museen in der Schweiz, in: ICOM (Hg.): Reif für das Museum? Münster 1995, S. 105-111.

Brune, Thomas et al.: Arbeiterbewegung – Arbeiterkultur Stuttgart 1890-1933, Stuttgart 1981.

Brunner-Schubert, Isolde: 1865: „Wie man leben muß, um leben zu können“. Die kleinen Beamten in der großherzoglich Badischen Haupt- und Residenzstadt, in: Heinz Schmitt (Hg.): Alltag in Karlsruhe, Karlsruhe 1990, S. 128-161.

Brunold-Bigler, Ursula: Notizen zur Sammlungsgeschichte der volkskundlichen Bestände im rätischen Museum in Chur, in: SAVk S. 174-179.

Burckhardt-Seebass, Christine: Projektionen von Heimatlichkeit. Zur Diskussion um kleine Museen, in: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 5/1993, S. 253-264.

Dies.: Universität und Museum oder: Vom wissenschaftlichen Umgang mit den Dingen, in: Hans-Albert Treff: Reif für das Museum? Ausbildung – Fortbildung – Einbildung (Bericht über ein internationales Symposium, veranstaltet von den ICOM- Nationalkomitees der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz vom 1.-4. Juni 1994 am Bodensee), Münster 1995, S.25-31.

Bürklin, Albert: Der Kanzleirath oder Bilder aus dem Leben eines Subaltern-Beamten. Ernst-humoristischer Beitrag zur Besoldungsfrage, 4. Aufl. Karlsruhe 1859.

Campe, Joachim Heinrich (Hg.): Wörterbuch der deutschen Sprache, Erster Teil, Braunschweig 1807.

Daxelmüller, Christoph: Möbel, Mobilar und Alltag. Anmerkungen zu Aufgaben und Zielen volkskundlicher Möbelforschung, in: RwZVk, Jg. 29 (1984), Heft 1-4, S. 89-106.

Dehne, Harald: Aller Tage Leben. Zu neuen Forschungsansätzen im Beziehungsfeld von Alltag, Lebensweise und Kultur der Arbeiterklasse, in: JbfVkJg 28 (1985), S. 9-48.

Ders.: Dem Alltag ein Stück näher? in: Alf Lüdke (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt, New York 1989, S. 137-168.

Deneke, Bernward/**Kahsnitz**, Rainer (Hg.): Das kunst- und kulturgeschichtliche Museum im 19. Jahrhundert, München 1977.

Ders.: Museum und Alltagskultur in subjektzentrierten Perspektiven, in: Bayerische Blätter für Volkskunde 22 (1995/1), S. 8-14.

Denkschrift Museen. Zur Lage der Museen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West), Boppard 1974.

Dilthey, Wilhelm: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, 8. Auflage, Göttingen 1992.

Döring, Carla Elisabeth: Das kulturgeschichtliche Museum. Geschichte einer Institution und Möglichkeiten des Selbstverständnisses, dargestellt am Beispiel „Heimatmuseum“, Diss., Frankfurt/M. 1977.

Dornheim, Jutta: Kranksein im dörflichen Alltag, in: SAVk 89 (1993), S. 23-42.

Edeler, Ingrid: Zur Typologie des Kulturhistorischen Museums, Freilichtmuseen und kulturhistorische Räume (=Europäische Hochschulschriften), Frankfurt/M. 1988.

Eder Matt, Katharina: Objekte des 20. Jahrhunderts in der Sammlung des Schweizerischen Museums für Volkskunde (Basel), in: Mitteilungen des VMS 52 (1994), S. 34-37.

Dies./**Gantner, Theo/Wunderlin, Dominik:** Typisch? Objekte als regionale und nationale Zeichen, Basel 1990.

Egloff, Peter: Kulturvermittlung oder Raritätenschau. Kritische Gedanken beim Gang durch das neugestaltete Rätische Museum in Chur, in: Bündner Zeitung vom 5.1. 1985, S. 21.

Ehalt, Hubert Ch.: Geschichte von unten, in: Ders. (Hg.): Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags, Wien, Köln, Graz 1984, S. 11-39.

Eisleb, Joachim: Freilichtmuseen und ihre Besucher – eine sozialgeographische Analyse unter besonderer Berücksichtigung des Museumsdorfes Cloppenburg, Vechta 1987.

Elias, Norbert: Zum Begriff des Alltags, in: Hammerich/Klein (Hg.): Materialien, Opladen 1978, S. 22-29.

Engeli, Christian/Matzerath, Horst (Hg.): Moderne Stadtgeschichtsforschung in Europa, USA und Japan. Ein Handbuch, Stuttgart 1989.

Erbe, Michael: Zur neueren französischen Sozialgeschichtsforschung. Die Gruppe um die ‚Annales‘, Darmstadt 1979.

Fél, Edit/Hofer, Tamás: Geräte der Atányer Bauern (Kommission der Königlichen Dänischen Akademie der Wissenschaften zur Erforschung der Geschichte der Ackerbaugeräte und der Feldstrukturen, Bd.2), Kopenhagen 1974.

Feller, Richard: Geschichte Berns, 4 Bde., Bern 1946-1960, 2. korrigierte Auflage Bern 1974.

Fielhauer, Helmut Paul: Das Heimatmuseum anzünden? Schwierigkeiten im Umgang mit einer Bildungsinstitution, in: ZfPB 1. Jg., Wien (1980), Nr.3, S. 13-22.

Ders.: Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung, in: Hubert Ch. Ehalt (Hg.): Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags (Kulturstudien Bd. 1), Wien 1984, S. 59-79.

Flagge, Ingeborg: Zwischen Moloch Stadt und Stadt als Heimat, in: Hauff: Stadt und Lebensstil, Weinheim 1988, S. 171-195.

Fliedl, Gottfried (Hg.): Das Museum als soziales Gedächtnis, Klagenfurt 1988.

Flüeler, Nikolaus (Hg.): Museen der Schweiz, Zürich 1981.

Flüeler-Grauwiler, Marianne et al.: Eine neue „Geschichte des Kantons Zürich“, in: SZG 43 (1993), S. 534-556.

Freckmann, Klaus: Der Anspruch des Museums auf ganzheitliche Dokumentation, in: Scharfe (Hg.): Museen in der Provinz, Tübingen 1982, S. 103-111.

Fritsche, Bruno: Moderne Stadtgeschichtsforschung in der Schweiz, in: Engeli/Matzerath: Moderne Stadtgeschichtsforschung, Stuttgart 1989, S. 153-163.

Führer durch das Schweizerische Freilichtmuseum Ballenberg, Meiringen 1982, Neuauflage Brienz 1992.

Füßmann, Klaus/Grüttner, Heinrich Theodor/Rüsen, Jörn (Hg.): Historische Faszination. Geschichtskultur heute, Köln, Weimar, Wien 1994.

Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt 1994.

Germann, Georg: Vom Wunschbild zum Leitbild, in: 100 Jahre Bernisches Historisches Museum, 1894-1944 (Separatdruck der Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 1994/3), S. 257-266.

Gerndt, Helge: Zur Perspektive volkskundlicher Forschung, in: ZfVk 76 (1980), S. 22-36.

Ders.: Großstadtvolkskunde – Möglichkeiten und Probleme, in: Kohlmann/Bausinger: Großstadt, Berlin 1985, S. 11-19.

Ders.: Kultur als Forschungsfeld. Über volkskundliches Denken und Arbeiten, München 1986.

Geschichtswerkstatt Berlin (Hg.): Die Nation als Ausstellungsstück, Hamburg 1987.

Ginzburg, Carlo: Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß, in: Historische Anthropologie 1 (1993), S. 169-192.

Gläntzer, Volker: Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung, Münster 1980.

Glass, Christian: Präsentationsformen im kulturhistorisch-volkskundlichen Museum, in: ZfVK (1989), S. 33-47.

Göttsch, Silke: Alltagskultur im Museum, in: Museumsblatt 5 (August 1991), S. 11-15.

Dies.: Universität und Museum – mögliche Begegnungen? in: Susanne Abel (Hg.): Rekonstruktion von Wirklichkeit im Museum (Tagungsbeiträge der Arbeitsgruppe „Kulturgeschichtliche Museen“ in der DGV, Hildesheim 3.-5. Oktober 1990), Hildesheim 1992, S.46-52.

Gold der Helvetier. Keltische Kostbarkeiten aus der Schweiz. Ausstellungskatalog von Andreas Furger und Felix Müller, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1991.

Götz, Irene et. al.: Briefe als Alltagskommunikation, in: SAVk 89 (1993), S. 165-183.

Graf, Klaus: Korreferat. Stadtmuseum Bietigheim, in: Museumsblatt 12 (1993), S. 18/19.

Greverus, Ina-Maria: Über Kultur und Alltagswelt, in: *Ethnologia Europaea* 9 (1976), S.199-211.

Dies.: *Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie*, München 1978.

Dies.: Kulturanthropologie und Kulturethologie: Wende zur „Lebenswelt“ und Wende zur „Natur“, in: *ZfVk* 67 (1971), S. 13-26.

Dies.: Alltag und Alltagswelt. Problemfeld oder Spekulation im Wissenschaftsbetrieb? in: *ZfVk* 79 (1983), S.1-14.

Grimm, Jakob und Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd.I, Leipzig 1854 (München 1984).

Grüttner, Heinrich Theodor: Die Präsentation der Vergangenheit. Zur Darstellung von Geschichte in historischen Museen und Ausstellungen, in: Füßmann/Grüttner/Rüsen (Hg.): *Historische Faszination*, Köln 1994, S. 173-188.

Gschwend, Max: *Die Bauernhäuser des Kantons Tessin. La casa rurale nel Canton Ticino*, Basel 1976.

Ders.: Kommerzialisierung im Museum? in: *Verband europäischer Freilichtmuseen, Tagungsbericht Oslo 1980*, Oslo 1982, S. 127-131.

Ders./**Fehlmann**, P./**Hunziker**, Rudolf: *Ballenberg. Das Schweizerische Freilichtmuseum*, Aarau 1982.

Ders.: Aufgaben und Probleme nationaler, zentraler Freilichtmuseen, in: Helmut Ottenjann (Hg.): *Kulturgeschichte und Sozialgeschichte im Freilichtmuseum*, Cloppenburg 1985, S. 71-78.

Ders./**Meili**, David: *Ballenberg*, Aarau, 1988.

Ders.: Streiflichter aus der Entstehungsgeschichte des Schweizerischen Freilichtmuseums Ballenberg, in: *Ballenberg Jahresblätter* 10 (1988/89), S. 9/10.

Ders.: Das Freilichtmuseum Ballenberg (Schweiz) und sein Beitrag zur Verständigung der ländlichen Baukultur, in: *Verband europäischer Freilichtmuseen, Tagungsbericht Skansen*, 1991, Kristiansstad 1993, S. 162-165.

Guth, Klaus: Volkskultur des Alltags? Anfragen an Kategorien der Volkskunde, in: Dieter Harmening/Erich Wimmer (Hg.): *Volkskultur – Geschichte – Region* (Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag), Würzburg 1990, S. 44-57.

Gyr, Ueli: Volkskunde und Stadt – Volkskundler in der Stadt? Zur Situation städtischer Kulturforschung in der Schweiz, in: Kohlmann/Bausinger: *Großstadt*, Berlin 1985, S. 157-165.

Gysin, Fritz: Schweizerisches Landesmuseum und Schweizerisches Museum für Volkskunde, in: *Schweizer Volkskunde* (Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde) 43 (1953). S. 25/26.

Haeusler, Fritz: *Das Emmental im Staate Bern bis 1798*, Bd. 1, Bern 1958, Bd. 2, Bern 1968.

Hager, Helga: Das Plieninger Wohnzimmer – ein Ort des Privaten, Sozialen, Gesellschaftlichen. Sach- und Biographieforschung am Beispiel einer Wohndokumentation der Volkskundlichen Sammlung des Württembergischen Landesmuseums, in: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg* Bd.5, S. 297-310.

Hammerich, Kurt/Klein, Michael: *Materialien zu einer Soziologie des Alltags*, Opladen 1978 (Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 20); darin die Einleitung: *Alltag und Soziologie*, S. 7-21.

Hauff, Volker (Hg.): *Stadt und Lebensstil. Thema Stadtkultur*, Weinheim 1988.

Hauptaufgaben (Die) der Museen der DDR bis 1980, in: *NMk* 21 (1978), S. 4-8.

Hauptmeyer, Carl-Hans: *Heimatgeschichte heute*, in: Ders (Hg.): *Landesgeschichte heute*, Göttingen 1987, S. 77-96.

Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): *Museen und ihre Besucher. Herausforderungen an die Zukunft*, Bonn 1996.

Hauser, Albert: *Was für ein Leben. Schweizer Alltag vom 15.-18. Jh.*, Zürich (2) 1988.

Hauser, Andrea: *Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes*, Tübingen 1994.

Havel, Václav: Briefe an Olga. Betrachtungen aus dem Gefängnis, Reinbek 1989.

Ders.: Am Anfang war das Wort, Reinbek 1990.

Heidrich, Hermann: Wohnen auf dem Lande. Am Beispiel der Region Tölz im 18. und frühen 19. Jahrhundert, München 1984.

Ders.: Der schwierige Besucher. Freilichtmuseum zwischen Aufklärung und Idylle, in: Franken unter einem Dach 11 (Dez. 1988), S. 76-80.

Ders.: Liebe alte Welt. „Populare Ästhetik“ und Wahrnehmungsverhalten im Freilichtmuseum, in: Korff/Roller: Alltagskultur passé? Tübingen 1993, S. 82-98.

Heilfurth, Gerhard: Zu Kultur- und Sozialanthropologischen Problemen in der Volksforschung, in: Ethnologia Europaea 2/3 (1968-1969), Arnhem 1970, S. 180-183.

Heinze, Sigrid/Ludwig, Andreas/Reif, Heinz: Schwierigkeiten mit der Tradition. Zur kulturellen Praxis städtischer Heimatmuseen, in: Korff/Roth (Hg.): Das historische Museum, Frankfurt 1990, S. 231-247.

Dies./Ludwig, Andreas: Geschichtsvermittlung und Ausstellungsplanung in Heimatmuseen. Eine empirische Studie in Berlin, Berlin 1992 (Veröffentl. aus dem Institut für Museumskunde, Berlin, Heft 35).

Heller, Agnes: Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion, Frankfurt 1978 (herausgegeben von Hans Joas).

Hengartner, Thomas: Gott und die Welt im Emmental. Eine volkskundliche Untersuchung zur Entstehung, Ausbreitung und Gestaltung religiösen Lebens im Rahmen religiöser Sondergruppen, Bern/Stuttgart 1990.

Henisch, Georg: Teütsche Sprach und Weisheit. Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae, Augsburg 1616, Neudruck Hildesheim/New York 1973.

Herbst, Wolfgang/Levykin, K.G: Museologie. Theoretische Grundlagen und Methodik der Arbeit in Geschichtsmuseen, Berlin (Ost) 1988.

Herzberg, Rose: Zum Stand der Darstellung von Kultur- und Lebensweise des werktätigen Volkes in ethnographischen Ausstellungen, in: NMk 25 (1982), Heft 1, S. 19-32.

Hinten, Wassilia von: Vom Volkskunstmuseum zum Museum der Gesellschafts- und Alltagskultur, in: BBV 1 (1992), S. 3-7.

Dies./**Hinten**, Wolfgang von: Fortsetzung der Diskussion um die „Musées des Arts et Traditions Populaires“ in Frankreich, in: BBV 4 (1992), S. 197-208.

Hörrmann, Michael: Korreferat: Stadtgeschichte im Prinz-Max-Palais, in: Museumsblatt 12 (1993), S. 40/41.

Hoffmann, Detlef/**Junker**, Almut/**Schirmbeck**, Peter (Hg.): geschichte als öffentliches ärgernis oder: ein museum für die demokratische gesellschaft. das historische museum in frankfurt a.m. und der streit um seine konzeption, Gießen 1974.

Hoffmann, Hilmar: Kultur für alle. Perspektiven und Modelle, Frankfurt 1979.

Hoffmann-Krayer, Eduard: Ideen über ein Museum für primitive Ergologie, in: Museumskunde 6 (1910), S. 113-125.

Ders.: Über Museen für vergleichende Volkskunde, in: Paul Geiger (Hg.): Kleine Schriften zur Volkskunde von Eduard Hoffmann-Krayer. Mit einem Lebensbild (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 30), Basel 1946, S. 205-222.

Hugger, Paul: Kleinhüningen. Von der „Dorfidylle“ zum Alltag eines Basler Industriequartiers, Basel 1984.

Ders.: Alltagskultur und Kulturpolitik, in: Wolfgang Lipp (Hg.): Kulturpolitik. Standorte, Innensichten, Entwürfe, Berlin 1989, S. 153-173.

Ders. (Hg.): Handbuch der Schweizerischen Volkskultur, 3 Bde., Zürich 1992.

Ders.: Volkskundliche Gemeinde- und Stadtteilstudien, in: Brednich (Hg.): Grundriss, Berlin 1994, S. 273-291.

Husserl, Edmund: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die Phänomenologische Philosophie, darin besonders Teil III, Abschnitt A, in: Walter Biemel (Hg.): Husserliana Bd. VI, Den Haag 1976.

Huwylar, Edwin: Das Freilichtmuseum – ein Bauernhausfriedhof?, in: Hermann Auer (Hg.): Museum und Denkmalpflege. Bericht über ein internationales Symposium, veranstaltet von der ICOM- und ICOMOS-Nationalkomitees der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz vom 30. Mai bis 1. Juni 1991 am Bodensee, München 1992, S. 213-219.

Ders.: Die Sammlung des Freilichtmuseums Ballenberg, in: Mitteilungen des VMS, Dezember 1993, S. 24-32.

Institut für Museumskunde (Hg.): Erhebung der Besuchszahlen an den Museen der Bundesrepublik Deutschland (bis 1989 nur in den alten Bundesländern und Berlin/West), Heft 4 (Berlin 1982), Heft 6 (1983), Heft 8 (1984), Heft 14 (1985), Heft 16 (1986), Heft 18 (1987), Heft 23 (1988), Heft 28 (1989), Heft 31 (1990), Heft 34 (1991), Heft 36 (1992), Heft 38 (1993), Heft 40 (1994), Heft 43 (1995), Heft 48 (1996), (= Materialien aus dem Institut für Museumskunde).

Jacobeit, Wolfgang: Zur Darstellung von Kultur und Lebensweise der werktätigen Klassen und Schichten in den ethnographischen Museen der DDR, in: Abhandlungen und Berichte des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden, Bd. 35, Berlin 1976, S. 103-110.

Ders.: Zur Aufgabenstellung der ethnographischen Museen in der DDR, Berlin 1977 (Veröffentlichungen des Instituts für Museumswissenschaften).

Ders.: Gedanken über museale Ausstellungen zur Kultur und Lebensweise der Arbeiterklasse, in: Staatliche Museen zu Berlin, Forschungen und Berichte Bd. 20/21, Berlin 1980, S. 601-609.

Ders.: Vom Sammeln und Ausstellen in kulturhistorischen Museen, in: H. Ottenjann (Hg.): Kulturgeschichte und Sozialgeschichte im Freilichtmuseum. Historische Realität und Konstruktion des Geschichtlichen in historischen Museen, Cloppenburg 1985, S. 21-29.

Ders./**Jacobeit**, Siegrid: Illustrierte Alltagsgeschichte des Deutschen Volkes, Bd. 1, Leipzig 1985, Bd. 2, Leipzig 1987.

Jahn, Ulrich: Nachricht: Das Neubegründete Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin, in: ZfVS 19 (1889), S. 334-343.

Jeggle, Utz: Alltag, in: Bausinger et al. (Hg.): Grundzüge der Volkskunde, Darmstadt 1978, S.81-126.

Ders.: Subjektive Heimat – objektive Musealität. Zum Verhältnis von subjektiver Erlebnisfähigkeit und objektiven Ereignissen, in: Udo Liebelt/ Ulrich Löber (Hg.): Heimat im Museum, Koblenz 1984, S. 1-30.

Ders.: Heimatmuseum, in: Gottfried Fliedl et al. (Hg.): Wie zu sehen ist. Essays zur Theorie des Ausstellens, Wien 1995, S. 107-123.

Jeudy, Henri Pierre: Die Welt als Museum, Berlin 1987.

Jong, Adrian de: Vom traditionellen Leben zur Alltagsgeschichte, in: Verband europäischer Freilichtmuseen. Tagungsbericht Schweiz 1988, S. 120-125.

Ders.: Scholarship ans commercialisation: can a harmonious marriage be effected? In: Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): Tagungsbericht Arnheim 1993, S. 117-122.

Kantonale Denkmalpflege Genf (Hg.): Ein Genfer Bauernhaus, Genf 1985.

Karasek, Erika: Großstadtproletariat. Zur Lebensweise einer Klasse, Berlin 1983.

Dies.: Ein Jahrhundert Engagement für die Volkskunde. 1889-1989, in: Museum für Volkskunde, Kleidung zwischen Tracht und Mode. Aus der Geschichte des Museums 1889-1989, Berlin 1989, S. 5-48.

Dies.: 100 Jahre Museum für Volkskunde – Alltagsgeschichte im Wandel, in: Staatliche Museen zu Berlin (Hg.): Wissenschaftliches Kolloquium. Alltagsgeschichte in ethnographischen Museen. Möglichkeiten der Sammlung und Darstellung im internationalen Vergleich, Berlin 1991, S. 9-14.

Kaschuba, Wolfgang: Volkskultur zwischen feudaler und bürgerlicher Gesellschaft. Zur Geschichte eines Begriffs und seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit, Frankfurt, New York, 1988.

Keller, Walter (ergänzt von Nikolaus Wyss): „Der Alltag“ und die „Schule des Alltags“. Ein Tätigkeitsbericht, in: SAVk 76 (1980), S. 202-213.

Klapperbach, Ruth/**Steinitz**, Wolfgang (Hg.): Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache, Bd.I, Berlin (Ost) 1964.

Klein, Hans-Joachim/ **Wüsthoff-Schäfer**, Barbara: Inszenierung an Museen und ihre Wirkung auf Besucher (Materialien des Instituts für Museumskunde 32), Berlin 1990.

Ders.: Die Ausstellung „Alltag in Karlsruhe“ im Spiegel der Besuchermeinungen. Eine summative Evaluation von Publikumsstrukturen, Verhaltensweisen und Urteilen, Karlsruhe 1991.

Kleinspehn, Thomas: Der verdrängte Alltag. Henri Lefèbvres marxistische Kritik des Alltagslebens, Gießen 1975.

Kocka, Jürgen: Klassen oder Kultur? Durchbrüche und Sackgassen in der Arbeitergeschichte, in: Merkur 36 (1982), S. 955-965.

Ders.: Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation, in: Geschichte und Gesellschaft 10 (1984), S.395-408.

Ders.: Die deutsche Geschichte soll ins Museum, in GG 11 (1985), S. 59-66.

Ders.: Sozialgeschichte zwischen Strukturgeschichte und Erfahrungsgeschichte, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hg.): Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang, Bd. 1, Göttingen 1986, S. 67-88.

Könenkamp, Wolf-Dieter: Einführungsreferat zum Tagungsthema, in: Die Alltagskultur der letzten 100 Jahre, Berlin 1980, S. 9-26.

Ders.: Zur Praxis der Vermittlung sozialhistorischer Erkenntnisse am Museum, in: Konrad Bedal/Hermann Heidrich (Hg.): Freilichtmuseum und Sozialgeschichte. Referate des Symposions am Fränkischen Freilandmuseum vom 7.-8. November 1985, Bad Windsheim 1986, S. 42-56.

Köstlin, Konrad: Museum und Volkskunde, in: Kieler Blätter zur Volkskunde 2 (1970), S. 21-38.

Ders./Bausinger, Hermann (Hg.): Umgang mit Sachen: Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs (Volkskunde-Kongreß, Regensburg 1981), Regensburg 1983.

Ders.: Freilichtmuseums-Folklore, in: Ottenjann (Hg.): Kulturgeschichte und Sozialgeschichte im Freilichtmuseum, Cloppenburg 1985, S. 55-67.

Ders.: En passant – Sozialgeschichte, in: Bedal (Hg.): Freilichtmuseum und Sozialgeschichte, Bad Windsheim 1986, S. 11-24.

Ders.: Das Museum zwischen Wissenschaft und Anschaulichkeit. Zum Verhältnis von Recherche und Präsentation, in: Scharfe (Hg.): Museen in der Provinz, Tübingen 1982, S.47-59.

Ders.: Der Alltag und das ethnographische Präsenz, in: Ethnologia Europaea 21 (1991), S. 71-85.

Ders.: Flohmarkt, in: Bausinger et. al. (Hg.): Wörter Sachen Sinne, Tübingen 1992, S. 59-62.

Ders.: Die Musealisierung des Städtischen, in: Museumsblatt 12 (1993), S. 47-51

Ders.: Lust aufs Ganze. Die gedeutete Moderne oder die Moderne als Deutung – Volkskulturforschung in der Moderne, in: ÖZfV 98 (1995), S. 255-275.

Kohlmann, Theodor/**Bausinger**, Hermann (Hg.): Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. Deutscher Volkskundekongreß vom 26.-30. Sept. 1983 in Berlin, Berlin 1985.

Kolland, Dorothea: Neukölln und sein Museum, in: Bätz/Gößwald (Hg.): Experiment Heimatmuseum, Marburg 1988, S. 20-29.

Korff, Gottfried: Didaktik des Alltags. Hinweise zur Geschichte der Bildungskonzeption kulturhistorischer Museen, in: Kuhn/Schneider (Hg.): Geschichte lernen im Museum, Düsseldorf 1978, S. 32-48.

Ders.: Kultur, in: Bausinger et al (Hg.): Grundzüge der Volkskunde, Darmstadt 1978, S. 17-80.

Ders.: Wohnalltag in der Eifel – Bemerkungen zur musealen Dokumentation bäuerlicher Wohnformen vor der Industrialisierung, in: RhJbV 22 (1977), S. 103-124.

Ders.: Zur Dokumentationspraxis im Freilichtmuseum, in: Alltagskultur der letzten 100 Jahre, Berlin 1980, S. 69-82.

Ders.: Geschichte im Präsens? Notizen zum Problem der ‚Verlebendigung‘ von Freilichtmuseen, in: Ottenjann (Hg.): Kulturgeschichte und Sozialgeschichte im Freilichtmuseum, Cloppenburg 1985, S. 43-54.

Ders.: Forum statt Museum oder: Das „demokratische Omnibus Prinzip“ der historischen Ausstellungen, in: GG 11 (1985), S. 244-251.

Ders.: Die Popularisierung des Musealen und die Musealisierung des Popularen. Anmerkungen zu den Sammlungs- und Ausstellungstendenzen in den frühen Achtzigern, in: Gottfried Fliedl (Hg.): Museum als soziales Gedächtnis, Klagenfurt 1988, S. 9-23.

Ders.: S-Bahn-Ethnologie, in: ÖZfV 93 (1990), S. 5-26.

Ders./**Roth** Martin(Hg.): Einleitung, in: Das historische Museum.Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik, Frankfurt, New York 1990, S. 9-37.

Ders.: Aporien der Musealisierung. Notizen zu einem Trend, der die Institution, nach der er benannt ist, hinter sich gelassen hat, in: Zacharias (Hg.): Zeitphänomen Musealisierung, Essen 1990, S. 57-71.

Ders.: Aporien der Alltagspräsentation in volkskundlich-ethnographischen Museen, in: Staatliche Museen zu Berlin (Hg.): Wissenschaftliches Kolloquium. Alltagsgeschichte in ethnographischen Museen. Möglichkeiten der Sammlung und Darstellung im internationalen Vergleich, Berlin 1991, S. 87-92.

Ders.: Der gesellschaftliche Standort der Heimatmuseen heute, in: Meynert/Rodekamp (Hg.): Heimatmuseum 2000, Bielefeld 1993, S. 13-33.

Ders./Hans-Ulrich Roller (Hg.): Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit, Tübingen 1993.

Ders.: Musealisierung total? Notizen zu einem Trend, der die Institution, nach der er benannt ist, hinter sich gelassen hat, in: Füßmann (Hg.): Historische Faszination, S. 129-144.

Kramer, Dieter: Wem nützt Volkskunde? in: ZfV 66 (1970), S. 1-16.

Ders.: Gedanken zu einem hessischen Museums-Entwicklungsplan, in: Geburtstagsgabe für Alfred Höck, Marburg 1971, S. 193-216.

Ders.: Gedanken zur kulturpolitischen Bedeutung kleiner Museen, in: Scharfe (Hg.): Museen in der Provinz, Tübingen 1982, S. 9-19.

Ders.: Zum kulturpolitischen Standort der Heimat- und Regionalmuseen, in: Bätz/Gößwald (Hg.): Experiment Heimatmuseum, Marburg 1988, S. 30-39.

Kramer, Karl Sigismund: „Materielle“ und „geistige“ Volkskultur, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1969, S. 80-84.

Ders.: Volksleben in Holstein (15000-1800). Eine Volkskunde aufgrund archivalischer Quellen, Kiel 1987.

Kuczynski, Jürgen: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes 1600-1945, Bd.1-6, Köln 1980-1985.

Ders.: Unsere Museen und der Alltag, in: NMk, Jg.26, Heft 1 (1983), S. 37-39 (erneut abgedruckt in ders: Geschichte des Alltags Bd. 6).

Künsting, Sabine: Städtisches Leben und pratique rituelle, in: ZVk 83 (1987), S. 80-83.

Kuhn, Annette/**Schneider**, Gerhard (Hg.): Geschichte lernen im Museum, Düsseldorf 1978.

Kuntz, Andreas: Das Museum als Volksbildungsstätte. Museumskonzeptionen in der Volksbildungsbewegung in Deutschland zwischen 1871-1918, ²Münster 1996.

Laermann, Klaus: Alltags-Zeit. Bemerkungen über die unauffälligste Form sozialen Zwangs, in: Kursbuch Nr. 41: Alltag, Berlin 1975, S. 87-105.

Lang, Frank: „Einblicke in Wohnräume“, in: Museumsblatt 5 (August 1991), S. 9-11.

Lauffer, Otto: Das historische Museum. Sein Wesen und Wirken und sein Unterschied von den Kunst- und Kunstgewerbe-Museen, in: Museumskunde III (1907), S. 1-14, 78-99, 179-185, 222-245.

Lauterbach, Burkart R.: Das (Alltags-)Museum, in: Der Alltag 1 (1981), S. 106-113.

Ders.: Museum und Alltagsleben, in: Der Alltag 5 (1981), S. 81-84.

Ders.: Großstadtalltag im Museum? – Beispiel Berlin, in: Kohlmann/Bausinger (Hg.): Großstadt, Berlin 1985, S. 163-274.

Ders.: Arbeitsalltag und Bürowelt, in: SAVk 86 (1990), S. 44-61.

Ders.: „Stellt Euch nicht so an!“ Zum komplizierten Dialog zwischen Museum und Universität, in: M. Simon /H. Friess-Reimann (Hg.): Volkskunde als Programm. Updates zur Jahrtausendwende, Münster 1996, S.115-128.

Lefèbvre, Henri: Kritik des Alltagslebens. Grundrisse einer Soziologie der Alltägigkeit, 3 Bde. 1974-1975.

Ders.: Kritik des Alltagslebens, Frankfurt 1987 (deutsche Erstausgabe Bd.1, München 1974, Bd.2/3, 1975).

Lehmann, Albrecht: Das Leben in einem Arbeiterdorf, Stuttgart 1976.

Lehr, Ursula M./Thomae, Hans: Alltagspsychologie. Aufgaben, Methoden, Ergebnisse, Darmstadt 1991.

Leimgruber, Walter/Pfrunder, Peter (Hg.): Forum der Schweizer Geschichte. Geschichte ist Bewegung, Zürich o.J. (1995).

Leithäuser, Thomas: Formen des Alltagsbewußtseins, Frankfurt, New York 1976.

Leuenberger, Martin: Entpolitisiert der Alltag die Geschichte?. Bemerkungen zur Kontroverse um die Alltagsgeschichte, in: Widerspruch 10 (1985), S. 58-69.

Ders.: Die neue Kantonsgeschichte von Basel-Landschaft. Probleme und Lösungsansätze für die Erarbeitung und Darstellung einer regionalen Sozial- und „Alltagsgeschichte“, in: SZG 43 (1993), S. 514-533.

Lewis, Peter: Scholarship and commercialisation: can a harmonious marriage be affected?, in: Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): Tagungsbericht Arnheim 1993, S. 105-116.

Lindqvist, Sven: Grabe, wo du stehst. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte, Bonn 1989 (schwedische Erstausgabe 1978).

Ders.: Grabe, wo du stehst, in: Hubert Christian Ehalt (Hg.): Geschichte von unten, Wien 1984, S. 295-304.

Lipp, Carola: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts, in: ZfVvk 1(1993), S. 1-33.

Dies.: Alltagskulturforschung in der empirischen Kulturwissenschaft und Volkskunde, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte, Münster 1994, S. 78-93.

Dies.: Zum Verhältnis von Alltags- und Sachkulturforschung. Eine Antwort auf die kritischen Kommentare der Museologen Helmut Ottenjann und Uwe Meiners, in: Volkskunde in Niedersachsen 2 (1994), S. 85-93.

Löfgren, Orvar: On the Anatomy of Culture, in: Ethnologia Europaea 12 (1981), S. 26-46.

Lübbe, Hermann: Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen (Institute of Germanic Studies), London 1982.

Ders.: Zeit-Verhältnisse. Zur Kulturphilosophie des Fortschritts, Graz, Wien, Köln 1983.

Lüdtke, Alf: Rekonstruktion von Alltagswirklichkeit - Entpolitisierung von Sozialgeschichte? in: Ders./Robert M. Berdahl et al. (Hg.): Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung, Frankfurt 1982, S. 321-353.

Ders. (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt, New York 1989.

Lüger, Heinz-Helmut: Routine und Rituale in der Alltagskommunikation, Berlin 1993.

Lutz, Dagmar: Das Stadtmuseum Hornmoldhaus in Bietigheim-Bissingen, in: Museumsblatt 12 (1993), S. 16-18.

Mayrhofer, Fritz (Hg.): Stadtgeschichtsforschung. Aspekte, Tendenzen, Perspektiven, Linz 1993.

Medick, Hans: Mikro-Historie, in: Winfried Schulze (Hg.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, Göttingen 1994, S. 40-53.

Ders.: Weben und Überleben in Laichingen vom 17.-19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Sozial-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte in den Perspektiven einer lokalen Gesellschaft Alt-Württembergs, Göttingen 1995.

Meiners, Uwe: Wohnkultur in süddeutschen Kleinstädten vom 17.-19. Jahrhundert, in: Günter Wiegelmann (Hg.): Nord-Süd-Unterschiede in der städtischen und ländlichen Kultur Mitteleuropas, Münster 1985, S. 157-221.

Ders.: Alltagskulturforschung im Museum und an der Universität. Überlegungen zum Standort der Sachvolkskunde, in: Volkskunde in Niedersachsen 2 (1994), S. 80-84.

Mensch, Peter van: Die Methodik der Museologie und ihre Verwendung in der musealen Praxis, in: Hermann Auer (Hg.): Museologie. Neue Wege - Neue Ziele, (Bericht über ein internationales Symposium, veranstaltet von den ICOM-Nationalkomitees der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz vom 11.-14. Mai 1988 am Bodensee), München 1989, S. 48-57.

Mentges, Gabi: Zur Präsentation von „Trachten“ im „Museum für Volkskultur“ in Waldenbuch, in: Museumsblatt 5 (August 1991), S. 6-8.

Dies.: Volkskundliche Sammlungsstrategien im Bereich der industriellen Alltagskultur, in: Museumsmagazin 5 (Museumsarbeit zwischen Bewahrungspflicht und Publikumsanspruch), Stuttgart 1992, S. 53-62.

Meynert, Joachim/**Rodekamp**, Volker (Hg.): Heimatmuseum 2000. Ausgangspunkte und Perspektiven (Texte und Materialien aus dem Mindener Museum 10), Bielefeld 1993.

Mohrmann, Ruth-E.: Regionale Kultur und Alltagsgeschichte. Möglichkeiten, Grenzen und Aufgaben der Volkskunde, in: Konrad Köstlin (Hg.): Historische Methode und regionale Kultur. Karl-S. Kramer zum 70. Geburtstag (Regensburger Schriften zur Volkskunde Bd.4), Berlin/Vilseck 1987, S. 53-76.

Dies.: Die Stadt als volkskundliches Forschungsfeld, in: ÖZfV 44 (1990), S. 129-149.

Dies.: Methoden der Stadtgeschichtsforschung aus volkskundlicher Sicht, in: Fritz Mayrhofer (Hg.): Stadtgeschichtsforschung, Linz 1993, S. 197-213.

Dies.: Wohnen und Wirtschaften, in: Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde, Berlin 1994, S. 123-143.

Mühlberg, Dietrich (Hg.): Proletariat. Kultur und Lebensweise im 19. Jahrhundert, Leipzig 1986.

Müller, Armin: Aufgaben der Heimatmuseen, in: Mitteilungsblatt des VMS, Dezember 1970, S. 3-12.

Museum für Volkskultur in Württemberg. Themen und Texte, Teil I, Stuttgart 1989; Teil II, Stuttgart 1990.

Museum für Volkskultur in Württemberg, 2. Auflage, Stuttgart 1990 (Ausstellungsführer).

Museum für Volkskultur in Württemberg (Hg.): 13 Dinge. Form Funktion Bedeutung, Stuttgart 1992.

Narr, Roland: Volkskunde als kritische Sozialwissenschaft, in: Abschied vom Volksleben, Tübingen 1970 (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen 27), S. 37-73.

Niederer, Arnold: Kultur im Erdgeschoß, in: Schweizer Monatshefte 55 (1975) H. 6, S. 465-467.

Ders.: Volkskundliche Forschungsrichtungen in den deutschsprachigen Ländern, in: Isac Chiva/Utz Jeggle (Hg.): Deutsche Volkskunde – französische Ethnologie, Frankfurt 1987, S. 44-67.

Niethammer, Lutz (Hg.): Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft, Wuppertal 1979.

Ders.: Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, in: Geschichtsdidaktik 3 (1980), S. 231-242 (unveränderter Nachdruck in: Klaus Bergmann/Rolf Schörken (Hg.): Geschichte im Alltag – Alltag in der Geschichte, Düsseldorf 1982, S. 11-29).

Ders.: Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt 1980.

Nissen, Nis R.: Die Suche nach dem Zauberwort, in: Silke Göttisch/Kai Detlev Sievers (Hg.): Forschungsfeld Museum. Festschrift für Arnold Lühning zum 65. Geburtstag, Kiel 1988, S. 261-263 (KBV 20).

Nora, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1990 (Erstausgabe Paris 1984).

Oeschger, Peter: Marketing im Schweizerischen Freilichtmuseum Ballenberg – Weshalb?, in: Verband europäischer Freilichtmuseen, Tagungsbericht, Roznov 1991, S. 65-73.

Ders.: Fallstudie Ballenberg. Probleme und Lösungen, in: Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): Tagungsbericht Arnheim 1993, S. 56-59.

Opaschowski, Horst W.: Das Jahrzehnt des Erlebniskonsumenten. Museen, Kultur, Konsum und Lebensstil im Zeitalter der Massenfizeit und des Massentourismus, in: Museumskunde 57 (1992), Heft 2/3, S. 81-87.

Opplinger, Peter: Heilkräutergarten und historische Drogerie, Brienz ²1989.

Ottenjann, Helmut (Hg.): Kulturgeschichte und Sozialgeschichte im Freilichtmuseum. Historische Realität und Konstruktion des Geschichtlichen in historischen Museen, Cloppenburg 1985.

Ders.: Sammlungsstrategien Volkskunde, in: Museumskunde Bd. 53, Heft 3 (1988), S. 149-154.

Ders.: Alltagskultur-Dokumentation durch das Volkskundemuseum. Zur Erforschung der historischen Sachkultur, in: ZfV 85 (1989), S. 1-18.

Ders.: Alltagsgeschichte im Freilichtmuseum. Interdisziplinäre und interinstitutionelle Forschungs- und Präsentationsprojekte als Kontext regionaler Museologie, in: Verband europäischer Freilichtmuseen. Tagungsbericht, Roznov 1991, S. 47-53.

Ders.: Das Fallbeispiel Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum, in: Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): Tagungsbericht Arnheim 1993, S. 64-73.

Ders.: Alltagskultur und Alltagsgeschichte im Museum. Das Museum als Stätte der Realien-Wissenschaft und der Realien-Präsentation, in: Volkskunde in Niedersachsen 2 (1994), S. 72-79.

Paatsch, Ulrich: Konzept Inszenierung. Inszenierte Ausstellung ein neuer Zugang für Bildung im Museum? Heidelberg 1990.

Peukert, Detlev: Arbeiteralltag – Mode oder Methode, in: Heiko Haumann (Hg.): Arbeiteralltag in Stadt und Land. Neue Wege der Geschichtsschreibung, Berlin 1982, S. 8-39.

Ders.: Neuere Alltagsgeschichte und Historische Anthropologie, in: Hans Süßmuth (Hg.): Historische Anthropologie, Göttingen 1984, S. 57-72.

Philipps, Sigrid et al.: Konzepte, Kürzungen, Resonanzen: Bericht vom Aufbau eines regionalen Freilichtmuseums, in: Museumsblatt 19 (April 1996), S. 27-31.

Porter, Gaby: Wir halten das Haus in Ordnung. Darstellungen von Frauen und häuslichem Leben, in: Cornelia Brink et. al. (Hg.): Schneewittchen im Glassarg, Geschichtswerkstatt 27, Garbsen 1993, S. 11-23.

Pretzell, Lothar: Das volkscundliche Museum als Schau populärer Leistungen, in: ZfV 67 (1971), S.38-50.

Projektgruppe Göttingen: Geschlechtsspezifische Muster der Raum- und Dingeaneignung, in: Bettina Heinrich et al.: Gestaltungsspielräume. Frauen in Museum und Kulturforschung (4. Tagung der Kommission Frauenforschung in der DGV), Tübingen 1992, S.108-145.

Räsänen, Matti: Die Stadt als Forschungsgegenstand, in: Bringéus, Nils-Arvid et al. (Hg.): Wandel der Volkskultur in Europa Bd. 1, Münster 1988, S. 105-116.

Raulff, Ulrich (Hg.): Mentalitäten Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse, Berlin 1987.

Reisch, Linda: Stadt und Öffentlichkeit, in: Hauff (Hg.): Stadt und Lebensstil, Weinheim 1988, S. 23-40.

Reulecke, Jürgen: Moderne Stadtgeschichtsforschung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Engeli/Matzerath: Moderne Stadtgeschichtsforschung, Stuttgart 1988, S. 21-36.

Ders.: Moderne Stadtgeschichtsforschung und örtliche Geschichtspraxis in der Bundesrepublik Deutschland, in: Stadtgeschichte als Kulturarbeit, Berlin 1991, S. 6-14.

Ders.: Fragestellungen und Methoden der Urbanisierungsgeschichtsforschung in Deutschland, in: Mayrhofer: Stadtgeschichtsforschung, Linz 1993, S. 55-68.

Roller, Hans-Ulrich: Volkskundes des Geschauten, in: ZfVk 66 (1970), S. 78-83.

Ders.: Aspekte des Leitthemas, in: Wolfgang Brückner/Berward Deneke (Hg.): Volkskunde im Museum. Perspektiven musealer Sammel- und Darbietungspraxis, Geschichte und Problematik des ‚volkskundlichen‘ in kulturhistorischen Museen, Würzburg 1976, S. 19-54.

Ders.: Überlegungen zur geplanten Darstellung von Alltagskultur im Volkskundemuseum Waldenbuch (Württembergisches Landesmuseum), in: Die Alltagskultur der letzten 100 Jahre, Berlin 1980, S. 59-68.

Ders.: Neuerwerbungen, in: Jahrbuch der staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 18 (1981), S. 221-224; 29 (1992), S. 243-247; 30 (1993), S. 199-203.

Ders.: Das Museum für Volkskultur in Württemberg, in: Kieler Blätter zur Volkskunde 22 (1990), S. 157-165.

Ders.: Die Darstellung von Alltagskultur im Museum, in: Museumsblatt 5 (August 1991), S. 3-5.

Ders.: Zur Darstellung von Wohnkultur im „Museum für Volkskultur in Württemberg“, Waldenbuch, Schloß, in: Museumsblatt 15 (1994), S. 8/9.

Roth, Martin: Museen des Landes. Nr. 12: Museum für Volkskultur in Württemberg, in: Schwäbische Heimat, 40. Jg. Heft 4 (1989).

Ders.: Heimatmuseum. Zur Geschichte einer deutschen Institution, Berlin 1990 (Berliner Schriften zur Museumskunde Bd. 7).

Rüsen, Jörn/**Ernst**, W./**Grüttner**, Heinrich-Theodor: Geschichte sehen. Beiträge zur Ästhetik historischer Museen, Pfaffenweiler 1988.

Rutschky, Michael et. al. (Hg.): Editorial, in: Der Alltag 63 (1994), S. 1.

Schärer, Martin R.: Für ein neues Heimatmuseum, in: Mitteilungen des VMS 39 (1987), S. 6-9.

Ders.: Von der einseitigen Vielfalt der schweizerischen Museumslandschaft, in: *Unsere Kunstdenkmäler* 37 (1986), S. 257-262.

Ders.: Internationale Kommission zur Erforschung der europäischen Ernährungsgeschichte, in: *SZG* 40 (1990), S. 214/15.

Ders.: Sammeln – Bearbeiten – Ausstellen. Vom musealen Umgang mit Objekten der Volkskultur, in: Paul Hugger (Hg.): *Handbuch der schweizerischen Volkskultur*, Bd.1, Zürich 1990, S. 37-56.

Ders.: Die ausgestellte Ausstellung – ein museologisches Experiment, in: *Museumskunde* 57 (1992), Heft 1, S. 43-50.

Scharfe, Martin: Zum Konzept der Lernausstellung, in: Bernward Deneke/Rainer Kahsnitz (Hg.): *Das kunst- und kulturgeschichtliche Museum im 19. Jh. (Vorträge des Symposions im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg)*, München 1977, S. 218-236.

Ders.: Das volkskundliche Museum als Zumutung, in: *ZfVk* 66 (1970), S. 76-78.

Ders.: Zum Konzept der Lernausstellung, in: Brückner/Deneke (Hg.): *Volkskunde im Museum*, Würzburg 1976, S. 218-236.

Ders. (Hg.): *Museen in der Provinz. Strukturen, Probleme, Tendenzen, Chancen. Referate und Diskussionen der 5. Arbeitstagung der „Arbeitsgruppe Kulturgeschichtliche Museen“ in der DGV v. 5.-7. Juni 1980 in Biberach/Riß, Tübingen 1982.*

Ders.: Aufhellung und Eintrübung. Zu einem Paradigmen- und Funktionswandel im Museum 1970-1990, in: Susanne Abel (Hg.): *Rekonstruktion von Wirklichkeit im Museum*, Hildesheim 1992, S. 53-65.

Schlee, Ernst: Das volkskundliche Museum als Herausforderung, in: *ZfVk* 66 (1970), S.60-76 (mit Diskussionsbeiträgen).

Ders.: Das Wohnen in volkskundlicher und kulturhistorischer Sicht, in: Gerd Spies (Hg.): *Wohnen*, Braunschweig 1972, S. 9-16.

Schmidt, Leopold: Das innere Wachstum der Volkskundemuseen in der Gegenwart, in: *Mk* 30 (1961), S. 112-116.

Schmitt, Heinz (Hg.): Alltag in Karlsruhe. Vom Lebenswandel einer Stadt durch drei Jahrhunderte, Karlsruhe 1990 (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 10).

Ders.: Neue Modelle in der Präsentation von Stadtgeschichte. Ein Karlsruher Exempel, in: Korff/Roller: Alltagskultur passé?, Tübingen 1993, S. 99-107.

Schneider, Bernhard (Hg.): Alltag in der Schweiz seit 1300, Zürich 1991.

Schnyder Burghartz, Albert/**Leuenberger**, Martin: Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, in: etü - HistorikerInnen Zeitung 6. Jg., 1 (1991), S. 9-12.

Ders.: Das Unbehagen der Alltagsgeschichte zwischen historischer Sozialwissenschaft und common sense, in: Geschichte 2001. Mitteilungen der Forschungsstelle Baselbieter Geschichte, Extra-Ausgabe November 1991, S. 1-11.

Ders.: Alltag und Lebensformen auf der Basler Landschaft um 1700. Vorindustrielle, ländliche Kultur und Gesellschaft aus mikrohistorischer Perspektive – Bretzwil und das obere Waldenburger Amt von 1690-1750, Liestal 1992.

Schöne, Anja: Dokumentations- und Präsentationsprobleme im Museum für Württembergische Volkskultur, in: Korff/Roller: Alltagskultur passé? Tübingen 1993, S. 122-131.

Scholze, Thomas: Im Lichte der Großstadt. Volkskundliche Erforschung metropolitaner Lebensformen, Wien 1990.

Schoop, Albert: Die neue Geschichte des Kantons Thurgau, in: SZG 43 (1993), S. 497-513.

Schütz, Alfred: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Frankfurt 1981 (erste Ausgabe Wien 1932).

Ders./Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt, Neuwied, Darmstadt 1975.

Schulze, Winfried (Hg.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, Göttingen 1994.

Schweizer Museumsführer, herausgegeben vom Verband der Museen der Schweiz, Bern, Stuttgart 1991 (5. Auflage).

Schweizerisches Landesmuseum – gestern und heute. 75 Jahre im Dienste der Öffentlichkeit 1898-1973, Zürich 1973.

Siepmann, Eckard: Räume gegen die Beschleunigung. Zu einer Poetik des Museums, in: Der Alltag 70 (1995), S. 181-190.

Sievers, Gudrun B.: Bauernstuben im Museum und historische Wirklichkeit. Ländliches Wohnen im Dithmarschen des 19. Jahrhunderts und seine Präsentation in kulturhistorischen Museen Norddeutschlands, München 1980.

Silvén-Garnert, Eva: A network of Swedish museums, in: SAMDOK-Bulletin 3 (September 1995), S. 3-5.

Sloterdijk, Peter: Museum – Schule des Befremdens, in: Tradition und Experiment. Das Museum für angewandte Kunst, Salzburg, Wien 1988, S. 288-296.

Spielmann, Heinz: Auswahl-Kriterien zukünftiger Volkskunde-Museen. Zur Diskussion eines aktuellen Problems, in: Silke Göttisch/Kai Detlev Sievers (Hg.): Forschungsfeld Museum. Festschrift für Arnold Lühning zum 65. Geburtstag, Kiel 1988, S. 333-341 (KBV 20).

Spies, Gerd (Hg.): Wohnen – Realität und museale Präsentation (1. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe Kulturgeschichtliche Museen am 18. und 19. November 1971 im Historischen Museum am Hohen Ufer, Hannover), Braunschweig o.J. (1972).

Sprondel, Walter M./**Grathoff**, Richard (Hg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften, Stuttgart 1977.

Spuhler, Gregor (Hg.): Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994.

Staatliche Museen zu Berlin: Museum für Volkskunde 1889-1989. Wissenschaftliches Kolloquium. Alltagsgeschichte in ethnographischen Museen. Möglichkeiten der Sammlung und Darstellung im internationalen Vergleich, Berlin 1991.

Staatliche Museen zu Berlin Preußischer Kulturbesitz Museum für Volkskunde (Hg.): Wege nach Europa. Ansätze und Problemfelder in den Museen (11. Tagung der „Arbeitsgruppe Kulturhistorische Museen“ in der DGV vom 4.-8. Oktober 1994), Berlin 1995.

Stadt Bietigheim-Bissingen: 1200 Jahre Bietigheim. Etappen auf dem Weg zur Stadt von heute (Katalog zur Ausstellung vom 10. März bis 5. November 1989), Bietigheim 1989.

Stadt Bietigheim-Bissingen (Hg.): Bietigheim Bissingen, Bietigheim-Bissingen 1995.

Stadtgeschichte als Kulturarbeit. Beiträge zur Geschichtspraxis in Berlin-Ost und -West, Berlin 1991.

Steen, Jürgen: Didaktische Aspekte einer Theorie des Historischen Museums, in: Kuhn/Schneider: Geschichte lernen im Museum, Düsseldorf 1978, S. 49-81.

Stein, Werner: Der große Kulturfahrplan – Die wichtigsten Daten der Weltgeschichte. Politik, Kunst, Religion, Wirtschaft, München 1978.

Stölzl, Christoph (Hg.): Deutsches Historisches Museum. Ideen – Kontroversen – Perspektiven, Frankfurt, Berlin 1988.

Straubhaar, Yvette: Gästebefragung 1988/89. Eine Motivstudie im Schweizerischen Freilichtmuseum Ballenberg, Typoskript Brienz 1989.

Strübin, Eduard: Baselbieter Volksleben. Sitte und Brauch im Kulturwandel der Gegenwart, Basel 1952 (21967).

Stubenvoll, Willi: Alltagskultur im Museum? – Ein Beispiel, in: Konrad Köstlin/Hermann Bausinger (Hg.): Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur, (22. Deutscher Volkskundekongreß in Kiel vom 16.-21. Juni 1979) Neumünster 1980.

Süssmuth, Hans (Hg.): Historische Anthropologie, Göttingen 1984.

Talmon, Bärbel/**Schweizer**, Kathrin: Vom Kochen und Essen in alten Zeiten, Brienz 1990.

Tenfelde, Klaus: Schwierigkeiten mit dem Alltag, in: Geschichte und Gesellschaft 10 (1984), S. 376-394.

Ders.: Die Geschichte der Arbeiter zwischen Strukturgeschichte und Alltagsgeschichte, in: Schieder/Sellin: Sozialgeschichte in Deutschland, Bd 4, Göttingen 1987, S. 81-107.

Teuteberg, Hans Jürgen (Hg.): Homo habitans. Zur Sozialgeschichte des ländlichen und städtischen Wohnens in der Neuzeit, (Studien zur Geschichte des Alltags) Münster 1985.

Thompson, E.P.: The Making of the English Working Class, London 1963.

Thurn, Hans Peter: Der Mensch im Alltag. Grundrisse einer Anthropologie des Alltagslebens, Stuttgart 1980.

Tokarew, S.A.: Von einigen Aufgaben der ethnographischen Erforschung der materiellen Kultur, in: Ethnologia Europaea 6 (1972), S. 163-178; dazu verschiedene Kommentare S. 178ff.

Tränkle, Margret: Wohnkultur und Wohnweisen, Tübingen 1972.

Treinen, Heiner: Ansätze zu einer Soziologie des Museumswesens, in: Soziologie – René König zum 65. Geburtstag, Köln 1973, S. 336-353.

Ders.: Das Museum in der Gesellschaft der Gegenwart, in: Hermann Auer: Das Museum im technischen und sozialen Wandel unserer Zeit. Bericht über ein internationales Symposium, veranstaltet von den ICOM-Nationalkomitees der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz vom 13.- 19. Mai 1973 am Bodensee, Pullach/München 1975.

Tschofen, Bernhard: Volkskultur im Museum oder: Den Alltag muß man sich denken, in: ÖZV 97 (1994), S. 15-26.

Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): Tagungsbericht Ungarn 1982. 25 Jahre ICOM-Deklaration über Freilichtmuseen, Szentendre 1984.

Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): Tagungsbericht Czechoslovakia, Roznov 1991.

Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): Privatisierung und Kommerzialisierung von Freilichtmuseen: eine Chance oder eine Bedrohung, Tagungsbericht, Arnheim 1993.

Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): Tagungsbericht 1991, Kristiansstad 1993.

Virchow, Rudolf: Das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes, Berlin, in: Die Gartenlaube 26 (1889), S. 235/6.

Volkskultur in Württemberg (Begleitheft zur Ausstellung), Stuttgart 1974.

Wahrig, Gerhard: Deutsches Wörterbuch, Gütersloh 1968.

Wasilewa, Silwia: Probleme der Darstellung bestimmter Formen des Arbeitsalltags in den Ausstellungen der Ethnographischen Museen, in: Staatliche Museen zu Berlin (Hg.): Wissenschaftliches Kolloquium. Alltagsgeschichte in ethnographischen Museen. Möglichkeiten der Sammlung und Darstellung im internationalen Vergleich, Berlin 1991, S. 30-32.

Was ist ein „Musée des Arts et Traditions Populaires“? Issac Chiva im Gespräch mit Claude Lèvi-Strauss, in: BBV 4 (1992), S. 209-221.

Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft, 5. Auflage Tübingen 1980.

Weber-Kellermann, Ingeborg: Kleinbürgeralltag als Ausstellungsgegenstand - ein Versuch, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 28 (1983), S. 31-37.

Wedemeyer, Bernd: Wohnverhältnisse und Wohnungseinrichtungen in Göttingen im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Göttingen 1992.

Wegweiser durch das Museum für Deutsche Volkskunde, Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Bd.2, Berlin 1977.

Wehler, Hans-Ulrich: Der Bauernbandit als neuer Heros, in: DIE ZEIT vom 18.9.1981.

Ders.: Neoromantik und Pseudorealismus in der neuen „Alltagsgeschichte“, in: Ders.: Preußen ist wieder chic...Politik und Polemik, Frankfurt 1983, S. 99-106.

Ders.: Geschichte – von unten gesehen, in: Die ZEIT vom 3. Mai 1985.

Ders.: Alltagsgeschichte. Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusionen, in: Ders.: Aus der Geschichte lernen, München 1988, S. 130-151.

Ders.: Königsweg zuneuen Ufern oder Irrgarten der Illusionen? Die westdeutsche Alltagsgeschichte: Geschichte „von innen“ und „von unten“, in: Franz Josef Brüggemeier, S. 17-47.

Weiss, Richard: Volkskunde der Schweiz. Grundriss, Erlenbach-Zürich 1946.

Ders.: Vom Sinn der Heimatmuseen, in: Schweizer Volkskunde. Korrespondenzblatt der SGV 43 (1953), S. 28-30.

Weschenfelder, Klaus: Sammeln für ein Museum für morgen, in: Mk 51 (1986), Heft 1, S. 20-22.

Ders.: Museale Gegenwartsdokumentation – vorausseilende Archivierung, in: Zacharias (Hg.): Zeitphänomen Musealisierung, Essen 1990, S. 180-188.

Wiegmann, Günter: „Materielle“ und „geistige“ Volkskultur. Zu den Gliederungsprinzipien der Volkskunde, in: Ethnologia Europaea 4 (1970), S. 187-193.

Ders. (Hg.): Geschichte der Alltagskultur. Aufgaben und neue Ansätze, Münster 1980.

Wiese, Rolf/Dreyer, Matthias u.a. (Hg.): Museumsmanagement. Eine Antwort auf schwindende Finanzmittel?, Ehestorf 1994 (Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg 1b).

Wildhaber, Robert: Aufgaben der Volkskundemuseen, in: Museumskunde 30 (1961), S. 106-111.

Wörterbuch der Deutschen Sprache, veranstaltet und herausgegeben von Joachim Heinrich Campe, Erster Teil, Braunschweig 1807.

Wunderlin, Dominik: Das „Schweizerische Museum für Volkskunde“ in Basel. Schaffung von Möglichkeiten des Vergleichs als Leitidee, in: SAV 81 (1985), S. 145-150.

Ders.: ‚Europa‘ sammeln und ausstellen, in: Staatliche Museen zu Berlin Preußischer Kulturbesitz Museum für Volkskunde (Hg.): Wege nach Europa, a.a.O., S. 81-86.

Zacharias, Wolfgang (Hg.): Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung, Essen 1990.

Zang, Gerd: Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne. Reflexionen über den theoretischen und praktischen Nutzen der Regional- und Alltagsgeschichte. Konstanz 1985 (Schriftenreihe des Arbeitskreises für Regionalgeschichte e.V., Nr.6).

Zerges, Kristina/Dunger, Hella/Sontag, Helmut: Sammlungen zur Alltags- und Industriekultur. Ein Standortverzeichnis, 2 Bde., Berlin 1983.

Zippelius, Adelhart: Handbuch der europäischen Freilichtmuseen, Köln 1974.

Ders.: Zur frühen Geschichte der Freilichtmuseen in der Schweiz. Träume, Pläne, Realisierung, in: Ballenberg Jahresblätter 10 (1988/89), S. 4-6

Ders.: Zwischen Aufklärung und Nationalromantik - auf der Suche nach den Wurzeln der europäischen Freilichtmuseen, in: Verband europäischer Freilichtmuseen (Hg.): Tagungsbericht 1991, S. 29-37.

Zogg, Annemarie: Aufgaben der Ortsmuseen, in: Bernerspiegel, 26.11.1977.

7.3.3 Periodika

Der Alltag

Ballenberg Jahresblätter

Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg

Jahresbericht herausgegeben vom Schweizerischen Landesmuseum

Mitteilungsblatt des Heimatmuseums Langnau i.Emmental

Museumskunde

Museumsmagazin (Mitteilungen als dem Museumswesen Baden-Württembergs)

SAMDOK-Bulletin